



<36637320440015

Paris und die Franzosen.

Skizzen

von

Ida Kohl.

Erster Theil.

Eine Luft- oder Lustreise. — Nationalcharakter. — Die Frauen. — Die Pariser im Freien. — Die tanzenden Pariser. — Die todten Pariser, ihre Wohnplätze und Feste. — Wasser in Paris.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1845.

Vorwort.

Nachfolgende Blätter entsprangen einer ganz ungeübten Hand, doch wagte dieselbe, sie zu sammeln, in der Hoffnung, daß sie vielleicht demjenigen, der Paris kennt, einige Töne der Erinnerung zuwehen, und dem, der nie dort war, eine kleine Ahnung von dieser Stadt — dieser Welt — geben möchten.

Sie können nur ein unbedeutendes Glied sein in der Kette der Schriften über Paris. Diese Kette ist ja noch lange nicht vollendet und bedarf fortwährend der Erneuerung. Wer könnte das Ganze auf einmal umfassen und in Worten aussprechen? Wohl habe ich manchmal im Traume die Rundung von Paris schön vollendet gesehen, wie es, durch unzählige Bande festgehalten, so recht mitten im civilisirten Weltall schwebt. Man könnte Paris mit einem Bouquete vergleichen, aber wohl verstanden, mit einem Pariser Blumenbouquete, von der weltberühmten Madame Provot oder einer nicht minder

geschickten Künstlerin gewunden, einem auserlesenen Bouquete, theuer gekauft, von unterthänigen Händen dargebracht der Schönsten, wie es aux Italiens in den eleganten Logen des Balkons zwischen den zierlichen Fingern des weißesten Handschuhs spielte, oder an einem in der raschen Bewegung der Polka klopfenden Busen im glänzenden Salon ruhte.

Der Strauß ist ein so vollkommenes Ensemble, daß es scheint, als sei er nur eine einzige Blume; die Farben schmelzen so harmonisch in einander, daß man glaubt, die Natur selbst habe sie so zusammengefügt; die Stiele sind alle so eng in einander verwebt, daß es einem vorkommt, als ob alle Blumen aus einem Stengel herausgewachsen seien. Doch ist es Kunst, schöne Kunst, die hier mit den Kindern der Natur gleichsam verwachsen ist.

Vieles heißt Bouquet in Frankreich. So nennt man das letzte große Schauspiel bei Feuerwerken, wo tausend glühende Blüthen aus einem kleinen Punkte herausfliegen und hoch oben gleich Millionen Edelsteinen sich verbreiten und dann wieder herabfallen, den ganzen Gesichtskreis gleichsam überschüttend. Bouquet ist die große Düte voll auserwählter Bonbons, die ein Galant seiner Dame im Theater präsentirt. Bouquets in zierlichen Flacons zur Toilette sind bei Hombigon rue St. Honoré in großer Auswahl zu haben. Dann giebt es in Paris auch in anderem Sinne viele Bouquets oder schöne, malerische, begeisternde und belustigende

Ensembles; jeder Zirkel, jeder Salon, jede Volksversammlung, draußen oder in der Deputirten- oder Pairskammer ꝛc. ist ein Bouquet. Willst du wissen, wie der Knoten, der diese Sträuße verknüpft, das Band, das sie zusammenhält, der Hauptstengel, an dem die Blumen sitzen, heißt? Esprit, Frohsinn, Liebe. — Paris selbst aber ist das feurige Bouquet, welches weithin über die Welt seine Blüthenfunken sendet.

Nun da sind einzelne dieser Funken und Blüthen, theils vom Boden selbst gesammelt, theils im Erinnerungsgarten gepflückt. Wenige zwar sind es, die wir gehascht, und viele tragen gar nicht die schöne frische Farbe mehr, die sie von Natur haben. Doch wenn auch der Funke vor dem Auge ausgeht, so kann er doch sterbend ins Leben dringen, und sollten auch die Blumen in der Hand verblühen, so wird doch ihr Duft im Herzen bleiben. Sollte mein Bouquet auch nur einen Abend dauern, morgen vielleicht kommt ein neues.

Einer, der ebenfalls in Paris gewandelt und geredet, geweint und gelacht hat und nun auf diesem selben Flecke am treuesten beweint wird, Ludwig Börne, sagt von der Schrift, der Sprache gegenüber:

„Fort von diesem Leichenfelde, ich will mit dir reden die Sprache der Lebendigen. Des Menschen Lippe ist die Morgenröthe, vor welcher das Gespenst der Schrift sich scheu wegflüchtet. Der Buchstabe bleibt stets ein trügerischer Geist; er giebt Ant-

worten auf Alles und beantwortet nichts. — Setze dich an meine Seite, sieh mir ins Auge, wo das Licht wohnt, leg' deine Hand in die meinige."

„So darf sich dir die todte Lüge nicht nahen, und du vernimmst nichts als die lebendige Wahrheit."

Bremen, im Februar 1845.

Die Verfasserin.

Inhaltsverzeichniß.

Zur Einleitung.

Eine Luft- oder Lustreise.

Es war ein heißer Junitag des Jahres 1844, und wir spazierten hinunter den Boulevard des Invalides, wo allerlei militärische Uebungen vorgenommen wurden, und wendeten uns dann seitwärts, nach der Barrière du Maine zu.

Da hatte der Herr Dupuis-Delcourt, Aéronaute célèbre, der schon viele Reisen in die oberen Regionen gemacht, seinen Ballon en cuivre ausgestellt zur Beschauung. Das heißt Jedem, der seinen Franken bezahlen wollte, war der Eingang in das breterne Haus gestattet, wo der Luftballon stand oder vielmehr durch viele starke Bande, wie einst Gulliver, festgehalten wurde; denn er war voll Gas gepumpt und verlangte aus eigenem Impuls, wie ein eben mit reichlichem Hafer gesättigtes Pferd, nach nichts so sehr als nach Weite, Freiheit, Luft.

„Il souffre maintenant," sprach Mr. Dupuis-Delcourt, so seinem Lieblingsfahrzeuge Leben und Seele ver-

leihend, „il souffre, parcequ'il est en repos," und er betrachtete das metallene Ungeheuer mit mitleidigen Blicke. Er selbst flöge lieber heute als morgen mit ihm auf in seine geliebten Lüfte, aber es hat bei diesem kupfernen Ballon so allerlei Abers gegeben: Mangel an Geld — einen Proceß — Mißtrauen in die Sache. Denn es ist eine neue Erfindung, bisher waren alle Luftballons entweder aus Papier oder Taffet gemacht.

Unser Freund Dupuis-Delcourt fand es für nöthig, sich eines dauerhafteren Materials zu bedienen, damit man in Zukunft wagen könne, sich länger in der Luft aufzuhalten, und damit so die Luftschifferei, statt wie bisher bloß zum Vergnügen zu dienen, auf die Stufe der nützlichen Reisemittel erhoben werden könne. Er machte also einen Ballon von bedeutendem Umfange — ich habe den Diameter und die Circumferenz in den Wind geschlagen — aus Kupfer so extradünn, daß er Elasticität genug besaß, um sich mit Leichtigkeit zu dehnen, je nach dem Drucke des Gases. Die dünnen Kupferplatten dazu ließ er aus Deutschland kommen, wo doch sonst nicht viel Luftiges zu haben ist.

Wer traut einer ganz neuen Erfindung? Wir entschließen uns erst, sie als Wahrheit anzunehmen, wenn sie sich bewährt hat. Die Columbus, die Galilei dieser Welt müssen sich's gefallen lassen, verspottet zu werden. Was Wunder, wenn Niemand so recht an das Luftschloß dieses Herrn Aëronauten glauben wollte! Luft-

schlösser haben ohnedieß ihren Ruf verloren, sie gelten nur in Spanien, in Ayrshire und auf der Isle of Sky. Einige wenige Mitglieder der Akademie müssen wir indeß auf der Liste der Ungläubigen streichen — von diesen war eben unser Freund und Begleiter einer, — und er sprach nach seinen Kräften dem reisebegierigen Herrn D. Muth ein.

Wir standen oben auf der Galerie, auf welcher man die ganze Mitte des Bauches dieses metallenen Globus umgehen konnte. D'rauf saßen die Gesellen und hämmerten emsig, um einige Löchlein auszubessern, die sich in das Kupfer geworfen hatten bei Gelegenheit eines Falls, den der Ballon erlitten, da er sich einst aus Versehen etwas erhoben hatte. Unten pumpte man fleißig oder drehte vielmehr mittels eines Rades das Gas hinein, zu dessen Bereitung wir draußen alle die Tonnen, durch Röhren geheimnißvoll untereinander verbunden, sahen.

Das Schifflein, la nacelle, für den Ballon bestimmt, hing unter dem Boden zierlich und leicht geflochten — und als ich so in Anschauung und sinnende Gedanke versunken dastand, schien es mir, als ob durch die Seufzer des Mr. Dupuis-Delcourt die Bande des Ballons sich allmälig lösten. Das leichte Dach des breternen Hauses hob sich wie durch unsichtbare Hände, die Gondel wurde von dem unteren Pole des Ballons wie von magnetischer Kraft angezogen, und drin saß ich und entschwebte den staunenden Blicken der unten gelassenen Freunde.

Höher und höher trug mich mein luftiges Fahrzeug, schon waren Jene meinem Auge, meinem Gedächtnisse entschwunden, denn wie ich stieg, erweiterte sich der Rahmen meines Bildes unter mir — das ganze stolze Paris beherrschte ich — die Königin der Städte, die Stadt der wahren Geheimnisse, — Paris, den Kern der Civilisation, — Paris, diese Brandung, diese Charybdis der Ideeen, diese Scylla des Geistes, dieses Ziel zu vieler Wünsche, diesen Vulkan der Leidenschaften, dieses hotbed of vice and wickedness, la nouvelle Babylon, das moderne Athen, diesen Focus der Freude, diesen Blumenstrauß der Wonne, diese Staubwolke des Alls, dieses Volksmeer, diese heitere Kunstwelt!

Aber hat meine kupferne Kugel über mir Sympathie, läßt sie sich durch meine Gedanken und Wünsche leiten? Lange genug bleibt sie mit mir nahe über Paris schweben, so daß ich hineinschauen kann in alle seine Winkel und Wege, daß ich aller seiner Glanzpunkte mich erfreuen, daß ich auf allen seinen Höhen und Thürmen, seinen Kuppeln und Triumphbögen ausruhen kann.

Paris ist wie sieben Städte über einander gebaut, denn die Häuser ragen bis in die Wolken, — Paris vereinigt aber auch eben so viel, wo nicht mehr Städte neben einander, deren jede ihre besondere Bevölkerung, ihr eigenes Interesse, ihre eigene Atmosphäre, ihre besonderen Sitten und Gebräuche hat. Das Faubourg St. Germain, genannt le noble faubourg, ist der Sitz des Adels, der Gesandtschaften, der Ministères. Hoch

heben sich hier die Mauern vor den großen inneren Höfen, in die man durch das eben so hohe als schwere Riesenthor eintritt, um zu dem hinten liegenden prachtvollen Hotel zu gelangen. Da wohnen die Ritter der Neuzeit, wohlverbarricadirt und gleichsam ein eigenes kleines Reich beherrschend. Hier laufen alle die adeligen Straßen, les rues bien habitées, wie: la rue de Lille, la rue de l'Université, la rue St. Dominique, la rue de Grenelle, la rue de Varennes, in langen Parallelen herab. Portraits von Henri de Bordeaux und Gérard's Ludwig XVIII. hängen hier in den Salons, die grüne Farbe, als Farbe des Duc de Chambord, ist bei den Damen beliebt. Kürzlich wurden dort selbst verwelkte Blumen, gemachte und wirkliche, Abends im Haar und in den Knopflöchern getragen, weil man die Legitimisten in der Kammer „les flétris" genannt hatte.

Ein gewisser Ernst herrscht hier, die Bewohner der Chaussée d'Antin nennen viele jener genannten Straßen todt, weil das Handelsgewebe, die brausende Lust fehlt. Hier sehe ich die Akademie ihre Weisheitsstirn erheben, hier halten die Pairs de France ihre Sitzungen, umblüht von den Rosen des Luxemburger Gartens, hier bewegt sich leisen Schrittes und verhüllten Kopfes die Charité, die Arzneikunst breitet dort ihre heilenden Kräuter aus und macht ihre Experimente an Lebendigen und Todten, — es ist dieß der Sitz der Hospitäler, Klöster und medicinischen Schulen. Dort im Observatorium blickt Herr Arago und sein Freund Babinet aufwärts zu den Sternen durch die himmlischen Brillen (lunettes), hier hat

die lebende Kunst ihren Tempel im Palais Luxembourg. Daran schließt sich das Quartier latin mit seiner Sorbonne und seinen Studenten; — ja da sahen wir sie tanzen mit ihren lustigen Rigolettes in der Grande Chaumière; da sahen wir auch den Schüler der polytechnischen Schule in seiner antiken Uniform und blassen Antlitzes, denn ein schweres Examen sitzt ihm auf dem Nacken, ganz gravitätisch einherschreiten.

Doch nun den Blick nördlicher gewandt in die Chaussée d'Antin, da fließen die Goldströme der Rothschilds und Lafittes, da herrscht die Aristokratie des Geldes; die dramatische Muse hat hier ihre Tempel ohne Zahl, da singt die Grisi, da schwebt die Taglioni, da schreitet die Rachel auf klassischen Bretern einher. Mir werden die Sinne betäubt vom Theaterlärm, zu meinen Ohren bringt ein verwirrtes Getöse von hundertinstrumentigen Concerten; all der Glanz und Flitterkram verblendet meine Augen, fast ergreift mich ein Schwindel — wie gefährlich hier oben! — überall der Tourbillon und Wirbel der rauschenden Vergnügungen, und erst beruhigter wird mein Herz, da ich weiter hinabblicke in das Quartier von Notre Dame de Lorette. So leicht und luftig, wie hier die Häuser gebaut sind, ist auch der Sinn und die Seele ihrer Bewohner; es sind dieß die Künstler, deren Moral und Tugend alle in ihren Schnurrbart geflohen ist, es sind jene geputzten und graciösen Damen, die von der genannten Kirche ihren Namen entlehnen. Hier erscheint das Laster vergoldet, nicht mit einer Schmutzkruste überzogen, wie auf

der Isle de la Cité und an anderen Orten, woselbst wir die Chouettes und Maîtres d'école gefunden haben. Doch liebliche Stimmen klingen aus Notre Dame de Lorette zu uns herauf. Sie feiern den mois de Marie (Monat Mai) mit mehr Pracht und Inbrunst als in anderen Quartieren der Stadt, als wollten sie sich den Schein von Jungfräulichkeit geben.

Nun aber lassen wir unsere Augen im Quartier des Champs Elisées spazieren gehen und im Faubourg St. Honoré. Da begegnet ihnen wohlthuendes Grün, da mischen sich langbeinige Engländer mit den Pariser Lions unter Jahrmarktgeschrei und Kinderlust. Das Gerassel von Wagen und Rossen schallt herauf, und englische Hymnen und laute Gebete von der Chapelle Marboeuf her.

Der Marais war das Faubourg St. Germain unter Ludwig XIV.; jetzt ist es das Bürgerquartier. Das Geklapper der Dominosteine hör' ich hier oben vom Jardin turc her, wo sich die ehrsamen Bürger allabendlich versammeln. Auf die rothen Häuser der Place royale schau' ich hinab, welche Ludwig XIII. zu Pferde beherrscht. Im Faubourg St. Antoine tönt das Hämmern der fleißigen Handwerker, und aus dem militärischen Stadtviertel, dem Quartier des Invalides und Gros Caillou, donnern die Kanonen. Vielleicht ist ein neuer Prinz dem Lande geboren.

Die dreifarbigen Fahnen seh' ich flattern über jedem Monumente, jedem Hospital, ja Kirchen sind oft damit

geschmückt; so trägt sie selbst, die Religion, die Farbe der Freiheit.

Die Boulevards intérieurs durchschneiden das Ganze wie eine Milchstraße. Ein Ladenstrom drängt sich hier an den anderen. Die Rue St. Denis windet einen Kranz künstlicher Blumen um die Stadt; Paris hat seine Blumenstraßen, seine Strohhutstraßen, seine Bandstraßen, seine Epiciersstraßen u. s. w.

Welch ein Gewühl! die scharlachene Soldateska mischt sich mit den Männern in blauen Blousen. Die Soeur de Charité geht eiligen Schrittes und heiteren Antlitzes ihren Weg. Der Kopfputz der Cauchoise steigt himmelan zu mir. Ein Zug von Frères ignorantins in langen Kleidern bewegt sich unter mir — plumpe Gutmüthigkeit liegt auf ihren Gesichtern. Weiterhin ein langer Zug von Collégiens in schwarzem Frack mit großen gelben Knöpfen. Es scheint, als wollten sie mit ihren Zungen die Welt erobern. Ach! da rührt mich das Gelalle der Säuglinge, die sich in der Petite Provence im Arm der Ammen sonnen. Der Jubel der Tuilerieen=Kinderwelt erfreut mein Ohr, und dazwischen höre ich schreien: „peaux de lapin!" Nicht alle Kinder von Paris sind glücklich. Habt ihr auf den Brücken die kleinen Wesen bemerkt, die um Mitternacht, vor Schlaf hin= und hertaumelnd, die Waare ihres kleinen Kastens ausbieten? Habt ihr mitten im Getümmel, aus dem ihr selbst euch kaum retten konntet, als ihr mitten im Strome des Theaterausgusses dahin floßt, ihre schwachen Stimmchen „allumettes chimiques allemandes!"

rufen gehört? Ja wer weiß, ob ihr von Fleur-de-Marie nicht ein Sucre d'orge gekauft habt aus Mitleid.

Doch von der rauschenden Bewegung unter uns wird unser Schifflein selber unruhig, es schaukelt hin und her. Kaum kann ich meine Sinne noch beherrschen. Was Wunder! wie dort Jeder rennt und nur auf sein Ziel bedacht ist. Man sollte denken, das Ende der Welt sei herangekommen. Lebt wohl denn, ihr sorgenlosen Flâneurs, ihr naseweisen Gamins, ihr lärmigen Décrotteurs, ihr geschäftigen Commissionnaires, ihr musicirenden Savoyarden, ihr declamirenden Erzähler, ihr emsigen Ecrivains in euerer Bude, ihr klopfenden Blanchisseuses, ihr schmeichelnden und scheltenden stolzen Dames de la Halle, — sans adieu ihr geputzten Damen und Herren, ihr betroddelten Griechen und braunen Araber, ihr Negerdandys — ich lasse meinen kupfernen Pegasus etwas höher fliegen, müde sind meine Augen vom Sehen, betäubt meine Ohren von euerem hundertzüngigen Geplapper. Modergeruch aus der Morgue hat meine Geruchsnerven erschüttert, höher, höher fliege mein Luftroß bis in die Regionen, wo's keinen Luftzug mehr giebt, wo ewige Stille herrscht.

Hier weile ich! Gott, wie glücklich in der unermeßlichen, leeren, ruhigen Weite — hier ruhe ich und dehne meine Glieder und denke Paris und träume Paris und liebe Paris, und Liebe ist Leben. Ja wohl lebt es um mich. Nun bin ich ja so nahe den Engeln, welche jenem hohen Königshause schon entschwebten. Maria von Orleans steht vor mir verklärten Antlitzes, der

Herzog Ferdinand fast mit einer Falte auf der Stirn, daß er zu weit gesprungen war, und der jüngere Prinz mit Kindeslächeln auf den Lippen. Sie sehen auf den greisen Vater hinab, der, ein Auge schon auf sie gewandt, doch noch kräftig, so lange ihm Frist vergönnt ist, seine Schritte lenkt. Sie senden Gedanken der Liebe und des Trostes auf ihre fromme Mutter hinab und auf die trauernde Herzogin und freuen sich des Glückes ihrer Schwestern und Brüder.

Ich winde einen Kranz der schönsten sinnbildlichen Blumen, die an meines Schiffleins Boden liegen, mit Cypressen vermischt — die reinste Himmelsluft hat ihn umweht — er ist der am härtesten geprüften Fürstenfamilie Europas geweiht.

Da klingt plötzlich ein Ton dazwischen von fernher, von Albion, es ist die Leier meines greisen Sängers, welcher sein Lied anstimmt zum Lobe des letzten Sprößlings der stolzen Bourbonen. Pilger, ziehe nach Belgrave Square, wo ein momentaner Hof sich bildet. Doch es ist wie beim Tableau vivant, die Personen ordnen sich rasch zum Ensemble, nehmen auf einige Augenblicke die der Sache angemessene Miene an, darauf fällt der Vorhang, und jede Bewegung, jeder Gesichtszug kehrt in den gewohnten Alltagskreis zurück, der goldene Rahmen konnte sie nicht fesseln.

Das sind die Gemälde und wunderbaren Töne der Gegenwart. Doch wie viele Gestalten auch der Vorzeit tauchen aus dem Nebelmeer unter mir auf.

Im Arme der schützenden Jungfrau ruht Paris, und

rund um sie versammeln sich alle die anderen Schutzheiligen, der starke St. Denis, der selbst nach seiner Enthauptung den Kopf nicht verlor, die sanfte Hirtin St. Géneviève, der angebetete St. Vincent de Paul, an dessen Herz die Wohlthätigkeitsflamme von Paris angezündet wurde, und all die anderen, — sie bewachen Paris und begeistern die Gemüther von all den Kapellen aus, in denen sie wohnen.

Die Schatten der Könige von St. Denis und ihrer Gemahlinnen ziehen an mir vorüber. Heinrich IV. zügelt königlich sein Roß auf dem Pont neuf, der Nimbus von Louis Saint umstrahlt die ganze heilige Kapelle. Ludwig XIV. blickt stolz und siegreich um sich auf der Place de la Victoire und steht als Weltherrscher da in dem Hofe zu Versailles. Napoleon schaut ernst im Hofe der Invaliden auf seinen alten treuen Diener hinab und läßt alle die Beau-monde, die eitle, am Arc de l'Etoile an sich vorüberziehen.

Ludwig XVI. hat in der Bußkapelle nichts mehr mit dem Treiben dieser Welt zu thun, und Ludwig XVIII. thront weich und prächtig in seinem Königsmantel, die Füße auf Atlaskissen gestützt, im Salon des noblen Faubourg. Diese Statuen, diese Bilder, sie sprechen von bewegten Zeiten, von großen Zeiten. Doch wie viele Plätze, wie viele Kirchen weiß ich unter mir, deren Boden mit Blut- und Gräuelthaten befleckt worden. Unthiere sehe ich walten, wie die Cholera, die Guillotine, die mit ihren offenen Rachen Tausende der Opfer hinreißen und verschlingen. Der ganze Körper

von Paris liegt wie unter tausend Messerstichen zuckend, und es erscheint kein rettender Engel.

Gott, sollte es uns nicht jetzt noch des Schlafs auf immer berauben, wenn wir allein über das Gemetzel der großen Revolution ernstlich nachdächten, über die drei Schreckensmonate, wo täglich achtzig und mehr Menschenleben dem Messer der Guillotine anheimfielen! Denkt euch den achtzigsten, der da stehen mußte und zusehen, wie alle seine neun und siebzig Leidensgefährten zerstückelt wurden, bis zuletzt an ihn die Reihe kam.

Aber wenden wir unser Angesicht von diesen herzzerreißenden Erinnerungen ab, das Bild der Gegenwart ist heiterer. Lacht nicht unter uns Paris, und grünt und blüht und duftet es nicht? Paris ist immer schön, aber am schönsten im Frühling, wenn die Tuilerieen im weichen Flaum des Kastaniengrüns und der Blüthe ruhen, wenn der Luxembourg-Garten von Syringen duftet, wenn Lust und Jubel die langen Alleeen der Champs Elisées erfüllt. Ringsum wohnt der Fleiß, bildend und webend, im Louvre, in den Gobelins, in Sevres, allenthalben sieht man die Wunderwerke seiner Hände erstehen. Die Kunst und die Industrie, sie wirken und schaffen ohne Ende, denn ein Friedens fürst ist erschienen und er heißt Louis Philippe und ein Friedensheld kämpft mit Muth um den theueren Preis der Ruhe und Sicherheit, zwar nicht im offenen Felde unter Kanonendonner und den Blitzen der Büchsen, aber mitten zwischen dem Gekrache, dem Gebrause, dem Wüthen und Poltern hundertfältiger Stimmen von begabten und be-

redten Männern, im Angesichte von ganz Frankreich, im Angesichte von ganz Europa. Seine Waffen heißen Ueberredung und Ueberzeugung. Sein starker Arm ist der sonore Ton seiner Stimme, die alle Nerven, alle Fibern des Zuhörers durchbebt. Ja denkt nur, stellt es euch nur vor, es ist eine Weltenstimme, die diese Räume der Deputirtenkammer durchklingt, es ist das Wort, welches bestimmt ist und ausgesandt wird, das ganze Herz der Nation zu rühren. O was ist Guizot für ein Mann!

Möge Gott ihm noch lange Kraft verleihen, möge Louis Philipp bis zu hundert Jahren leben, und der Comte de Paris dann würdig aus seiner Asche auferstehen!

Und von allen meinen Vivats erscholl der unermeßliche Luftraum, aber die Echos kehrten zurück in mein Schifflein und bewegten es dermaßen durch ihren heftigen Luftzug, daß paff! ich weiß nicht wie, die ganze Maschine in Brand gerieth. Ein Raketenstern, blau und roth, schwebten wir noch eine Weile dort. Da ging auch dieser aus, und Alles war verschwunden.

Peau de lapin! ich erwachte und rieb mir die Augen. Die Sonne schien durch die gelben Gardinen meines Alkoven, der Boden unter mir erbebte von dem Wagengerassel der Place du Palais Bourbon. Rasch machte ich mich auf, um einen Spaziergang auf ebener Erde zu unternehmen.

Nationalcharakter.

Der patriotische Franzose.

„Comment peut-on être Persan!“ hatte einst eine Französin voll Schauder und Verwunderung zu einer Perserin gesagt.

Ja schwebt nicht noch immer dieselbe Frage auf den Lippen der Französin, einer Engländerin, einer Deutschen gegenüber? „Gott, wie ist es möglich, meine Gute, daß Ihre Seele sich in eine englische Haut gesteckt hat? Wie konnten Sie's über's Herz bringen, meine Theuere, aus einem Guckloch der deutschen Erde an's Lebenslicht zu treten, wenn das schöne Frankreich Ihnen so nahe liegt, Frankreich, Europas Olymp, wo man wie ein Gott lebt.“

„Je suis fier d'être Français!“ sagt der Franzose und drückt dadurch eine größere Dankbarkeit gegen den Schöpfer aus, als wir Deutschen, die leicht allenthalben etwas aufnehmen und einsaugen, jemals es thun.

Und wie eng schmiegt er sich an seine Nation, wie zärtlich lehnt er sich an sein Vaterland an. Da nur findet er sein Glück, die Fremde ist für ihn eine Wüstenei. „Aussi je bénirai le jour, où il n'y aura plus

de voyages pour moi, et je brûlerai mes malles," sagte mir ein Franzose, der sein Schicksal beklagte, das ihn auf mehre Jahre von seinem Frankreich exilirt hatte. „Rendez-moi ma patrie, ou laissez moi mourir," singt er verzweiflungsvoll in der Ferne. Beweglich wie sein Geist ist, so unbeweglich bleibt sein Körper an seinem französischen Boden kleben.

Nur die Nothwendigkeit kann ihn hinaustreiben, eigenes Bedürfniß nie. Frankreich ist für ihn die Axe der Welt, Paris das Centrum alles geistigen Lebens. Der Franzose und der Engländer haben beide mehr Vaterlandssinn als der Deutsche, wenn dieser vielleicht eben soviel Vaterlandsliebe hat. Ich meine, durch's Gefühl mag er eben so sehr an sein Land geknüpft sein als die beiden anderen. Diese sind ihrem Lande mehr, sie thun mehr für dasselbe, weil sie ein Ganzes bilden.

Der Engländer fühlt sich als Engländer, der Franzose als Bewohner Frankreichs. Die Franzosen, als gute Soldaten, halten unter sich mehr zusammen, haben den Esprit de corps, wie auch schon die Umarmungen der Männer unter sich beweisen, sie greifen ineinander. Der französische Patriotismus ist eine Kette, der englische Patriotismus ruht auf einzelnen Säulen, die neben einander stehen. Diese Säulen haben sich untereinander nicht nöthig. Unter den französischen Patrioten besteht eine enge Brüderschaft.

Das „I say" des Engländers ist nicht uncharakteristisch auch in dieser Beziehung. Jedes Echo im politischen wie im häuslichen Leben will einzeln gehört sein.

„I say,“ ich bin es, der da spricht, und sei du meines Winks gewärtig; was ich sage, ist von Bedeutung. Dabei wird der Accent auf das I gelegt, damit die Person noch mehr hervortrete. Es ist der wahre Stempel des Egoismus, jenes Säulensystems.

Das Obigem entsprechende „Dites donc!“ der Franzosen hingegen bezeichnet das erwähnte Ringsystem; es drückt Höflichkeit aus und Unterwürfigkeit in des Anderen Willen. Man bittet durch diese zwei Worte um des Angeredeten Ansicht, ehe man seine eigene ausspricht. Die Irländer sagen „whisper!“ wenn sie Jemandem etwas Besonderes sagen wollen; die Verschlagenen und Heimlichen! sie wollen wohl nicht, daß es bis jenseits des Georgkanals hindringe; und doch thun sie es.

Daß die Franzosen so unter sich zusammenhalten, bezeugt ihre Liebenswürdigkeit. Und wie sehr die letztere anerkannt ist, das ist an ihrem eigenen Ausspruche zu erkennen, wenn sie sich selbst „la nation la plus aimable de la terre“ nennen. Viele Ausländer geben ihnen dieses gern zu, wie denn auch eine Ausländerin, so erzählte mir ein Franzose, inmitten einer zahlreich besuchten Soiree in Paris plötzlich voll Entzücken ausrief: „Mon Dieu, que les Français sont aimables!“

Eben dieser Mangel an Liebenswürdigkeit in anderen Nationen oder lieber dieser Mangel an Amabilität (denn da ist ein kleiner Unterschied) ist den Franzosen so fühlbar, daß die Ausländer bei ihnen so wenig gelten.

Ich fragte einst eine Dame, ob sie einen gewissen Herrn (es war ein Schweizer) nicht sehr liebenswürdig

gefunden habe. „Aussi aimable qu'un Suisse peut être,“ wurde mir sehr lau geantwortet.

Darin sind sie von den Engländern sehr verschieden, welche die Foreigners so gern haben, die größere Lebhaftigkeit eines Foreigners bewundernd anstaunen. In Frankreich giebt es kein größeres Lob für den Fremden, als wenn man ihm sagen kann: „Vous êtes devenu très-français maintenant.“

Wehe aber dem Deutschen, oder Polen oder was er sei, dem entschlüpft ist, daß er die Engländer lieber habe als die Franzosen. Dieß wird ihm nimmer verziehen. Sie halten viel darauf, die Franzosen, daß man sie und ihr Paris liebe. „Ah! vous aimez mieux les Anglais que les Français,“ so urtheilen sie schon nach sehr schwachen Beweisen; es ist eine gewisse Eifersucht und Eigenliebe, die sich darin zeigt. „Anglais pur sang!“ heißt es mit abgewandtem Gesicht von Einem, der auch die Rechte jener Nation verfechten will. Welch ein Versehen von der Natur, daß sie nicht die ganze Bevölkerung der Erde auf Frankreichs Boden und namentlich nach Paris gesetzt hat!

Verzeihlichkeit.

„Wie oft ist es recht, seinem Feinde zu vergeben?“ fragte jener Israelit; „ist's genug sieben Mal?“ und der Heiland antwortete: „Siebenzig Mal sieben Mal.“

Giebt es eine Regel des Evangeliums, welche die Franzosen au pied de la lettre erfüllen, so ist es die

obige. Unzählige Male vergiebt man hier, und sowie die Entschuldigung den Lippen des Gegners entschlüpft ist. „Il a demandé pardon à moi, c'est comme s'il ne l'avait pas fait,“ sagt man.

Französische Worte sind auf Schiefertafeln geschrieben, und was davon uns nicht gefällt, können wir leicht mit einem nassen Schwamme vertilgen. Sollte aber auch das, was wir gern stehen lassen möchten, nach und nach sich verwischen und unleserlich werden? Deutsche Worte hingegen sind mit Feder und Tinte auf Papier geschrieben. Man kann sie wohl ausstreichen, aber sie bleiben immer stehen.

So ist es mit dem deutschen Ausdruck „verzeihen“ und dem französischen „pardonner.“ Laßt uns die Worte zuerst untersuchen. Worte deuten oft rückwärts auf den Sinn.

„Verzeihen“ kommt vom Zeihen oder Beschuldigen. Jemanden einer Lüge, eines Unrechts zeihen. Ver ist die Vorsilbe der Umänderung, es nimmt also die Beschuldigung gewissermaßen wieder hinweg, aber nicht ganz, denn verkleiden heißt nicht ohne Kleid sein, versehen bedeutet nicht gar nicht sehen, und das Zeihen bleibt noch im Worte.

„Pardonner“ hingegen giebt die Sache wieder ganz zurück; par bedeutet durch, es ist durch und durch oder ganz und gar zurückgegeben und geht den Anderen nichts mehr an.

Die Franzosen verzeihen und vergessen. „Est-ce pardonné?“ — „Oui, c'est pardonné.“ — „Allons il n'en sera plus question.“ Und somit ist auf ewig ein

Schleier über die Vergangenheit gezogen. Das ist Geschicklichkeit und Zartsinn. Wir treuen Deutschen haben auch in dieser Beziehung ein längeres Gedächtniß. Unsere eigenen Dichter kennen diese Einrichtung unserer Natur nur zu gut und warnen uns aus Angst davor, daß wir solch schwerverdauliche Speise bereiten möchten:

„Sende nicht Worte mit fliegender Eile,
Fliegende Worte sind brennende Pfeile,
Tödten die Ruhe der Seele so schnell.“

In Frankreich fällt nun oft ein ganzer Schauer solcher brennender Pfeile auf die Mimosapflanze der deutschen Seele herab. Welche Blutströme würde es da geben, welch krampfhaftes Zusammenschlagen der Herzblätter, wenn nicht gleich der Balsam: „Sans rancune!“ da wäre; dieser heilt alle Wunden, er ist zugleich der Zephyr, welcher alle Blätter wiederentfaltet, so daß sie gleich frei und freudig wieder grünen und athmen.

„Sans rancune!“ Es wird in einem so liebenswürdigen Tone, mit so viel Aufrichtigkeit gesagt, daß man nicht ungerührt davon bleiben kann. Der so häufige Gebrauch dieses Balsams weist nun, wie schon oben bemerkt, auf eben so häufiges Verwunden hin. Und wahr ist es, die französische Zunge kann oft recht stachelig werden. Doch unter sich verstehen die Franzosen sich gut, und es ist nicht immer ein so formeller Schluß des Waffenstillstandes erforderlich, wie bei uns Deutschen.

Bei ihnen folgt die herzlichste Umarmung gleich auf den bittersten Zorn: „Allons, embrasse-moi, c'est fini. N'y pensons plus.“

Solch einen Schwerttanz, wo die Waffen mit Blumen umwunden sind, den lassen wir uns noch wohl gefallen.

Die Franzosen sind „bons enfants,“ alle miteinander. Sie sind gut und sind Kinder. Die Engländer haben den Ausdruck „a good child“ für Erwachsene nicht, die Deutschen eben so wenig den: „ein gutes Kind.“ Es ist von den dreien der Engländer wohl am wenigsten Kind. Er fühlt sich so früh wie möglich „of age.“ Unter den Deutschen giebt es kindliche Gemüther, aber „les bons enfants“ sind so recht eigentlich unter den Franzosen zu Hause.

Jeder Franzose ist ein „bon enfant.“ Man glaubt wirklich, unter eine Nation von Kindern gerathen zu sein, wenn man sie sich um ein Nichts ereifern und erzürnen sieht, über ein Nichts sich himmelhoch freuen und versöhnen.

Franchise.

„Vous êtes l'être le plus faux et le plus coquet, que la terre n'ait jamais porté. Pour plaire aux autres vous ferez tout. Vous êtes d'une lâcheté infame. Vous visez continuellement à faire de l'esprit et je sais que vous m'exécrez. Vous êtes détestable!“

Das ist ein Pröbchen von der Aufrichtigkeit einer Französin, und es scheint mit ihrer Neigung zum Zorn in sehr naher Verbindung zu stehen.

Einst hörte ich z. B. eine Französin, die noch etwas cholerischer war als jene, als ein kleiner Knabe der Nachbarschaft ihre Hauslaterne ausgeblasen hatte, ihrer Colère folgendermaßen Luft geben: „La prochaine fois que je l'attraperai, je le rosserai bien, je vous promets. Je lui donnerai vingt bons soufflets, qu'il s'en souviendra. Diable! ce n'est pas plaisant ça de trouver ma veilleuse éteinte! Aussi je le répète; il aura une volée de coups, qui sera copieuse! le méchant! Et que son père le sache, je m'en fiche bien! je le lui dirai tout bonnement, je ne vais pas lui mâcher ça!"

„Vous avez parfaitement raison, Madame, c'est épouvantable, c'est atroce, c'est infame, c'est à faire dresser les cheveux. Hahahaha!

Ja das Kapitel über die Franchise steht so recht eigentlich mitten zwischen dem Kapitel von heftigen und von schmeichelnden Worten. Die Beiden bekommen von der Offenherzigkeit ihre Nahrung; sie haben ihre Wurzel in dem warmen Herzen und dem heißen Kopfe der Franzosen. Zwischen diesen beiden Herden lodert die edle Flamme der Franchise.

Sie macht den Charakter der Franzosen gleich den Läden in Paris, in die man von der Straße ab ganz hineinsehen kann, bis zu der arbeitenden Maschine. Nichts Verborgenes ist hier, nichts Zurückgehaltenes. Der ganze Strom der Galle muß unaufgehalten aus seinem Bette herausströmen. „De suite quand j'ai déchargé ma bile, je n'y pense plus." Der Schlamm ist ausgeworfen, der Fluß des Blutes ist wieder rein.

Wehe dem, den der Schlamm trifft, doch wird er gleich wieder abgewaschen mit wohlriechendem Wasser. Ebbe und Fluth dauern immer fort im Meere der Affecte; sie treffen stürmisch, verderbend und mit Wuth, die Wogen, oder sie umspielen lächelnd das Ufer, je nachdem das Wetter. Aber ein völliges Gleichgewicht tritt niemals ein. Keine zusammenhängende Kette der Tage, wo ein Glied aus dem anderen hervorgeht, das Gestern das Heute gebiert. — Das Heute gilt allein, alle die Heute liegen wie die Perlen eines zerrissenen Halsbandes auf dem Fußboden umhergestreut. Darunter giebt es glänzende Edelsteine genug, und Jeder kann sich davon nehmen, aber der durchlaufende Faden fehlt.

Der Faden ist die Harmonie. „O blondgelockte Harmonie," so rufen wir in Frankreich, „wohin hast du dich geflüchtet? Hast du im braunen Frankreich keine Wohnstatt finden können?" Ja, die Deutschen, blond wie du, sind deine Brüder, und Alle, die von germanischem Blute sind. — Mit dem Schnee einigt sich deine sanfte helle Farbe, und der Schnee ist weich, er schmilzt und dringt ein. Braun ist hart; Braun ist Eisen, Braun ist bitter wie Galle, es sondert sich ab; es hat Kraft. Braun brennt die Sonne die Franzosen, und sie sprühen Funken rechts und links; einige brennen und verwunden, andere fachen den Götterfunken an.

So steht's um die lose Ungebundenheit französischer Tage. Frank und frei steht jeder einzelne Tag da, frank und frei, wie jeder Franzose. Aber aus der Freiheit oder Franchise des französischen Herzens ergiebt sich

noch ein anderer Schluß. Eben die vielen Gucklöcher, die sein Herz hat, dieß gläserne Kleid, welches seine eigene Seele trägt, verbindet den Franzosen mit dem Franzosen. Es giebt zwischen dem Deutschen und Deutschen eine viel dickere Scheidewand. Es heißt bei ihnen: bleibe du da, und ich bleibe hier. Unsere angelsächsischen Brüder bauen gar noch eine Hecke zwischen sich und ihren Nachbarn auf und warnen in ihrem Sprüchworte, diese niederzureißen: „Love your neighbour, but do not pull down your hedge." — Das ist der ächte Anti-esprit de corps.

Die Franzosen bauen lieber Brücken und Stege von Einem zum Anderen. Eine solche Brücke liegt schon in dem Worte „voisin," es ist das „voir." Jeder sieht, und läßt sehen. Das braune französische Auge durchdringt schnell und trägt eine Feuerinschrift auf seinem dunklen Grunde.

Die Tiefe des deutschen Augenhimmelblaus verbirgt mehr und saugt mehr ein; es läßt mehr errathen als lesen. Es hat eine stumme Sprache.

Elektricität reiht die französischen Augenfunken aneinander, sie knallen in einer Kette fort.

So bildet sich aus diesen elektrischen Augenfeuerballen, aus jener Herzensbrückenkette eine Volksfestung, eine große Masse, wohlverbunden und verknotet. Es ist das militärische Corps, alle tragen die feuerrothe Krapphose.

Daher der Mangel an Respect vor dem Ichsein, vor der Individualität, welcher sich durch ihre übertrie-

benen Schmeicheleien, wie durch das offene Darlegen deiner Fehler offenbart. Das Schöne besteht für sie als ein Ganzes, eine ungetheilte Göttin, sie sehen es allenthalben ohne Hülle.

Eben so sehen sie das Mangelhafte nackt und bar. Was ist da natürlicher, als daß sie das Schöne loben ohne ängstliches Maß, wo es sich zeigt, und das Häßliche tadeln ohne den geringsten Rückhalt, wo es sich sehen läßt. Dazu kommt noch ihr lebhaftes Gefühl für's Schöne, ihr schärferer Sinn für dasselbe.

In einer Soiree schlug eine anwesende Dichterin, die man aufgefordert hatte, irgend etwas vorzutragen, der Gesellschaft einige Verse eigener Composition vor, worin das Lob der gegenwärtigen Wirthin gesungen wurde. Diese Wirthin war eine ausgezeichnete Dame, begabt mit Vorzügen des Herzens und Geistes, die wohl eine poetische Lyra begeistern konnten. Die Illustration belebt ein Buch. So setzte sich denn der Gegenstand des Gedichtes selbst, das Portrait, auf einen hohen Lehnstuhl neben die Dichterin und begleitete mit wohlgefälligem Lächeln die Honigrede ihrer Lobrednerin; selbst mit den Anderen Beifall klatschend bei den schönsten Stellen. So etwas könnte bei uns in Deutschland nicht geschehen.

Ich hörte einen deutschen Freund in Bezug auf jene Episode bemerken: „Es ist sonderbar, die Franzosen scheinen in manchen Dingen gar keinen Tact zu haben.“ Eine Engländerin, die auch zugegen gewesen war, sagte mir nachher: „I did not know where to look.“

Ich aber finde die Auflösung solcher Räthsel in dem Vorhergesagten. — Einige Tage nachher hörte ich die Dame, auf die jenes Lied gesungen war, zur Dichterin sagen: „Tout le monde me demande vos vers, est-ce que vous en avez encore des copies?“ — „Oui, Madame, certainement je vous en enverrai tant que vous voudrez, et vous même vous les aurez en manuscrit de ma propre main.“ — Das heißt sein eigenes Selbst doch ziemlich unceremoniell behandeln, bei der Einen, wie bei der Anderen.

Nach obigem Beispiel scheint es nun nur ein schwächerer Beweis, daß ich häufig Verse vorlesen hörte von einer Dichterin, wobei diese selbst zugegen war und eben so stoisch lächelnd dem Vorleser mit den Lippen folgte und eben so lächelnd dem „c'est beau! que c'est beau!“ der versammelten Menge zuhorchte. Ein anderes Mal war ich in einer Soiree, wo Jemand eine politische Declamation zum Beßten gab, worin der Uebergang eines Deputirten zu einer anderen Partei mit recht crassen Farben geschildert wurde. Dem Ende dieser Rede folgte der Ausruf:

„Und derjenige, welcher so gehandelt hat, wollet Ihr wissen, wer es ist?“ — C'est mon père. Le voilà.“ Dabei zeigte der Redner auf den anwesenden Vater hin.

Es ist also die Sache, nicht die Person, welche sie in Betracht ziehen. Bei uns ist die Person heiliger, und es werden auch eben deßhalb alle Dispute und Zänkereien leicht persönlich. Die Person fühlt sich angefochten, und auf die Person ist es gemünzt.

Die Person nur als Maske des Geistes, wie die Bedeutung des Wortes eigentlich ist, anzusehen, ist uns nicht gegeben.

Geist und Herz eines Deutschen sind innig ineinander verschmolzen. Sie bilden zusammen das Gemüth. Zaghaft ist diese Gesammtheit nun manchmal, eben weil sie aus so zerflossenen Theilen besteht. Muth, im Gegensatze des Gemüths, ist das Erbtheil einer kriegerischen Nation. Mit Muth fassen die Franzosen sich selbst und ihren Nachbar an, ziehen das Anatomisirmesser heraus und zerlegen die Körper sehr geschickt, den eigenen wie den fremden. „Mon sentiment, ma beauté, mon style, mon esprit, mon imagination," alles das sind Dinge außer mir, und sie werden jedes einzeln betrachtet. Sie stehen vor mir, ich wage sie zu kritisiren. Daher die Selbstgefälligkeit der Französin, das Entzücken einer Pauline, Prinzessin von Borghese, über ihre eigene Venus-Statue. Daher so viele andere Ausflüsse ähnlicher Art.

„Ah j'ai tant pleuré. Avez-vous vu comme j'ai pleuré?" fragte mich eine Französin, die ihr Kind hatte taufen sehen. Und eine andere, mit der ich eine Begräbnißfeierlichkeit angesehen, und die dabei ebenfalls Thränenströme vergossen hatte, sagte mir beim Heimgange: „Je n'y irai plus, cela m'émue trop, je suis obligé de pleurer comme un enfant."

Dieß scheint mir wieder ein Zeichen von der Lust zu analysiren. Auch die Thränen werden an und für sich selbst betrachtet, eine Thräne nach der anderen löset sich

wie die Perle aus der Muschel ab zum Schmuck der Seele. Auch Andere bewundern diesen Schmuck an uns: „Pauvre fille, comme elle a pleuré, elle a bon coeur.“

Da wird die Quelle, der Lauf, die Mündung der Thränenwellen betrachtet. Der Körper oder vielmehr der ganze übrige Mensch bildet nur die trockenen Ufer. Deutsche Thränen, möchte ich sagen, sind, mit den französischen verglichen, ein stehendes Wasser. Es giebt mehr thränenvolle oder feuchte Augen in Deutschland, mehr reißende Thränenströme in Frankreich.

Und so kochend ist das Wasser der letzteren, daß, wie viele heiße Wasserquellen hineingeworfene Gegenstände versteinern, bei ihrem Anblick ein deutsches Auge ganz trocken und starr wird, ein deutscher Mund regungslos.

Von klaren südlichen Waldbächen hat man immer viel mehr gesungen als von nordischen Moorgewässern. So geht's mit den Moorgewässern der deutschen Thränen; Wasser und Erdtheile, oder Thränen und Herztheile sind hier so nahe mit einander verbunden, daß Mancher die Augenblicke des Ueberfließens gar nicht bemerkt; manche nachbarliche lockere Erdart — man weiß schon, daß ich von einem anschauenden Adams-Erdenkloß spreche — saugt sogleich selbst von jenem Gewässer ein. Es giebt also ein stummes Wasserecho. Das ist die deutsche lautlose Gefühlssprache.

Man könnte auch sagen, daß deutsche Thränen ölig seien, so substantiell, so zusammenhängend, so nahrhaft für die Herzenslampe. „Zum Oel, das in der schwachen Menschenbrust die Flammen heiliger Begeisterung nährt.“

Die deutschen Augen sind Wolkenamateurs; wie die Berge möchten sie die Segler der himmlischen Lüfte fesseln und von ihnen einsaugen den heimlichen Strom, der in's Herz mündet.

Die Franzosen umgekehrt, möchten sogleich alle Herzenswolken verscheuchen; sie schicken sie hinaus, einen Sturmwind hinterdrein jagend. Darum wird es denn auch gleich darauf wieder so helle und heiter im Herzen und auf dem Gesichte. Der französische Strom fließt in den Ocean der Universalgefühle hinein. So wird er ein Gemeingut. Und dieß führt uns wieder auf die Masse zurück, auf das militärische Corps.

Die Uniform ist für alle Soldaten sehr wichtig. Die kleinste Veränderung, die darin angeordnet worden, eine andere Form der Kappe, ein anderer Streifen am Beinkleid, die Einführung irgend einer anderen Farbe, beschäftigt die Offiziere oft Wochen lang; sie können sich nicht daran gewöhnen, es ist für sie von der höchsten Wichtigkeit.

So ist den Franzosen eine größere Blässe oder höhere Röthe des Gesichts sehr bemerkenswerth und bedeutungsvoll. Es werden gleich wichtige Schlüsse daraus gefolgert. Ein kleiner Knabe, der sonst seiner Artigkeit wegen eben nicht berühmt war, hatte gesehen, wie eine Person die Treppe hinuntergefallen war — und war, ganz natürlich, blaß geworden vor Schreck. Da hieß es gleich: „Guillaume est sensible; il est devenu pâle comme la mort de frayeur; nous avons beau dire, qu'il soit méchant, il est pourtant bon garçon.“ Das

wurde oft wiederholt und Jedem erzählt, auch dem Knaben selbst in's Angesicht gesagt: „Du bist blaß geworden, Du bist gut; ich habe Dich lieb. Komm her, ich will Dir etwas Schönes geben." Die Belohnung folgt auch gleich hinterdrein.

Die Franzosen singen also nicht wie wir: „Blaß oder roth, wenn nur im warmen Busen 2c." Sie hätten überhaupt nie ein solches Gedicht, das der Ausfluß der Gleichgiltigkeit ist, gedichtet: „Nord oder Süd, Arm oder Reich, Jung oder Alt, Stadt oder Land, Schlaf oder Tod." — „O! welch himmelweite Unterschiede!" würde der Franzose ausrufen.

Aber lasset uns noch ein Mal auf die Farbe oder Substanz zurückkommen, welche bei den Franzosen wie bei allen Künstlern in Betracht kommt.

Farbe, Form, Ton sind des Künstlers Seele, oder er schafft Seele, Geist daraus. In die Farbe, die Form und den Ton des gewöhnlichen Lebens, des gewöhnlichen Menschen legen auch die Franzosen die Seele. Doch, eng wie Körper und Seele verbunden sind, Irrungen können hier doch vorfallen.

Es ist gut, in manchen Fällen wie Xavier le Maistre „la bête" als „l'autre" zu betrachten. Das thun die Franzosen zu wenig. Der Körper an und für sich selbst hat seine Capricen. Am meisten irren die Franzosen, wenn sie uns Fremde nach dem Maßstabe von Roth und Blaß, von unzähligen Thränen oder einer Thräne, von Wortfluth oder Wortebbe, beurtheilen wollen. „C'est étonnant! c'est pourtant vrai que ces Anglais sont

froids comme la glace," sagte mir eine Französin, als wir im englischen Nachbarhause, aus dem gestern eine Tochter nach Italien abgereist war, die Mutter wie gewöhnlich mit ihrer Arbeit am Fenster sitzen sahen und den Bruder zur täglichen Uebungsstunde auf der Flöte spielen hörten. Nach ihrer Ansicht hätte die Mutter bei Bouillon, oder besser „Soupe maigre," im Bette sein und der Bruder sein Taschentuch im reinsten Herzenswasser spülen müssen.

Wie rührte es mich dagegen, als dieser nämliche Bruder mir nachher mit einfachen Worten erzählte, wie er die Schwester immerfort vermisse, wie er stets noch ihre Stimme zu hören glaube, wie er sich gar nicht an die Leere des Platzes gewöhnen könne, wo sie sonst gesessen.

Die Franzosen verwechseln oft Körperliches und Geistiges. Es ist dann aber auch, wie schon vorhin gesagt, ihr eigenes Gesicht das aufgeschlagene Seelenbuch und ihr ganzer Körper eine Glasglocke. Man könnte geistig bei ihnen die Phrase anwenden: „J'ai le sang très-près de la peau." Das Netz ihrer Nerven umstrickt den Körper vielmehr, als daß es ihn durchbringt. Das ganze System dieser Fädchen ist bei ihnen wie eine Glasharmonika eingerichtet; die leiseste Berührung, ein Tippen mit dem leichten Kork setzt alle Schwingungen in Bewegung. Das deutsche und englische Fibergezweig ist wie eine Orgel. Es bedarf kräftiger Finger, um die Tasten niederzudrücken, und noch einen Balgentreter dazu, damit die Töne Ausgang fin-

den. Dann hallen sie aber auch lange nach, sie füllen einen weiten Kirchenraum und dringen auch auf zum Himmel.

Die Franzosen haben mehr Gedanken, die Deutschen mehr Gefühle. Daher sagt unser Dichter: „Allen gehört, was du denkst, dein eigen nur, was du fühlst. Daher französische Franchise, deutsche Reserve, französische Gesprächigkeit, germanische Stummheit.

Die französische Franchise hat sich durch die Publicirung der „Mystères de Paris“ noch einer großen Sündenlast entledigt; da sind alle die engsten Straßen und Schlupfwinkel von Paris aufgedeckt worden. Kein Geheimniß giebt es mehr, wenn's die in Paris so sehr beliebten anonymen Briefe nicht sind. Diese könnten indeß auch als ein Ausfluß der ungekannten Franchise angesehen werden. Dem Empfänger des Briefes eröffnet man Etwas, was er nicht wußte, man giebt ihm ein Zeichen der Gunst. Nicht so dem Gegenstande, dem Helden des Schreibens. Diesem geschieht's hinter'm Rücken. Wo drei Personen im Spiele sind, da sollten sie doch alle herbeigerufen werden. Nun bleibt auch noch der Angeber hinter dem Vorhange. Er verschweigt seinen Namen. Und das ist eine schwarze, schmuzige Rückseite von der Medaille der französischen Offenherzigkeit.

Anonyme Briefe sind ganz an der Tagesordnung in Paris, und ihr Sujet ist gewöhnlich die Anklage

eines Anderen, die anonymen Briefe der Carnevalszeit ausgenommen.

Wenn der Empfänger ein guter und argloser Mensch ist, so wirft er den Brief weg und ruft mit edlem Zorne aus: „Pfui, ich glaube es nicht. Wer einen anonymen Brief schreiben kann, der hat gewiß keine rechtschaffene Absicht. Dahinter muß ein ganzes Heer von Neid, Lügen und Intriguen stecken."

Doch sind wir Menschen menschlich schwach, und troß jener edlen Indignation könnte sich ein leichtes Mißtrauen regen, eine geringe Kälte gegen den Angeklagten könnte sich unserer unwillkürlich bemächtigen, die diesem unabsichtlich fühlbar würde.

Fremde können solche Erfahrungen machen, da man im Ganzen Fremde nicht allzusehr liebt. Selbst zwischen Ehepaare hat sich bisweilen ein solcher Feind gestellt. Man erzählte mir von einer jungen Frau, die gleich nach ihrer Verheirathung mit einem Manne, den sie vorher sehr wenig gekannt hatte, täglich anonyme Briefe erhielt, worin dieser ihr Mann ihr in einem sehr schwarzen Lichte dargestellt wurde, mit Hinzusetzung verschiedener Anekdoten aus seinem Leben. Die junge Frau wurde davon sehr ergriffen, sie verheimlichte es anfänglich; da der anonyme Schreiber aber immer lauter und energischer wurde, so offenbarte sie ihrem Ehegemahl eines Tages die ganze Sache. Er vertheidigte sich mit der Festigkeit der Unschuld, und es wurde nun unter ihnen ausgemacht, daß der Mann fortan alle Briefe, welche an die Frau adressirt kämen, erbrechen und vor-

her lesen wolle, damit kein solcher Ruhestörer ihr selbst in die Hände falle.

Wenn sich Jemand um einen Platz bewirbt, so fehlt es natürlich nicht an Angriffen mit Waffen dieses feigen Metalls, wie man sie bei einer kriegerischen Nation wahrlich nicht erwarten sollte. Der Freund und Gönner eines Candidaten der Akademie hatte eine ganze Sammlung solcher Briefe über den ausgezeichneten Mann erhalten, welchen er in die Zahl der Weisen Frankreichs aufzunehmen wünschte.

Das ist der Punct, wo wir bei der französischen Aufrichtigkeit noch holperiges Erdreich finden.

Sonst giebt es unter den Französinnen eben keine Iphigenien, die ein langverschwiegenes Geheimniß nähren und ihre Geschichte unter einem dichten Schleier verhüllen.

Am ersten Tage der Bekanntschaft werden dir schon oft die Herzblätter alle auseinander geschlagen. Dir wird die Geschichte deiner neuen Freundin, ihrer erlebten Leiden und Freuden, zu Theil. Sie läßt dich auch ohne Furcht oder Scham in ihre Geldschatulle hineinsehen, sei diese voll oder ganz leer.

Das anziehende Laisseraller der Franzosen hat in ihrer Franchise seinen Ursprung, und in ihrer Grazie, ihrem Savoirvivre findet es seine Gränze. Wollte ein Engländer oder eine Engländerin so etwas versuchen, so würden sie zu weit gehen und in die in ihrem Vaterlande so sehr verschrieene Vulgarity verfallen.

Wie gesagt, die französische Seele trägt ein Glaskleid, die englische und deutsche dagegen einen Pelz, der sie warm hält.

Causerie.

Jene Franchise spiegelt sich wieder oder kommt zum Vorschein in der Conversation, in dieser noch eher als in der Handlungsweise.

Französische Franchise und französische Conversation gehen Hand in Hand. Man ist niemals „hors de la conversation.“ Aus dem Ausdruck selbst geht schon hervor, daß die Conversation in Frankreich ein selbstständiger, ewig bestehender Körper ist. Es ist eine Welt, und der, welcher nicht mitten drin ist, ist todt.

Diese Welt hat ihre Schönheiten und ihre Wun-der, sie hat einen immergrünen Frühling. Es ist ein unaufhörlicher Austausch. Ein Jeder giebt sein Scherflein dazu her.

Die Franzosen führen ächte Dialoge. Den Monologen sind die Engländer mehr hold. Deßhalb giebt es unter ihnen auch wohl häufiger gute Redner. Redner will aber die französische Conversation nicht. Ein Gegenstand braucht nicht erschöpft zu werden, das überlassen sie den Professoren, die ihre Cours halten. Die B e h a n d l u n g s w e i s e des Sujets, diese ist es, auf die allein es ankommt.

Wie wir, sagte mir einst ein Franzose, in den Wörtern unserer Sprache nicht jeden Buchstaben aussprechen, sondern nur so viele wie nöthig sind, um uns verständlich zu machen, so sollen wir auch in der Unterhaltung ein Sujet nicht von Anfang bis zu Ende er-

gründen, oder schöne lange Phrasen darüber machen, sondern nur mit unserem Gegner die Gedanken kreuzen lassen.

„Dans ce pays il faut faire des frais," das ist eine Phrase, die sich vorzüglich auf die Unterhaltung bezieht, freilich nebenher auch auf Kleidung und Manieren.

Wer sein Wort nicht zu setzen versteht, wer nicht blumenreiche Wendungen in die Rede seines Mundes weben kann, wessen Glieder sich nicht in den anmuthigsten Bewegungen entfalten, und wessen Körper nicht mit Geschmack und Anstand umhüllt ist, der wird immer hinter der Scene bleiben. Vom Unsichtbaren nährt der Mensch sich nicht. Was man in Frankreich nicht sieht, nicht hört oder fühlt, das ignorirt man. Denn ahnen thut man nicht — man will genießen, mit den Händen greifen. Man will die Form, die Form, die wohlgestaltete.

Was nützt die todte Substanz und stumme Existenz; gebet Farben und Pinsel her, was sollen die gespensterhaften Linien? Es ist bequem, die Substanz ruhig liegen und die Farben in unbestimmtem Grau schlummern zu lassen. Um die gefällige Form zu entwickeln, braucht es der Kraft, um die bunten Farben an's Tageslicht zu rufen, der energisch wärmenden Sonnenstrahlen. Man könnte hier die Stelle in Schiller's Glocke: „Das ist's ja, was den Menschen zieret, und dazu ward ihm der Verstand" ꝛc. umkehren und sagen: „Es ist eine Zierde des Menschen, wenn er dem, was er im inneren Herzen spüret, Schöpfung geben kann nach außen hin."

Kraft und Wärme also sind erforderlich zur schönen Conversation. Beides besitzen die Franzosen. „Pour faire des frais,“ muß man besitzen, Leere kann also nicht da sein. „Pour faire des frais,“ muß man weder bequem noch eigennützig sein, denn man giebt.

Generosität, Freiheit, Energie, Liebe, Künstlergluth athmet in der französischen Unterhaltung. Schöne Worte sind wie liebliche Musik, so angenehm dem Ohre. Französische Musik und französische Conversation sind Schwestern und einander sehr ähnlich. Die französische Musik selbst ist wie eine Art Conversation. Was ist die Opéra comique Anderes als ein heiteres musikalisches Gespräch? Das Vaudeville, wo Gesang und Rede so leicht und natürlich abwechseln, ist auch eine französische Erfindung. Alles ist lieblich grünes und oft romantisches Flachland, keine dämmerigen Thäler, geheimnißvollen Höhlen und himmelhohen Berge, welche in der Harmonie der Sphären Anklang und Wahlverwandtschaft finden, wie die Memnonssäule in der Morgensonne, nichts dergleichen wie im deutschen Musiklande.

Was aber die französische Musik Geschwätziges, Trauliches, Leichtverständliches von ihrer Schwester, der Conversation, entlehnt, das giebt sie derselben in melodischen Tönen und wohlklingenden Phrasen reichlich zurück.

Das ernste Nothwendigkeitskind, die deutsche Conversation, ist eine Säule von Stein, gerade und ohne Variation. Sie mag denn oft weit bis in den Aether hineinwachsen.

Die französische Causerie — sie ist die junge,

leichtfüßige Tochter der Conversation — gleicht dem behende dahinschlüpfenden Eichhörnchen. Kaum berührt das Thierchen die Zweige der Baumreihe; man bleibt bezaubert stehen und sieht ihm nach.

Die Causerie ist eine Art Flanerie. Sie ist so jung, so frisch, so keck, weil sie der eben geborene Gedanke ist. Denn „causer" heißt bei den Franzosen laut denken. Der Gedanke ist die Ursache der Rede; nicht vice versa die Rede die Ursache des Gedankens, wie's oft bei uns Deutschen der Fall ist. Das Perpetuum mobile der französischen Zunge braucht keines Aufziehers. Sie bläst ihre Seifenblasen in die Luft, und sie sind bunt und lieblich anzusehen. Wie Seifenblasen sind die schönen französischen Phrasen. Man freut sich wie ein Kind darüber. Puff! gehen sie aus, und der Seifenstaub fliegt uns in die Augen, so daß wir vor Schmerz sie zudrücken müssen. War das Bißchen Seifenstaub die Wahrheit, und die schönen bunten Farben und Abspiegelungen nichts als Wind und Täuschung? Mehr also gewinnt der klügelnde Mensch nicht durch das Anhören schöner Worte?

Die Franzosen preisen „le talent de s'exprimer," — das entspricht wohl unserer Redseligkeit. Selig können wir aber nur selten sein, denn es ist ein hoher Grad des Glücks. Die deutschen Redseligkeiten werden also nur einzelnen Momenten zu Theil. Aber da Göthe sagt: „Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da," so kann das obige Glück eben mit

dem französischen Talent zum Erfassen ununterbrochen dauern.

Wenn sich „le talent de s'exprimer“ Excesse erlaubt, so wird daraus Bavarderie. Es giebt der Bavards wie der Bavardes ziemlich viele in Paris, oder vielleicht unter den Franzosen überhaupt. Die männliche Anzahl dieser Race ist gewiß in keiner Nation so groß.

Ja, die gelehrtesten Leute haben oft diese Schwäche an sich, wenn man Schwäche nennen soll, was hier oft zu einem höchst unterhaltenden Talente wird. Zwar wo ist Sicherheit in diesem Netze der Bavarderie? Man sitzt darin gefangen, man ist verrathen und verkauft, wenn man nicht Lust hat, sich wie eine Maus mit scharfen Zähnen durchzunagen. Das Beßte ist vielleicht, selbst mit an dem Netze zu arbeiten und den Anderen zuzurufen: „Mitgefangen, mitgehangen!“

Die Bavarderie gehört zu den Weltkreisen, das Wort, welches du ausgesprochen, es schwingt sich durch die Mundkette deiner Bekannten, bis es wieder durch dein Ohr in deinen eigenen Mund zurückkommt. Die Rede ist auch ein Flaneur und streicht von Lippe zu Lippe, bis sie wieder zu ihrem eigenen Hause zurückkommt. Dazu gehört doch Courage. Bewundernswerther aber als die Flanerie der Conversation sind ihre Kämpfe. „Elle a la repartie prompte“ ist ein großes Lob und eine sehr gewöhnliche Eigenschaft in Frankreich. Da geht es Schlag auf Schlag, da weicht Keiner aus.

Ja Courage hat die französische Conversation auch

noch in anderer Beziehung. Muthig, wie sie ist, nimmt sie es mit jedem Gegenstande auf. Rousseau, „l'homme de la nature et de la vérité," sagte in seinen Confessions Dinge, die er vielleicht hätte verschweigen können. „Er hat gethan, was kein Anderer je gethan," sagen die Franzosen, „er hat sich mit allen seinen Fehlern bloß gestellt."

Meines Erachtens steht er darum nicht höher, ich gäbe ihm gern in seinen Sarg unter den Pantheonssäulen diese Bekenntnisse zurück. Solche Bekenntnisse sollten nicht publicirt werden, wenigstens wenn man gegen die Welt so gewissenhaft sein will, wie gegen seinen Beichtvater. Warum soll die Zunge nicht ein Sanctum für sich behalten? Die Lippenthore können nicht immer offen stehen; das Herz muß sich sonst ganz erkälten.

Auf gewisse Weise sind die meisten Franzosen solche Rousseau'sche Natur- und Wahrheitsmenschen. Damen von einem gewissen Alter sind oft zum Erschrecken natürlich und offenherzig in ihrer Sprache. Man hält das für erlaubt. Junge Mädchen dagegen sind auch oft wagehalsig, und die nachsichtige Pariser Mutter sagt dann immer begütigend: „Elle ne sait pas ce qu'elle dit." Aber das „Savoir" ist gewöhnlich leider nur zu groß.

Das sind also die Dornen im Rosengarten der Conversation. Ja, ein Garten ist die französische Conversation, ein blumenreicher Garten, ein bildervolles Buch, ein melodiereiches Quodlibet, ein spielendes Kind.

Der englische „small talk," den man um's „blazing fire" hält, ist wie ein Butterbrot zu betrachten gegen das leichte Biscuit der französischen Causerie.

Das Butterbrod ist gemüthlich und kann auch noch mit lachenden und sehr nützlichen und nahrhaften Scheibchen von Mettwurst oder Schinken belegt, oder, mit würzigen Sardellen geziert, zum Sandwich werden; aber man muß doch dabei die Kinnbacken zum Kauen anstrengen. Das französische Biscuit zerschmilzt im Munde.

Esprit, Grâce, Politesse.

„Proficiscere anima christiana!" sagte der Beichtvater zu Louis XVIII., als er ihn zum Tode vorbereitete. Es sind dieß die bei der letzten Oelung gebräuchlichen Worte aus den Prières de l'agonie. „Proficiscere anima christiana" (schwing' dich auf, du christliche Seele). „Pas encore!" war die rasche Antwort des Königs, denn er fühlte, daß er noch einige Stunden länger leben würde. — So blieb bis zu der letzten Stunde sein Esprit wach.

Man citirte noch ein Bonmot aus seinem Lebensabend; drei Tage vor seinem Tode kam man, um die Parole (le mot d'ordre) von ihm zu holen. St. Denis et Givet! (j'y vais!) gab er rasch zur Antwort. Givet ist eine kleine Festung an der belgischen Gränze. „J'y vais" bezog sich auf sein baldiges Eingehen oder Begrabenwerden in St. Denis.

Er hatte also nicht die Zaghaftigkeit Ludwig's XIV.,

dazu hatte er zu viel Geist. „Il avait plus d'esprit, qu'il n'y en a dans toute la France," sagte Jemand, „et Dieu merci il y en a assez."

„C'est bien," antwortete eine Dame, „mais avec tout notre esprit, nous manquons très-souvent de jugement, ce qui est pourtant l'essentiel et beaucoup plus utile que l'esprit."

„Ah bah! le jugement est la consolation des imbéciles, voyez-vous, de même que la vertu est la consolation des laides."

„A propos de cela une anecdote," sagte die Vertheidigerin des Jugement. „Une jeune Anglaise aux cheveux rouges, au nez pointu et aux yeux verts me disait un jour: Je trouve votre cousine bien belle, magnifique, mais moi je rends grâce à Dieu tous les jours, pour m'avoir faite comme je suis (pas jolie c'est-à-dire). Que de tentations m'a-t-il épargné par cela! Quelle miséricorde que de me permettre de monter comme cela l'échelle céleste avec moins d'embarras, que beaucoup de mes soeurs."

„Oh la menteuse," rief Monsieur Esprit, „la fausse! au contraire c'est que son fardeau est plus lourd que celui des jolies femmes."

„L'esprit est pour le moral ce que la beauté est pour le physique; il est préférable au jugement; car ce dernier s'acquiert, mais l'esprit ne se donne pas. C'est une fleur du ciel, il vient de la mère."

Der Geist ist der Champagner, das Urtheil ist das Salz. Das letzte ist so nothwendig, wie das tägliche

Brot, ja noch mehr. Aber wie das gesunde Urtheil, läßt sich diese Speise aus vielen Substanzen bereiten und hervorrufen. Der Champagner, der edle Wein, der göttliche Nektar, der unseren Körper leichter als die irdische Atmosphäre macht, so daß wir steigen bis in den Olymp, kommt nur von einer Traube her, und diese Traube wächst in Frankreich. Gepreßt wird der Saft nicht, er fließt frei und freudig wie die Quelle aus dem Felsen. „A Bordeaux l'esprit court les rues," sagt man.

Deutschland ist das Geisterreich von Europa, Frankreich ist umgekehrt reich an Geist.

Ganz Frankreich ist ein übersprudelndes Champagnerglas. Alles — selbst Kinder, Katzen und Mägde haben dort Esprit. „A-t-il de l'esprit ce chat-là, il me demande de lui donner un os." Von einem zweijährigen Kinde heißt es schon: „Elle est d'un esprit étonnant cette petite!"

„Tu es plein de prétention et tu t'imagines d'avoir beaucoup d'esprit," hörte ich eine Modehändlerin der allerbescheidensten Klasse mit vor Zorn leuchtenden Augen, scheltend zu ihrem kleinen Auslaufemädchen sagen: „De l'esprit! c'est pitoyable, comme tu en montres peu!"

Alles hat also Esprit, und zu Allem gehört Esprit.

Man merke wohl: Geist giebt es auch in Deutschland genug, aber Esprit weniger. Der Esprit und der Geist tragen zwar beide die Hülle nicht an sich,

mit welcher der Verstand noch immer beschwert ist, sie sind beide unverschleiert; doch giebt es zwischen ihnen eine Verschiedenheit.

Der französische Esprit ist heiterer, leichtfüßiger, rastloser als der deutsche Geist. Der Esprit fliegt, der Geist schwebt höchstens, wenn er nicht schreitet. Der Esprit verfliegt leicht, der Geist entfliegt wohl einmal. Der Esprit ist tändelnd, der Geist erhaben. Der Esprit ist ein Kobold, er läßt Niemanden in Ruhe, der Geist, den Undinen gleich, wiegt sich und singt, wenn auch Niemand ihn hört.

Der Esprit ist jünger als der Geist, wenn wir so wollen, denn er hat keine Erfahrung. Der Augenblick seiner Geburt ist auch der seiner Sprache, seiner Thätigkeit. Er wird mit all seinen Anlagen geboren.

So ist der Esprit nur etwas älter als der Enthusiasmus, sein Bruder. Aus ihrem Esprit und ihrem Enthusiasmus entspringt die rasche Handlungsweise der Franzosen. Sie sind ein Volk des Impulses. „Le premier mouvement est le meilleur,“ sagen sie, „il ne faut pas le laisser passer; le premier mouvement, voyez-vous, c'est la vie. Si vous réfléchissez, ce n'est plus vous.“ Damit tödten sie denn ein ganzes Volk, das da behauptet: „Second thoughts are best.“ Die Engländer sind ein Verstandesvolk. Der Verstand hat dem Enthusiasmus den Krieg erklärt; der Verstand calculirt. Der Geist spricht nicht: ein Gedanke, zwei Gedanken. Er besitzt deren zu viele und hat auch nicht zählen gelernt.

Man könnte aber da einwenden: wenn die erste Regung, der erste Gedanke nur der Person angehört, nur die Person selbst ist, was ist da der zweite Gedanke, wo kommt er her? könnte er nicht von oben kommen, von einer besseren Region, könnte er nicht ein guter Geist, unser Schutzengel selber sein?

„Le premier mouvement, c'est vous," das ist wohl wahr. Aber du bist nicht immer gut, und warum willst du dich nicht leiten lassen? Da deine Handlungen Andere berühren viel mehr wie deine Gedanken, so wähle immer den beßten Gedanken zum Vater deiner Handlungen.

So denken wir mit unserer etwas schwerfälligeren Natur, wo es für den Gedanken immer einige Zeit erfordert, ehe er durchdringen kann, und uns deßhalb eben diese Zeit zum Nachdenken bleibt. Der französische Geist dringt gleich durch die Hülle, seine Gluth muß sich Luft machen und verkühlen und verkörpern in die augenblickliche That.

Das ist eine Folge des Esprit und Enthusiasmus. Sie selber aber, die beiden, schweben ungestört im Lebenskreise der Franzosen. Der Enthusiasmus ist die Sonne des geistigen Himmels, der Esprit sind die Sterne. Dieser läßt sich, wie die Sterne, in verschiedene Arten theilen, er funkelt und sprüht und schießt oder fällt auch wohl ein Mal, wie sie. Der Enthusiasmus erwärmt und schafft, wie die Sonne Blumen, Bäume und allerlei sonstige Früchte.

Nie geht diese Sonne in Frankreich unter, nie jene

Sterne. So blüht dort ein geistiges Italien. Uns würden die Augen davon weh thun, denn wie unser Dichter behauptet, so sind Wolken uns ganz von Nöthen:

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von hellen Tagen."

Was der Geist der Seele ist, das ist Höflichkeit im Verhältniß zur christlichen Liebe, das ist die Grazie im Verhältniß zum Körper.

Die Gleichnisse hinken natürlich. Aber französischer Esprit, französische Politesse und französische Grace können und müssen in einer Reihe stehen. Sie sind die weltliche Dreieinigkeit. Keinem Lande war früher dieß Kleeblatt mit so vielem Rechte einstimmig zuerkannt. Früher, sage ich, denn wenn ich selbst der französischen Politesse und Grazie gern noch ein langes Lied sänge, so behaupten doch die Franzosen selbst, daß das, was man jetzt unter ihnen davon sehe, nur der Schatten der alten, ächten Fürstentochter sei.

„La vraie politesse," sprechen sie, „nous est perdue depuis 1830. Il y a bien encore quelques vieux Messieurs de l'âge de 60 ans, qui s'en mêlent; le reste n'a plus chevalerie une fois si renommée chez nous, et que beaucoup d'étrangers viennent encore chercher ici. On a bien l'art de vous dire beaucoup de jolies choses, oh en cela les Français surpassent les autres nations sans contredit, mais pour les soins, pour la politesse active, tenez, nos Messieurs ne sont rien à côté de leurs ancêtres."

So hört man das junge Frankreich tadeln, und wohl

nicht mit Unrecht. Aber das eine Blatt des Trifoliums bleibt ihnen doch unversehrt. Und dieses Blatt wollen wir, in einen ganzen Palmenzweig umgewandelt, ihm zu Füßen legen.

In diesem Esprit, regsam wie er ist, liegt eine gewisse Behaglichkeit, eine Zufriedenheit, die unsere deutsche Tiefe nicht hat, und der Esprit ist ein elastisches Sopha. Er hebt die Wissenschaft, daß sie zu uns kommt, lächelnd und einladend. Der französische Esprit ist ein Hebel, „la profondeur allemande“ ein Druck.

Die Tiefe der Wahrheit ist oft schwer, die Weite der Klarheit so leicht zu übersehen. Das Ziel ist weit entfernt, wir würden außer Athem kommen, wenn wir beim Laufen viel sprechen wollten. Auf der französischen Ebene wächst der duftende Redekranz. Und die deutsche Tiefe gräbt sich langsam durch; oft fallen die Löcher wieder zu, da muß man wieder zurückgehen. Das ist die Weitschweifigkeit, oder die Breitspurigkeit, wie man's jetzt nennt, oder die Philisterei, wie die Studenten sagen.

Die französische Ebene ist das Heute; da tanzt sich's schön. Der Tanz ist nur ein Kind der Gegenwart. Man genießt.

Nach dem englischen Ziele segelt man muthig. Gewinn steht vor Augen und die Zukunft. Man hofft.

Die deutsche Tiefe wühlt in der Vergangenheit. Sie seufzt.

Die Grazie, der Esprit und die Politesse gehen dem Franzosen noch über die Wahrheit. Mit Grazie eine Unwahrheit zu sagen, das geht hin; denn dem Esprit

muß die Wahrheit ebenfalls Opfer bringen, und die Politesse nun gar erfordert so manche weiße Lüge; „white lies“ nennen die Engländer Nothlügen und „black lies“ die wahren Bosheitslügen.

Dem englischen Sprüchworte nach: „Speak the truth and shame the devil,“ möchte der Teufel manchmal über seine französischen Kinder zu erröthen haben, wenn anders der europäische Fürst der feindlichen Engel seiner Farbe nach eine solche Eigenschaft besitzen kann.

Die jugendlichen Franzosen.

Die Franzosen sind gewiß sammt und sonders auf dem Jupiter geboren, wo zehn Erdenjahre nur für eins gelten; so langsam altern sie. Giebt es hier überhaupt ein Alter? Geburtstage werden nicht gefeiert, so daß man die Jahre danach abzählen könnte, nur die Namenstage.

Man möchte sagen, daß es weder Kindheit noch Alter gäbe. Ein kleines Mädchen von 12 Jahren gebraucht schon so künstliche Phrasen, hat eine so reife Höflichkeit, daß man sie eine junge Greisin nennen könnte. Die alten Französinnen und Franzosen besitzen eine solche Frische des Geistes, ein so lebhaftes Interesse, daß sie alle wie greise Jungfrauen und Jünglinge erscheinen.

Alter und Jugend verschmelzen hier, ebenso wie die Stände verschmelzen. Für Alles haben die Franzosen ein Justemilieu erfunden, und das Justemilieu nimmt

einen so breiten Platz ein, daß für die beiden Seitenstände wenig Raum übrig bleibt.

Auch das Leben, auch die Sitte in Paris macht das Junge alt, das Alte jung. Rosen werden in's graue Haar geflochten, Falten liegen schon auf manchen jungen Wangen. Ehrfurcht vor dem Alter existirt weniger, aber Furcht desto mehr; man behandelt es als den Todfeind.

Die englische und die deutsche Sprache haben aus dem Worte „alt" ein gemüthliches, ein zärtliches Wort gemacht, wahrscheinlich deßwegen, weil ein Gut, je länger wir es besessen, uns um desto theuerer wird; „mein alter Freund" heißt so viel wie „mein guter, lieber Freund." Ebenso: „Old England — it was so like your dear old Self." Das gute liebe England, dein gutes liebes Wesen.

Wenn man einmal in Paris zu einer jungen Dame sagen wollte: „ma vieille Eudoxie," wie bei uns „mein altes Louischen," das würde gewiß nicht für ein Compliment gehalten werden.

Wer dürfte sich erdreisten, in Frankreich die Jahre einer Urgroßmutter zu zählen? Hier wollen die Alten mit den Jungen Schritt halten, statt daß sie den Rausch der Jugend zügeln sollen. Man muß ihnen noch Weihrauch streuen, anstatt daß sie uns die Nichtigkeit der Schmeichelei vorstellen müßten.

Doch der schönste Weihrauch des Alters, Gehorsam und Verehrung, wird ihnen in dem Maße nicht dargebracht, wie bei uns, eben weil sie sich zu sehr zu den

Jungen herablassen. Diese sehen sie nicht auf dem Throne, der ihr Eigenthum ist, der sie über das platte Irdische erhebt.

„Mon petit,“ sagt noch die Siebzigerin zu ihrem greisen Gefährten: „tiens veux-tu, petit?“ Er bleibt immer ein Kleiner, immer ein Kind für sie. Umgekehrt nennt die Mutter ihr Söhnlein, das kaum sprechen kann, schon: „mon ami“ und zieht es dadurch gleichsam zu sich hinauf.

Auf der anderen Seite haben alle Franzosen etwas recht Kindliches. Ihre Fröhlichkeit, ihre Lebendigkeit, ihre Gutmüthigkeit, ihre immer offene Stirn — sind das nicht Alles Eigenschaften des Kindes? Solche Lebensfülle und Lebenslust, denkt man, kann ja nur der haben, dem die Erde und ihre Freuden ganz neu sind.

Dieser Jugendschimmer faßt die ganze Nation mit einer lieblichen Vergoldung ein. Sie sind so für diese hübsche Erde geschaffen. Es sind ächte Göthemenschen, solche Lieblingskinder der Mutter Cybele.

An ihrer Brust liegen sie und freuen sich mit einander wie die Kinder. Trotz diesen kleinen „Querelles,“ die ihnen so nothwendig sind, daß sie sagen: „Cela fait une existence,“ hängen sie in Freundschaft aneinander. Jedem Necker kann man eben, um das bekannte Sprüchwort umzukehren, die Freundschaft lehren. „Je suis comme cela pour mes amis, j'avalerais celui qui me dirait le moindre mal d'eux,“ sagte mir eine Dame. Ich habe in der That oft Gelegenheit gehabt, zu be-

merken, daß die Franzosen ihre Freunde bis auf's Blut vertheidigen.

Rein geistige oder zwanglose Bündnisse, über die weder die Religion noch der Staat ihnen ein Versprechen abgenommen hat, die halten die Franzosen heilig genug.

Die Frauen.

Die Thätigkeit und Tüchtigkeit der Frauen.

Sobald das Schicksal den Franzosen hart angreift, so weiß er sich wie ein braver Soldat zu vertheidigen und es geschickt zu wenden. Stirn gegen Stirn tritt er der ernsten Göttin entgegen. Sie darf es sich nicht erlauben, wie bei uns, gleichsam ein eisernes Netz über die fränkischen Köpfe zu ziehen, welches sie niederdrückt und ihnen das heitere selbstständige Aufblicken versagt. Wo ist das Volk, das mit ähnlicher Gewandtheit, wie die Franzosen, im bewegten Meere der Revolution schwamm und zwischen den aufrührerischen Wellen das kleinste Rettungsbretchen ergriff, noch dankbar die Blicke gen Himmel gerichtet? Gedenke man der Schaaren vornehmer Emigritten, worunter Prinzen und Herzoge, welche in Deutschland und anderen Ländern zum Lehrstande, ja manchmal zu den niedrigsten Zweigen der Beschäftigung griffen und die dabei immer ihre Würde und ihren Frohsinn aufrecht hielten.

Noch lebt das Andenken ihrer Liebenswürdigkeit unter unseren Aeltern und Großältern. Man steige höher, selbst bis auf den Thron Frankreichs hinauf, um in

dem Besitzer desselben auch einen jener tapferen Schicksalskämpfer zu erkennen, der es nicht zu gering achtete, unmündigen Kindern die Eintheilungen des Erdglobus, seine Höhen, seine Tiefen und Wasserspiegel zu erklären, er, der einst zur Theilung der Erde berufen ward.

Noch wird das Andenken an diese Tage in dem einfachen Neuilly geehrt und in Bildern aufbewahrt. Noch weiht der König Louis Philipp seiner Lehrerin jener praktischen Lebensweisheit, der Frau von Genlis, eine treue Gedächtnißfeier.

So vom Throne herab durch alle Stände hindurch läuft diese Goldader der Erfahrungen und Schicksalstöße. Es scheint, als ob schon der französische Name für die Schicksalsgöttin, „Sort,“ wenn wir ihn von „sortir“ ableiten dürfen, bedeute: „il faut en sortir.“ Denn auf Mittel und Wege, dieses zu bewerkstelligen, darauf richtet sich sogleich der ganze Sinn und die Kraft der Franzosen. Wir Deutschen sagen „Schicksal,“ „Geschick“ — das hat die sehr fromme Bedeutung, daß es uns von allweiser Hand geschickt worden, daß wir es deßhalb tragen müssen. Dieß thun wir denn auch oft ganz gottergeben und beugen uns unter der Last.

Das „Sort“ oder „sortir“ braucht eine Oeffnung und sieht diese gleich. Wir haben Resignation, diese zieht sich zurück. Die Franzosen haben Energie, diese tritt hervor. Wenn ich sage wir, so meine ich damit alle die, welche von germanischem Geblüte sind, zunächst die Engländer und uns Deutsche. Die Engländer mögen mehr Entsagungskraft haben als wir, das ist,

glaube ich, schon bewiesen worden, aber dabei wollen wir uns jetzt nicht aufhalten. Gewiß ist, daß sie genug von den „Ups“ und „Downs“ des menschlichen Lebens geschwatzt und geschrieben haben, daß „the miseries of human life“ dort schon ganz alt und zerlesen sind, während „les petites misères de la vie humaine“ erst neuerdings in Paris erschienen und eine Nachahmung jener sind.

„Mon enfant, je ne sais pas ce qu'il me reste, il faut que tu travailles,“ sagt eine französische Mutter zu ihrer Tochter, deren Vater — ein General oder Baron — kürzlich gestorben. Die Tochter verwundert sich nicht, sondern sinnt über ein Kunstwerk nach, das ihren Kräften am angemessensten ist. Da giebt es kein thränenvolles Aufblicken zum Himmel: „Ach, womit habe ich das verdient?“ Kein Verbergen des Gesichts: „Das ist mir nicht an meiner Wiege gesungen worden!“ Man singt so süß an einer deutschen Wiege von Prinzchen, von Wiesen und Vögelein, von summenden Fliegen und Engeln, — ach! und dabei schläft sich's so sanft, und diese Wiegenträume dauern noch lange fort. Da senkt man nicht den Blick verschämt und dünkt sich geringe gegen alle die reichen Verwandten, die Lords und Ladies, und denkt: was soll ich thun? sie würden sich ja schämen, wenn ein Glied aus ihrer Familie sein Brot selbst erwerben müßte. Ein Engländer verbot seiner Schwester, mit gewissen kleinen Arbeiten fortzufahren, die sie zur Erleichterung ihrer Haushaltsausgaben zu Gelde machte.

„She has seen better days," eine solche Phrase gebraucht man in Paris von einer verarmten Person nicht; die Franzosen haben immer gute Tage. Ich kannte einen Engländer von guter Familie, der den Namen einer Stadt in Deutschland kaum nennen hören konnte, weil er, durch die Umstände gezwungen, dort früher Sprachunterricht gegeben hatte.

So haben wir Deutschen Mißmuth und englische Scham als Folgen des Unglücks. Es scheint, daß des Schicksals schnelle Schritte das sächsische Nervensystem zu sehr erschüttern. In Frankreich sehe ich das Fatum in Gestalt einer Göttin, die gebeugt und in Lumpen gekleidet, sich selbst schon für besiegt erklärend, naht. Sie hält in ihren Händen die Palmen vieler Tugenden und reicht solche ihren Zöglingen. Sind nun diese letzteren weiblichen Geschlechts, so ist jene Tapferkeit, von der ich sprach, um so bewundernswerther, und hierin finde ich wieder einen Strahl der Glorienſonne Frankreichs. Solche Frauen bilden das ächte Amazonenheer.

„Rien n'est si doux que le pain gagné," sagte mir einst eine feingebildete und reiche Dame. Sie sprach aus Erfahrung und lieferte dazu Beweise. Weitsichtig genug sind sie denn auch, das „verdiente Stück Brot" nicht ganz aufzuessen, sondern indem sie ein Bröckchen sorgfältig jeden Tag zurücklegen, verkürzen sie sich die Zeit ihrer Knechtschaft. Unzählig sind die Damen, denen man es nicht ansieht, daß sie schon ein oder zwei Mal in ihrem Leben gearbeitet haben, „pour refaire leur fortune." Dazu gilt die Art und

Weise ihnen ziemlich gleich, sei's auch einem Café in Algier auf ein paar Jahre vorzustehen*).

Diesem löblichen Eifer der Frauen kommen dann auch die Staatseinrichtungen entgegen. Unterrichten ist das Einzige, was bei uns einem gebildeten Frauenzimmer als Erwerbszweig bleibt. In Paris giebt es „bureaux de tabac, bureaux de timbres, bureaux de poste," welche ausschließlich für die Verwaltung von Damen bestimmt sind. Es kostet ihnen freilich viel Sollicitirens, ehe sie zu einem solchen Platze gelangen, aber die, welche gut unterstützt, wirklich hilfsbedürftig und verdienstvoll sind, kommen immer zum Ziele; dazu sind die Französinnen vortreffliche und zähe „Solliciteuses," sie haben eine Art Gout für's Sollicitiren. Es beschäftigt sie, giebt ihnen Anlaß zu frühen Gängen, die sie dann und wann lieben — zu einer hübschen Toilette — sie ist nothwendig, um die Herren Minister und Postdirectoren zu gewinnen. Sie können ihren Redefluß dabei üben und kund thun, was mit zu ihren Liebhabereien gehört.

Die Bureaux de poste sind natürlich so zahlreich im ganzen Lande, daß immer genug Stellen vacant werden, so daß sich die Postmeister oft einer Solliciteuse entledigen können. Aber der Kreis dieser Damen ist wie ein nimmer sich erschöpfendes Meer; wenn eine sich empfiehlt, so kommt eine andere wieder. Der Gehalt bei einem

*) Ein Fall dieser Art kam mir vor in der Person einer höchst liebenswürdigen Baronin X., die drei Jahre in Algier Demoiselle du comptoir eines Café war.

solchen Postbureau ist verschieden; manche geben nur eine sehr bescheidene Rente von 800 Frcs., aber man kann avanciren und bis zu einer viel höheren Summe steigen, wobei die Frau Postdirectorin natürlich immer den Ort verändern muß.

Die Bureaux de tabac und Bureaux de timbres sind die, welche am meisten, und sehr häufig von den Damen beßten Standes, gesucht werden. Sie sind eine Art Sinecure. Denn man hat nichts dabei zu thun, als eine Person zum Verkaufe des Tabaks oder zur Ausgabe der Stempel zu halten, diese zu übersehen und dabei seinen Namen zu unterschreiben. Die jährliche Einnahme dabei steigt von 2000 zu 6000 Frcs. oder mehr. Sie sind natürlich viel seltener als die Postbureaux und deßhalb auch viel schneller vergeben, und es gehört die Unterstützung vieler einflußreichen Freunde dazu, um ein solches Bureau zu bekommen. Es giebt nur 49 Bureaux de timbre in Paris; dazu hat man denn aber auch den Vortheil, in Paris zu bleiben.

Ein anderer Ausweg für arme Mädchen ist der Timbre royal, die Anstalt, wo die Stempel gedruckt werden. Hierbei wird eine große Anzahl von Frauenzimmern gebraucht. Es war ursprünglich die Absicht, nur Töchtern vornehmer verarmter Familien einen Platz in diesem Timbre als Unterstützung zu geben. Dieses Privilegium ist indeß gemißbraucht worden, viele vornehme Damen haben gesucht, ihre alten Bonnen und Kammermädchen hineinzuspeculiren, so daß der Kreis der armen Timbre-Damen, deren man beinah hundert zählt, meistens

aus Personen von ziemlich obscurer Abkunft besteht. Von den Bonnen steigt indeß die Ranglinie höher hinauf bis zu ganz respectablen Wittwen und endlich bis zu einigen sehr wohl- und edelgeborenen jungen Fräulein. Ich kannte eins darunter, ein fröhliches hübsches Mädchen von 18 Jahren aus der eleganten Gesellschaft, welche Jahr aus, Jahr ein von halb neun Uhr Morgens pünktlich bis vier Uhr Nachmittags in ihrem Timbre in der Rue de la Paix saß und die schwere Maschine bewegte, um ihre gewisse Anzahl Stempel (viele Tausende) zu machen. Sie befand sich während dieser Stunden in keiner der angenehmsten Gesellschaften, wie man aus dem oben Gesagten abnehmen kann, größtentheils mitten in dem Geschwätze alter Weiber. Auch verrichtete sie ihre Arbeit in einem nicht sehr eleganten Saale; aber weder ihre Mutter noch ich hatten je diese geheimnißvollen Räume gesehen, die kein Uneingeweihter betreten darf. Das Gebäude stammt von einem alten Capuzinerkloster her und soll daher sehr merkwürdige Gänge und Wendeltreppen haben. Es zeigt der Straße eine zwar alterthümliche, aber keineswegs erfreuliche Seite. Der Boulevard des Capucins trägt noch seinen Namen davon.

Also ist unsere kleine Timbreuse, wenn ich sie so nennen darf, weit interessanter als jenes Gebäude. Früh an jedem neuen Morgen muß sie aus dem Bette, und so eifrig ist sie, um die Zeit nicht zu verfehlen, daß sie oft der sie begleitenden Bonne 20 Schritte voranläuft; denn um halb neun im Sommer und um neun Uhr im Winter wird die schwere Thür des Timbre geschlos-

sen, und welche von den Arbeiterinnen sie so findet, die muß umkehren und verliert ihren Tagelohn. Dieser wird monatlich ausgezahlt und ist verschieden, von 50 bis 70 oder, wenn's hoch kommt, 80 Frcs. per Monat, je nach dem Grade der Arbeiterin — es giebt „Postulantes, Suppléantes" u. A. Der Tagelohn Derjenigen, welche fehlen, wird unter die Uebrigen vertheilt. Elfhundert Francs jährlich sind das Höchste, worauf sie Anspruch machen können. Obgleich dieß für manche jener schlichten Bürgerfrauen eine sehr gute Einnahme ist, denn sie können ja die Tageszeit, welche ihnen übrig bleibt, noch zu etwas Anderem benutzen, so sollte man doch denken, daß für unsere weltliche kleine Timbreuse kein großer Vortheil daraus erwachsen könne. Aber sie hofft auf ein Bureau de timbre, wenn sie zur Volljährigkeit gelangt ist; dieß ist ihr versprochen worden, es wird ihr jährlich 2000 Frcs. einbringen und keine Arbeit erfordern, und das ist schon eine gute Mitgift, die sie ihrem Zukünftigen zubringen kann.

In dieser schönen Aussicht ist sie wohlgemuth und beklagt sich weder über die schwere Arbeit, noch über die Langeweile des Timbre. Was ficht es sie an, daß man sie zum Scherz bisweilen „un peu timbrée" (ein Bißchen verrückt) nennt und sonst sich allerlei Wortspiele auf ihre Stempelarbeit erlaubt, deren sie sich keineswegs schämt, und die sie durchaus nicht zu einer Abtrünnigen der Gesellschaft stempelt. Dort ist sie eben so sehr an ihrem Platze wie jedes andere Mädchen, dem die Diamanten aus dem Munde fallen. „With us she would not be received in society," sagte mir eine Englän-

derin. Ja das ist ein erbärmliches, ein großes Unrecht Englands, daß seine Gesellschaft so engherzig ist, und dadurch thut sie sich selbst den meisten Schaden. Ich glaube nicht, daß ich meinem französischen Timbrefräulein ein englisches Mädchen zur Seite setzen könnte.

Wenn man ein merkwürdiges Bild von der Thätigkeit der Frauen in Paris haben will, so gehe man nur in den Louvre, der nicht wie jener Timbre den Besuchern verschlossen ist. Die Zahl der die Gemälde copirenden Frauenzimmer kommt hier beinah der der Männer gleich; auch sind ihre Unternehmungen nicht weniger kühn und weit umfassend; auf eine Elle Leinwand mehr oder weniger kommt es ihnen nicht an. Hoch oben hängen die kleinen Wesen auf ihrem großen Gestelle und führen ihren Pinsel, ihre Palette und ihren stützenden Stab mit der größten Sicherheit. Um Murillo's sanfte Madonnen, um Raphael's göttliche Antlitze, um Titian's lächelnde Maitressen, um Leopold Robert's tanzende Schnitter, um Greuze's knospende Jungfrau sieht man sie sich drängen in buntem Gemisch. Da herrschen die tiefste Stille und der ämsigste Fleiß, damit die Zeit, welche ihnen zugemessen ist, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, auf's Gewissenhafteste benutzt werde, und selbst noch dann, wenn das verhängnißvolle und unwiderrufliche: „On ferme les portes!“ von allen Seiten erklungen, ist es nicht wie eine Erlösungsstunde, die ihnen schlägt. Denn die Kunst hat das Eigenthümliche, daß sie den Menschen beherrscht; sie wird eins mit ihm, aber sie steht noch höher als er. Sie ist göttlich.

Des Handwerks Meister sind wir, es steht unter uns. Darum läßt der Geselle sein Werk, sowie die liebe Feierstunde schlägt.

Ein heiliger Fleiß herrscht im Louvre. Auch sind es nicht bloße Söldnerinnen, die da arbeiten, sondern viele Damen copiren dort als Amateurs.

Die berühmte Erziehungsanstalt von St. Denis, „la maison royale de la Légion d'honneur," wie ihr großer und breiter Name heißt, ist noch ein Stützpunkt der schwankenden weiblichen Armuth. Da wird sechshundert „jungen Ideeen das Aufschießen" beigebracht. Dazu sind natürlich der Schützenmeisterinnen viele erforderlich. Ihre Anzahl — die Novizen oder angehenden Lehrerinnen, die Damen zweiter und erster Classe, bis zu den höchsten Würden und der Superintendentin, welche eine sehr vornehme Dame ist, und die Königin an der Spitze mit eingerechnet, — beläuft sich auf ungefähr 80 Individuen. Sie sind gewöhnlich in der Anstalt selbst erzogen und also Fräulein von gutem Stande. Sie werden sehr ehrenvoll behandelt und tragen auch nicht den vielen Ohren unangenehmen Namen von „Gouvernantes, Institutrices" oder „Maitresses," sondern werden „Dames" genannt.

Wenn wir nun die Rangleiter, noch weiter hinabsteigend, verfolgen wollten, so kämen wir zu den „Demoiselles de comptoir," welche man in allen Cafés und den meisten Läden sehr hübsch und geschmackvoll gekleidet, mit dem großen Rechnungsbuche vor sich, sitzen sieht. Es herrscht nämlich in Paris in den Modewaaren-, Bijouterie-,

Conditorläden, bis auf die kleinsten Boutiquen herab, die Sitte, jeden Artikel, den man kauft, sei er auch noch so klein, an der Kasse selbst bezahlen zu lassen und nicht unmittelbar auf dem ersten beßten Tische. Wenn man, z. B. im großen Magazine „le petit St. Thomas“ oder in der „Ville de Paris,“ von einer Abtheilung in die andere geführt wird und Vielerlei zusammenkauft, so wird die Waare von einem Ladendiener dem anderen eingehändigt und am Ende zur Kasse getragen, um dort bezahlt zu werden. Dieß bringt eine große Ordnung zu Wege. An jeder dieser Kassen sitzt nun immer eine Demoiselle de comptoir, die mit großer Geschwindigkeit die Preise der genannten Artikel zusammenrechnet, allemal ohne Fehl. Bisweilen ist es die Frau vom Hause selbst, welche dieses Amt versieht, gewöhnlich aber eine dazu angestellte Demoiselle. In den Cafés ist dieß gewöhnlich eine Schönheit, den Herren zu Ehren. In leichtem, weißem Gewande, auf's Schönste geschmückt, sitzt sie an den Winterabenden hinter ihrer hohen, mit Blumen und Gläsern verzierten Kasse, wie eine mächtige Fee höchst würdevoll die ihr dargebrachten Tribute in Empfang nehmend.

Das Calculationsorgan scheint in den Köpfen der Pariserinnen überhaupt ganz besonders ausgebildet zu sein. Wie diese Demoiselles de comptoir, so liefern auch die Frauen der großen Kaufleute und Banquiers dazu ein Beispiel, die ihren Männern oft von wichtigem Beistande im Geschäfte sind, und zuletzt die heirathslustigen Damen, so wie die Mütter, welche ihre

Töchter zu den verschiedenen Ausstellungen bringen, — Ausstellungen von lebendigen Blumen meine ich.

Dieß par parenthèse, denn ich habe hier der Thätigkeit edler französischer Frauen ein Loblied singen wollen. Deßhalb hieße es wohl meinen Gegenstand zu weit verfolgen, wenn ich die Grisette noch zum Schluß als ein Muster des Fleißes aufstellen wollte. Sie ist es aber, es scheint ihr kleiner Körper alle seine Muskelkraft am Tage nur zur Arbeit anzuwenden und Abends ausschließlich dem Vergnügen zu weihen.

Wenn man beim Gasschein in dem Freudentumult der Boulevards und elysäischen Felder u. s. w. herumspaziert, so bekommt man die Auflösung des wunderbaren Arbeitsknotens vom Tage. Er heißt: „Plaisir." Das französische „Plaisir" ist das leichteste, leiseste, luftigste, loseste Wort von allen, die dieselbe Bedeutung haben. „Plaisir" ist der himmelblaue Schmetterling, der so häufig ist und sich so leicht fangen läßt. „Plaisir," das zerbrechlichste Backwerk, welches es giebt, wird ja selbst in den Straßen ausgeschrieen, mit der süßesten, lockendsten Stimme von der Welt.

Die Arbeit ist das Mittel, und dahinter steckt irgend ein Ziel. Bei der Grisette liegt dieß gleich vor Augen und heißt: Tanz, Schauspiel und Lustbarkeit für den kommenden Abend, und bei höheren Seelen hat es einen anderen Namen. Bei unserer vorhin genannten kleinen Timbre-Demoiselle war es eine Mitgift, beim Epicier und tausend Anderen ist es ein Landhaus in Rueil oder sonst

eine ruhige Zurückgezogenheit, — beim Gelehrten ist es eine Ehrenstelle: die Aufnahme in's Institut rc.

Das Arbeitsrad steht also nicht fest, auf einem Flecke sich drehend — es bewegt sich nach einem gewissen Punkte hin.

Wir Deutschen finden gemeiniglich in der Arbeit selbst einen Genuß; sie ist uns Zweck und Ziel zugleich. Wir verwickeln und verpuppen uns gern in der Arbeit, in den Büchern, im Nähzeug, in den Küchengeräthen oder was es sonst sei. Deßhalb sehen wir denn auch so verstört aus, wenn wir wieder herauskommen, deßhalb haben wir unsere Zunge und unser Herz dahinten zurückgelassen, oder, was vielleicht noch schlimmer ist, wir bringen eine Masse von Staub-, Mehl- oder Nähnadel-Ideeen mit uns unter die Leute, und dann wehe ihnen!

Der Franzose ist mit der Arbeit fertig, wenn er das Buch zugemacht, oder die Pariserin, wenn sie die Scheere bei Seite gelegt hat — erstlich jeden Tag und dann auch einmal ganz im Leben. Das heißt nicht immer wörtlich, sondern, wenn einmal der Gipfel erschwungen ist, so hält man sich dort und flattert und bewegt sich noch, aber man versucht nicht höher zu fliegen. Viele Gelehrte liefern dazu ein Beispiel und bleiben deßhalb hinter den unsrigen zurück. Das tägliche Abschütteln der Federn und des Bücherstaubes weiß ich den Franzosen vielen Dank — ich mache ihnen mein Compliment darüber, daß sie trotz all den Foliobänden und astronomischen Werkzeugen, die sie mögen angefaßt haben, dennoch immer schneeweiß behandschuht beim Kerzenglanz

erscheinen, — daß sie trotz dem, daß sie am Morgen in der Deputirtenkammer die Glocke des präsentablen Präsidenten zu überschreien gesucht haben, gleich ihre Gurgeln wieder schmeidigen und Honig über die Lippen fließen lassen. Nur der zu frühe gänzliche Abschluß mit Himmel und Erde, z. B. bei einem Astronomen, gefällt mir nicht, weil er den Strom des Universums hindert. Und die Bewegung dieses Stromes haben nun wieder die Deutschen besser verstanden. Im Grunde ist gar kein Verstehen dabei, sie sind mitten drin, sie lassen sich mit fortwälzen, ihre Persönlichkeit kommt dabei nicht mit in Betracht; „sind wir doch nur ein Staubkörnchen,“ so denken sie. Leider, wie schon gesagt, multiplicirt sich dieser Staub nur zu sehr an ihren Röcken ꝛc.

Sie befolgen Herder's Worte: „Jage der Wissenschaft nach, als würdest du ewig leben.“ So kennen sie keinen Stillstand und überflügeln die Franzosen leicht in der Sache. Für sich selbst aber kommen diese zu einem Ziel, und das ist auch löblich und gut, und dem obigen Spruche nach wäre gar ihre Weisheit weniger weltlich als die der Deutschen. Dazu wollen oder müssen wir denn Amen sagen.

Geist und Herz der französischen, englischen und deutschen Frauen.

„Ah que vous êtes heureuse d'être Allemande,“ flüsterte ein Liebenswürdiger hinter dem Stuhle einer

deutschen Dame. „Et pourquoi?“ erwiderte sie lächelnd, in ihrem Herzen erwägend, daß es ein eben so großes Glück sein möchte, eine Tochter des weißen Albions oder ein Kind der „belle France“ zu sein. — „Parceque les Allemandes sont les plus jolies femmes. Elles sont femmes tout à fait. Les Anglaises sont pédantes et les Françaises ont quelque fois trop d'esprit.“

Das „les plus jolies femmes“ war ein Compliment, das Uebrige aber eine Meinung. Und wenn gleich eine französische oder nationale Meinung, so könnte sie doch durch Abnehmen und Hinzuthun vielleicht auch zu einer universellen Wahrheit erhoben werden. Gegen die Engländer und Engländerinnen sind die Franzosen gewöhnlich zu hart; doch wollen wir das „pédante“ noch einen Augenblick stehen lassen und sehen, ob wir es durch eine andere Phrase, die ich einmal aus dem Munde einer Französin hörte, moduliren und mit ihr vereinigen können. Sie sagte: „L'Allemande est aimante, l'Anglaise romanesque et la Française coquette.“ Ich höre einen Anklang in diesen und jenen Worten, obgleich sie aus zwei sehr verschiedenen Lippenpaaren hervorgingen. Liebe ist der Frauen Element, und wenn die Deutsche „aimante“ genannt wird, so muß sie auch sein „femme tout-à-fait.“ Zu viel Esprit und Coquetterie ist auch eine gute Parallele, denn mit Geist coquettirt die Französin, aus Verstand, Witz und Klugheit ist sie coquett, um hier zu fangen, dort abzustoßen. Wie aber einen sich das „pédante“ und das „romanesque“ der Engländerin? Pedantisch sein ist steif sein, steif und

gerade ist **eine** Linie und nicht viele auseinander laufende krumme und schiefe Linien. Die romantische Engländerin hat sich einen Gegenstand im Inneren erwählt, den sie verfolgt. Wo hört man so viel vom „beau idéal" sprechen in Büchern und Zimmern als bei einer Engländerin? Dieß „beau idéal" ergreift sie, und sie läßt sich darin nicht leicht stören. Das ist doch ächt einseitig und pedantisch!

Der Esprit der Französin weiß mehre Personen zugleich zu enchantiren und durch Coquetterie in Reihe und Glied zu halten. Sie ist auf ihrer Hut und ergiebt sich nicht leicht. Die romantische Engländerin giebt dem Schmied von Gretna Green seine Existenz. „L'Allemande est aimante," das heißt mit anderen Worten: „sie ist gutmüthig, leichtgläubig." Darum so viele nasse Augen, so viel Herzklopfen und Bangen. Darum diese fromme Hingebung und Sehnsucht. Die Deutsche ist so liebreich, daß sie ihrem Manne zu Gefallen den Tabakrauch einschluckt, in den kalten Keller steigt, sich den Teint von der Küchenhitze verbrennen läßt und ihm noch die Pfeife anzündet.

Die Liebe der Französin ist abwehrend, die englische Liebe wagt Alles, und die deutsche fließt leicht bis über den Herzensrand hinweg. Die Französin ist immer kriegerisch, auch noch in der Verlassenheit vertheidigt sie sich, das heißt, sie steht muthig auf und packt den feigen Rückzügler an und fragt: warum? Sie macht's nicht wie die Deutsche, die sich in ihr Kämmerlein setzt und weint und sich immerfort entschuldigt.

„Kann auch die Engländerin romantisch genannt wer-

den?" fragt noch der triviale Zweifler, „denn romantisch ist warm." Darauf antworte ich: birgt nicht die kalte Schneedecke das keimende Korn? sind sie nicht sprüchwörtlich zu beschneiten Vulkanen geworden, diese Engländerinnen? Darum bleibe ihnen jenes Adjectiv unbestreitbar. Doch worin begründet es sich? Sie lebt auf dem Lande, in der freien Natur, die weiße Tochter der weißen Insel Albion. Zwar ist ihre Natur nicht romantisch. Zahm, idyllisch, häuslich oder „domestic," das sind die Eigenschaften der englischen Landschaft. Aber die Extreme suchen sich. Diese einsame, still flötende und blökende Natur ihres Vaterlandes bevölkert die englische Schöne mit idealen Wesen, das eine „beau idéal," das ihre Seele sucht, begegnet ihr allenthalben. Sie findet Muße, es mehr und mehr zu ergänzen, und wenn nun einmal der Stern erscheint, so liebt sie mit einer Innigkeit, welche Berge versetzen kann, so sieht ihr Auge nur Einen, so antworten ihre Herzensschläge nur einem anderen Herzen.

Wir finden in dem „Roman," der die eigenthümlichste Erfindung der englischen Literatur ist, eine Widerspiegelung unserer Behauptung.

Eben so hören wir in den deutschen Liebesliedern das Echo jener selbstvergessenen Seele; es ist ein Ernst, eine Frömmigkeit in den deutschen Liebesliedern, welche nur wenige französische und englische haben. Darum nennen auch die Franzosen eine deutsche Liebe: „un amour saint."

Die französischen Memoiren bekommen von der Coquetterie und Eitelkeit ihre Nahrung. Die Französinnen wissen uns in ihren Selbstbiographieen so graziös von

ihrer eigenen Person zu unterhalten, daß es sich überaus angenehm liest, und man's ihnen gar nicht übel nimmt, wenn sie, wie z. B. die Herzogin von Abrantes, sagen: „Je n'étais pas jolie, mais j'avais les plus belles mains du monde et des dents comme deux rangées de perles;" oder wie eine andere Dame, die ich kannte: „J'étais si jolie qu'on regardais par les fenêtres pour me voir passer."

Diese Selbstgefälligkeit der Französinnen, all diese Gedanken an ihre Haltung und Würde, an ihren Anzug, an die Complimente, die ihnen gezollt werden müssen, und tausend andere Kleinigkeiten geben der französischen Liebe von Seiten der Frauen eine minder warme Färbung. Ich glaube, daß die Leidenschaft der französischen Männer viel wahrer, feuriger ist, vielleicht so feurig, daß jene Coquetterie als Gegenwirkung ganz nothwendig wird.

„L'amour est de l'égoisme à deux," hat ein Franzose gesagt. Also nicht allein bleiben es immer zwei, sondern noch dazu zwei selbstische Wesen. Unsere deutschen Dichter singen von einem heiligen Doppelwesen: „Wenn Arm um Arm, und Geist um Geist sich windet, und Seele in Seele sich ergießt." Oder: „Was ist Liebe? Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag."

„L'amour est une maladie, croyez-le moi", sagte mir eine Französin, und dagegen singen wir: „O Liebe, Liebe, so goldenschön, wie Morgenwolken auf jenen Höh'n."

„Elle a un petit faible pour lui“, heißt's in Frankreich, und bei uns: „Sie hat eine Neigung für ihn.“

Also „schwach“ wird die Französin durch die Liebe, diese nimmt ihr Etwas. Die Deutsche neigt sich wie die Blume zum Schmetterling; sie beugt sich, wird demüthig und gewinnt dadurch.

Die Französin hat mehr Charakter als die Deutsche; sie ist in sich selbst abgeschlossener, sie will allenthalben Königin sein. Die Deutsche braucht eine Stütze. Die Engländerin sucht einen Kameraden ihres Gleichen.

Dennoch sagen die Franzosen selbst von ihrem Paris: „C'est le pays des grandes et belles passions.“ Und ich glaube dieß auch, ja, ich bin überzeugt, daß Paris ein brausendes, kochendes Meer von Leidenschaften ist, daß es gewiß große und schöne Aufopferungen daselbst giebt. Und was ist die Liebe ohne Leidenschaft? Ein Karfunkel ohne seinen Blutstropfen, ein Opal ohne seine Flamme. Doch wohin würde sich die Flamme im Opal verlieren, wenn dieser milchweiße Stein sie nicht fesselte, umgäbe und zur Substanz machte! „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben.“

In dem französischen Ausdrucke: „une belle passion,“ liegt etwas sehr Gefährliches, ein tiefer Abgrund. „Est ce que vous n'avez jamais pu éveiller une belle passion?“ ist eine Frage, die eine einfache Deutsche wohl in Erstaunen setzen mag. Die Schönheit hat ihre bestimmten Gränzen, doch wer kann zu der Leidenschaft sprechen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Darum liegt

für mich in den Worten: „une belle passion“ ein Widerspruch, eine Verblendung. Freilich sind die Franzosen sehr freigebig mit dem Worte: „schön.“ Wenn man aber der Göttin Vesta die Schlüssel zu allen Gemächern der schönen Leidenschaften in Paris überreichen wollte, da möchte sie viele sehen, worüber sie erröthen könnte, da würde sie dem Gott Amor gewiß seine Binde entreißen, um sie sich selbst vor die Augen zu halten, und mit eilenden Schritten von den Mysterien seines Altars entfliehen.

Also glaube ich nicht, daß die Liebe die Französin sehr veredelt; es ist dieß weder die Schuld des kindlichen Gottes, noch die des weiblichen Herzens, sondern die gesellschaftliche Einrichtung muß die Sündenlast auf ihre breiten Schultern nehmen. Die „mariages de raison“ haben das Schwert zwischen Amor und Hymen gestellt. Die Pariserin liebt sehr häufig den Mann, den sie nicht heirathen darf oder soll. Sie liebt entweder zu spät, das heißt nach der Verheirathung, oder zu früh, das heißt, ehe ihr Heirathscontract abgeschlossen ist. Mann und Geliebter, oder Bräutigam und Geliebter sind nicht immer eine und dieselbe Person. „Le mari“ spielt eine unbedeutende Rolle im Reiche der Ideeen. „L'amant“ ist der „Aimant“ — Magnet.

„Il est tout-au plus bon pour un mari,“ heißt es von einem braven, gutmüthigen, ziemlich einfachen und nicht sehr schönen jungen Manne.

Ohne den Mari kann man so ziemlich immer fertig werden in seinen Nöthen, seinen Freuden, das heißt,

er muß da sein, aber nur als eine Art Anhängsel, ein Rückhalt. „Je regarde le mariage comme un sauf-garde,“ die Ehe ist eine Barricade, hinter der sich die Spiele der Coquetterie sehr schön verbergen lassen.

O welch ein Verstand und Witz gehört dazu, alle diese verwickelten Verhältnisse so lange und so ohne Geräusch fortzuführen. „La Française a quelquefois trop d'esprit,“ so sagte ja unser Freund zu Anfange. Und dieser zu große Esprit ist eben den Männern gefährlich. Die Medaille hat ihre rechte und ihre verkehrte Seite. Was hat die Deutsche diesem Esprit gegenüberzustellen? Bildung und Bildungsfähigkeit. Es ist gewiß, daß die deutschen Frauen, trotz ihren Haushaltungsgeschäften, im Ganzen weit besser unterrichtet sind als die Französinnen. Es ist gewiß, daß sie diesen Letzteren an Feinheit des natürlichen Verstandes nachstehen. „Bildung,“ hat eine berühmte deutsche Schriftstellerin gesagt, „Bildung ist nicht ein mühselig angehäufter Packen von Kenntnissen, — nein, es ist Gehalt im Busen und Form im Geist.“ Nun möchte ich sagen, um jeder meiner drei schon oft genannten Freundinnen ihr Theil zu geben, ich möchte behaupten, daß die Engländerin sehr oft den Haufen Kenntnisse besitzt, die Französin die Form im Geiste und die Deutsche den Gehalt im Busen.

Die Form im Geiste hat die Französin, das haben wir aus schon Gesagtem erkannt. Sie giebt aber auch Form und Gestalt Dem, was nicht ihr eigen ist. Wer hat je mit ähnlicher bewundernswerther Feinheit alle

Nuancen und Regungen des menschlichen Herzens erkannt und gemalt, wie so viele französische Schriftstellerinnen es gethan haben! Wer hat alle die feinen Fädchen, welche die beiden Geschlechter aneinander knüpfen, und alle die Dornen, welche sie von einander fliehen machen, so genau erkannt, empfunden und richtig dargestellt als diese hellsichtigen weiblichen Geister? Sie wissen und erkennen also zu viel — die Deutsche ist einfältiger, aber sie hat Ahnungsgeist. Sie ist deßhalb auch unsicherer, öfter beängstigt; sie hat Sehnsucht. Ueber die Sehnsucht ist die Französin hinaus, denn sie sieht. Die Deutsche glaubt, die Französin weiß. Die Französin ist sich ihres Triumphes bewußt. Die Deutsche und die Engländerin sprechen wie Maria: „Woher kommt mir diese Gnade?“ Die Französin herrscht durch sich selbst, durch ihre Person, ihre Grazie, durch das Feuer ihrer Augen, den Fluß ihrer Rede. Die Deutsche oder die Engländerin „herrscht blos, weil sie sich zeigt.“ Es ist ihre ganze Atmosphäre, die sich sogleich den Anderen mittheilt. Diese Atmosphäre wechselt aber nicht; die gute Deutsche ist immer gleich sanft und pflichtgetreu und zuvorkommend oder zurückhaltend. Die geistreiche Französin dreht den wohlgeschliffenen Diamantstein ihres Herzens stündlich nach allen Seiten herum, so daß heute die rosenrothe Liebe, morgen die blaßblaue Ergebenheit, übermorgen der violette Zorn, und dann wieder die grüne Hoffnung, oder die feuerrothe Leidenschaft, oder die weiße Gleichgiltigkeit im hellsten Lichte erglänzen.

So hält sie geschickt alle Zügel ihrer muthigen

Pferde in Händen, ohne sie zu verwirren. Ja, wer hat gesagt, daß Venus im Taubengespann durch die Wolken schwebe? Mir hat's in Paris oft geschienen, als ob die französische Venus von brüllenden Löwen gezogen würde; ja von Löwen mit gesträubten Mähnen, das ist nicht zu viel gesagt, mir ward angst dabei. Denn das Fleisch ist schwach, aber der Geist ist stark, so stark, daß er selbst alle kleinen Fehler verdecken und beschönigen kann. Ich habe schon gesagt, daß es den Französinnen an eigentlicher Bildung, an Kenntniß fehlt, aber man merkt dieß gar nicht oder vermißt es wenigstens nicht, ausgenommen, wenn man geradezu auf Entdeckungen ausgehen will. Ihr Esprit ist für die Causerie hinreichend und mehr als das, er ist ein täglich frischer Blumengarten, eine stets rieselnde Quelle. Wer sich damit aber nicht begnügen will, sondern nach Hinterthüren sucht zu tiefen Schatzkellern oder nach Leitern zu den Sternenkammern, der fällt nicht selten in einen dunkeln leeren Abgrund hinein.

Er hätte sich mit der Flitterdecke begnügen sollen, — denn Schein, Komödie, Unwahrheit, Mangel an Einfachheit wollen wir es doch nicht nennen, — das wäre hart! Doch habe ich nicht allein dieß von einem Franzosen selbst, sondern noch Steinhärteres gehört, wie: „Toute l'éducation d'à-présent tend à ôter le coeur de chair aux jeunes personnes et à leur donner un coeur de pierre et un esprit d'éponge.“ Aber was sagt man nicht oft Schlechtes von seinem Jahrhundert? Ist dieß nicht immer das am meisten stief-

mütterlich behandelte von allen, und doch sollte man den Benjamin der Welt am innigsten herzen.

Dafür haben denn auch die deutschen Frauen ihren Lohn bei den Französinnen dahin. „L'Allemande ne raisonne pas!“ sagt man mitleidigen Tones. Sie läßt sich Alles gefallen. Bei ihr giebt es keine Variation zur langweiligen Ehemelodie, keinen geistreichen Disput, keinen gesunden Zank, nach dessen Schlichtung der Himmel um so heiterer blickt. Nichts von alle dem, wie kann man da die dicke Ehesuppe verdauen!

In der That macht die sanfte deutsche Frau es ihrem Manne gern zu gut, sie bettet ihn zu weich, sie läßt für ihn nichts mehr zu wünschen übrig. Er fängt zuweilen an sich zu ennuyiren.

Der Frau wird selbst bange dabei, sie fühlt ihre Ohnmacht, noch mehr zu thun; sie meint irriger Weise, sie könne nicht genügen. Diese Angst wächst von Tag zu Tag; daraus entsteht erst eine Beklemmung, diese wird zur Spannung — man versteht sich nicht mehr, — sie, die so harmonisch einst gesinnt waren, sie, die sich so liebten und noch lieben, — sie werden getrennt. Sie wissen selbst nicht, was sie trennt. Der Geist der Frau verwirrt und verirrt sich — und da ist eine Charlotte Stieglitz fertig. Sie tödtete sich aus Liebe zu ihrem Manne, aus Furcht, ihm zur Last zu fallen.

Wenden wir uns zu der unsanften, der cholerischen, der capriciösen Französin zurück, die ihren Mann oder Liebhaber in einer steten Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, hält. Wenn sie heute die Tassen, die

er ihr ganz gehorsamst überreicht und die sie mit Grazie angenommen hatte, vor seinen Augen mit Fleiß und aus Rachsucht zerbricht, so ist dieß als ein heiteres Intermezzo des schlichten guten Einverständnisses anzusehen. „Ah j'étais dans une colère, dans une colère affreuse — c'est vrai que je suis méchante, il me l'a dit, mais il le mérite, il m'ennuye, voyez-vous, — il est fou." — Ein wirklicher Narr, dachte ich, weil er morgen wiederkommt mit ganz demüthigem und unglücklichem Gesichte. Dann sitzt sie auf ihrem Throne und genießt ihren Triumph und läßt ihn etwas zappeln. Den Tag darauf heißt es schon wieder: „Vous Monsieur, qui êtes si aimable" — und er schlürft diese Worte mit Wonne ein.

„La colère c'est sa santé," habe ich Jemanden von einer Französin sagen hören, und das könnte auf Viele angewendet werden. Wenn man dieß nun einmal weiß, so kommt man dabei ganz gut weg und findet, daß eben dadurch die Französin sich selbst und Anderen nie zur Last fällt; sie schüttelt jeden Unmuth gleich ab, und da Diejenigen, welche er trifft, ein Gleiches thun, so fällt die Bürde zwischen ihnen auf die Erde, und Jeder bleibt so leicht und froh, als sei da nichts geschehen.

Sie überlassen das Schweigen und Entsagen den Deutschen. „Ah vous devez être bien malheureux," erwiderte mir eine Dame, da ich ihr sagte, daß ich manchen kleinen Kummer, manches Mißfallen in meinem Inneren verbärge.

Die Französin führt nie etwas im Schilde; man kennt sie durch und durch. Daher dieser Frohsinn, diese Frische, diese Leichtigkeit des Umgangs. Aber Ueberraschungen bewahrt sie uns auch nicht viele auf; solch einen Schmuck, den wir nur für Einen ganz besonders bergen, den kennt sie nicht. Was sie Einem ist, das ist sie dem Anderen auch. Sie besitzt die verbreitende, aber nicht die concentrirende Kraft.

Mit dem Golde der Seele ist's wie mit dem Ducaten, den man so ausschlagen kann, daß er einen ganzen Reiter zu Pferde bedeckt; aber je mehr man das Gold ausschlägt, desto dünner wird es, — und der übergoldete Reiter leuchtet Vielen in die Augen, den Ducaten aber halte nur ich in der Hand.

Mann und Frau, Mutter und Kind.

„L'Anglais est un mari fort ennuyeux. Il se grise à dîner; il dort après dans son fauteuil ou lit son grand journal. Dès l'aurore il est à la chasse, ou à la pêche, aux courses ou à un autre sport — ou occupé à la ferme. Tout cela doit être bien amusant, ma foi! pour la bonne femme!“

So sagte mir ein Franzose, und er war nicht allein der Meinung, daß der Engländer „un mari fort ennuyeux“ sein müsse, denn das ist eine allgemeine französische Idee. „Il n'est pas tellement aux petits soins qu'un mari français,“ sagen sie auch. Der Mann soll also zu jeder Zeit bei seiner Frau sein. Das

wäre wohl schön, denn was sich liebt, ist gern immer beisammen. Jedoch kann es des Guten zu viel werden; wenigstens werden stündliche Trennungen der Eintracht und Liebe sehr zuträglich befunden. Man freut sich des Beisammenseins nachher desto mehr. Der Mann sinkt ermüdet in die Arme seiner Frau; sie athmet um so freier und wonniger, ihre Wangen glühen um so schöner, da nun die Strapazen und Gefahren des Tages für ihn vorbei sind. „Ach wie mancher englischen Frau und englischen Braut schlagen alle Pulse am Abend, wenn von fern der Jagdhunde Gebell erklingt!“

Wahr ist es freilich, daß ein guter französischer Ehemann mehr bei seiner Frau bleibt und sorgfältiger um sie bemüht ist als ein englischer. Er ist weniger bequem und langsam als dieser. Aber ebenso wahr ist es denn auch, daß im Allgemeinen das Band zwischen Mann und Frau viel inniger in England ist als in Frankreich. Die kleinen täglichen Trennungen fallen in England vor, — wie mit jenem Jäger auf dem Lande, so ist es auch mit dem Kaufmanne in der Stadt, — aber die großen jährlichen Trennungen und endlich die fortwährenden finden am meisten in Frankreich statt.

„Nous n'avons pas le talent de nous expatrier avec nos maris comme vous autres Anglaises,“ sagte eine Französin etwas spöttisch zu einer Engländerin. Ich aber meine, dieses Talent der Engländerinnen ist gegründet auf die heiligen Worte der heiligen Ruth: „Where thou goest, I will go and there I will be burried.“ Sei es China oder das Cap der guten Hoff-

nung, Westindien oder eine der australischen Inseln, wohin das Schicksal den Mann verschlägt, die englische Frau bedenkt sich nicht, ob sie ihm folgen will; es ist eine ausgemachte Sache. Mißt sie die Weite des Oceans aus, erwägt sie die Schwachheit ihres Nervensystems?

Die Französin aber, was thut sie, wenn ihr Mann nach den Markisen-Inseln segelt, um dort zwei Jahre zu bleiben? Sie kehrt unterdeß zu ihrer Mutter zurück, sie nimmt sich vor, nur Schwarz zu tragen und in keine Soiree zu gehen, sie nimmt Clavierunterricht, um ihren Mann mit einem neuen Talent zu erfreuen, wann er zurückkommt.

„Die Engländerin ist pedantisch," wie wir oben dem Munde eines Anderen entnommen haben; die Engländerin ist aber auch religiös. Jedes vor dem Altare gegebene Versprechen ist ihr heilig, dort hat sie ihre Hand dem Manne gegeben „for better, for worse," sie hat geschworen, „to love, cherish and obey till death us do part," sie nimmt dieß wörtlich, und nichts kann je zwischen sie und ihren Mann sich stellen als der Tod mit eisernem Arm.

Nicht so ist es zwischen ihr und ihren Kindern. Es scheint, als ob sie auch hier sich auf die Kirche beziehe. Sie hat in der Taufe nichts für sie versprochen, der „Godfather" und die „Godmother" haben sich für die christliche Erziehung des Kindes verpflichtet, und der englischen Benennung nach sollten diese ihr Amt sehr gewissenhaft nehmen. Ich glaube indeß, daß sie darin un-

gefähr eben so lau sind, wie bei anderen Nationen. — Genug, die englische Mutter trennt sich von ihren Kindern mit größter Leichtigkeit auf ein paar Wochen oder Jahre; sie ist dazu auch gezwungen, wenn sie ihrem Manne auf all seinen Wegen und Stegen folgen will; denn mit dem ganzen Haus und Hof kann man doch nicht immer von hinnen gehen. Aber dieß geht noch weiter. Die Kinder spielen überhaupt in England für die Gesellschaft eine ziemlich unsichtbare Rolle. Ein eigener Flügel des Hauses ist ihr Revier, da ist die Nursery und das Schoolroom mit ihren Ammen und Gouvernanten, auf die sie beschränkt sind. Den Aeltern machen sie jeden Tag nur ein Mal eine Staatsvisite. Im Hydepark in London sucht man vergebens die frohe jauchzende Kinderwelt, die der charakteristische Zug der Tuilerieen sind. Senden nicht englische Mütter aus den Colonieen von Indien her ein Kind nach dem anderen nach Europa hinüber, um es da erziehen zu lassen, freilich aus der sehr natürlichen Ursache, weil das Klima ihnen dort schädlich ist, — aber ach! wo fände eine französische oder deutsche Mutter das Herz dazu?

Die englischen Söhne und Töchter werden sehr früh selbstständig, und der älteste Bruder, sowie die älteste Schwester bilden ein neues Aelternpaar für die jüngeren. Das Geschwisterband ist wieder sehr eng in England. Wo ich jungen Engländern fern von ihrer Heimath begegnet bin, da haben sie mir von ihren Schwestern und Brüdern erzählt. Wie wunderte eine Französin sich über die Zärtlichkeit, welche zwischen den

Kindern einer englischen Familie herrschte, die uns gegenüber wohnte. „C'est comme si les frères étaient leurs amants," sagte sie von den jungen Mädchen. „Sie setzen sich auf ihren Schooß, sie umarmen sich, sie geben sich solche Liebesnamen; — c'est étonnant." Ein so nahes, inniges Verhältniß unter Geschwistern möchte man in Frankreich vielleicht tadelnswerth finden.

Man kann also annehmen, daß die Liebeslinie bei den Engländern horizontal läuft: Brüder und Schwestern, Mann und Weib, während sie bei den Franzosen senkrecht hinab geht: von den Aeltern zu den Kindern. Wir könnten auch zwei Linien aus der letzteren machen und sagen: Vater und Kinder — und Mutter und Kinder.

Ja die Französinnen sind alle liebende Asan-Agans-Mütter. Die Engländerin dagegen ist eine gute, ergebene Rebecka, die ihren Isaak tröstet um den Verlust seiner Mutter.

Die „Barracks" der Soldaten in England und Irland sind immer voll von Damen, den Frauen der Offiziere, und sie, welche den Comfort sonst so sehr lieben, behelfen sich hier auf eine bewundernswerthe Weise. In einer französischen Garnison haben kaum zwei oder drei Offiziere ihre Frauen bei sich. — Mir erzählte die Frau eines französischen Obersten, sie sei mit ihrem Manne „en garnison" gewesen, aber die Langeweile und die Gene dort habe ihr die Idee eingegeben, flugs wieder abzureisen, ohne ihren Herrn und Meister davon zu benachrichtigen. Sie habe sich also eines Morgens vor dem Erwachen ihres Gemahls auf-

gerafft, angekleidet, ihre Sachen geordnet, ihr Kind reisefertig gemacht, die Diligence bestiegen und den Weg zu ihrem Vater eingeschlagen. „Et avant que mon mari avait le temps de réfléchir et de se faire la barbe, j'étais déjà bien loin. Und ich blieb bei meinem Vater, so lange es mir gefiel, obgleich mein Mann mir unaufhörlich schrieb, daß ich zu ihm zurückkommen sollte."

Eine französische Mutter hält es für ihre heilige Pflicht, bei der Geburt des ersten Kindes ihrer Tochter zugegen zu sein, sollte sie deßhalb auch genöthigt sein, eine noch so weite und beschwerliche Reise zu unternehmen. „Vous étiez présent à l'accouchement de votre fille, n'est-ce pas?" fragte eine französische Großmutter eine englische im Laufe der Unterhaltung. „Non, j'étais obligée dans le moment même de quitter l'Angleterre pour accompagner mon mari à Dresde pour des raisons de santé." Dieß wollte der Französin gar nicht einleuchten, daß der Mann der Tochter vorgehen sollte; sie fand im obigen Verfahren ein großes Versehen, eine Kälte; „enfin c'est inconcevable!" war ihr Refrain. Die Engländerin war eben so piquirt darüber, daß jene ihrem Manne nichts zu Gute halten und ihm sein vollkommenes Recht nicht gönnen wollte.

„With my body I thee worship," sind die feierlichen Worte, die der Engländer an seine Frau bei der Einsegnung richtet. Diese Art von worship, culte, göttlicher Verehrung, widmet er ihr sein ganzes Leben lang. Stillschweigend, es ist wahr, sitzt er am Abend in seinem

Lehnstuhle neben ihr, die ihre langen seidenen Locken für ihn entrollt hat. Das nennt der Franzose „fort ennuyeux.“ Doch viel könnte über diese englische Ehefreundschaft ohne Worte gesagt werden, sie könnte zu uns eben so deutlich sprechen, wie jene Mendelssohn'schen Lieder ohne Worte. Ahnen kann man den Weihrauch an jenem ehelichen Altar, der, in der Kirche angezündet, von keinem Hauche von außen verlöscht oder verweht werden konnte. Der Todesengel nur darf diese Fackel umkehren. „Till death us do part.“ Und zwischen der warmen Priesterhand und der kalten Todeshand, da reiht sich eine Kette von Tagen der Wonne, der Eintracht. Sie fängt an mit dem Versprechen und dem Vorblick:

„Believe me, if all those endearing young charms,
Which I gaze on so fondly to-day,
Were to change by to-morrow, and fleet in my arms,
Like fairy-gifts, fading away!
Thou wouldst still be adored, as this moment thou art,
Let thy loveliness fade as it will,
And around the dear ruin each wish of my heart
Would entwine itself verdantly still.“

Sie endigt mit der treuen Ausführung und dem Rückblick:

„John Anderson, my dear John,
When we were first acquaint,
Thy locks were like the raven etc.“

Und noch über dem Grabe sehen wir, wie auf „Père Lachaise“ die Arme der verstorbenen englischen Ehegatten

sich umschlingend hervorragen: „Ambe sempre due insieme.“ In Frankreich, wo die Heirath oft nur ein conventionelles Ding ist, wo die Mairie erfunden wurde und zur Noth genügen könnte, wo die St. Simoniens und Andere als Rebellen gegen das Heiligthum der Ehe aufstanden, da flieht auseinander, was der Priester zusammengab. Die Ehe, ach! sie ist so phlegmatisch wie Wasser, und kommt zu den beiden Substanzen, aus denen dieses zusammengesetzt ist, ein dritter Gegenstand, „un amant,“ so ist der chemische Proceß geschehen und erklärt.

„Voici comme se fait la chose,
L'eau par le fer se décompose,
L'oxigène s'unit au fer,
L'hydrogène s'en va dans l'air.“

Es sind immer Charlotten und Eduards, die sich miteinander langweilen oder bei einer Ottilie, bei einem Hauptmanne Unterhaltung suchen, meistens „en tout bien et tout honneur.“

Die gänzlichen Trennungen sind in Frankreich auch häufig genug. Selten kommen wohl in Deutschland und noch seltener in England Fälle vor, wo von zwei Schwestern jede von ihrem Manne getrennt lebt. Es mag vielleicht das katholische Hinderniß der Ehescheidung bei diesem Volke ein sehr nothwendiger Rückhalt sein. Man möchte sonst große Mißbräuche sehen. Indeß ist dieß eine schwer zu ergründende Frage. Unsägliches Leiden könnte gewiß erspart werden durch die Aufhebung jenes Zwanges.

Die halbgetrennten Ehen sind ein größeres Zeichen der Nationalität in Frankreich als die ganz getrennten. Gleichwohl giebt der König das Beispiel vom Gegentheil. Sonst hat der Mann sein Revier in diesem Theile des Hauses, die Frau in jenem, die Schlafzimmer und ihre Kreise der Geselligkeit sind getrennt. Der Mann geht in eine Soiree, während die Frau bei sich Gäste empfängt, oder sie gehen jedes in eine verschiedene Gesellschaft, und wenn der Mann sehr galant ist, so holt er seine Frau aus der ihrigen ab.

Doch es muß das Herz an etwas hangen; so senkt sich das französische Mutterherz in die Tochter; es giebt für sie kein liebenswürdigeres Wesen, keine schönere Gestalt. „J'ai beau regarder tout autour d'un salon, où il y a les plus jolies demoiselles, je pense toujours que ma fille est la plus belle,“ sagt eine französische Mutter, im Anschauen ihrer Tochter versunken. Und wenn man sich nach derselben erkundigt, so heißt's mit Stolz: „Ma fille est très-belle: elle est mariable, n'est ce pas? oh! oui je la marierai.“ Immer, wenn eine Mutter von ihrer Tochter spricht, sind es nur lobende Worte: „Elle mérite d'être connue, n'est ce pas?“ oder: „Elle a un esprit susceptible de comprendre et sentir les plus belles choses“ — oder: „Vous verrez ma petite fille, oh elle est gentille cette enfant, c'est un amour.“

Die Töchter hinwieder, wenn sie außerhalb Paris verheirathet sind, schreien immer nach ihrer Mutter, es ist wahr, nach Mutter und Paris zugleich. Der Sohn

betet die Mutter an; er sieht ihr Haupt von einem Nimbus umstrahlt. Mir fällt in diesem Augenblicke eine nicht geringe Anzahl von wahren Mustersöhnen ein, die ihre Mutter regelmäßig zur Kirche, zum Schauspiel, auf den Spaziergang führen; ich denke an andere, die täglich einen weiten Gang von einem äußersten Ende von Paris bis zum anderen machen, nur um mit ihrer alten Mutter zu speisen.

Es giebt viele Beispiele von französischen Familien, die nach der Verheirathung der Kinder bei einander wohnen bleiben und so eine Art von patriarchalischer Colonie bilden.

Die englische Mutter muß mit ihrem Säugling auf dem Schooße als Madonna gemalt werden, die französische mit ihrer erwachsenen Tochter zur Seite, so daß es scheint, als wären sie Schwestern.

Aus dieser innigen Liebe zu den Aeltern entspringt dann auch vielleicht jene Unterwürfigkeit der Kinder unter den Willen derselben, in Hinsicht der Wahl ihrer Männer oder Frauen, man könnte sagen, ihre Gleichgiltigkeit in diesem Punkte.

Kinder sind ein selteneres Gut in Frankreich, so daß man desto mehr auf sie halten muß; in England, wo sie „like the olive branches round about the table“ stehen, da muß es schon heißen: „Hilf dir selber.“

Indeß müssen die Franzosen die Engländerin doch nicht in dem Grade „ennuyeuse“ als Frau finden, als die Französinnen den John Bull in Gestalt eines Ehemanns, denn in Paris giebt es genug Franzosen, welche

an Engländerinnen verheirathet sind, und da haben wir nur auf den größten Dichter, auf einige der ausgezeichnetsten Schriftsteller, Lamartine, Alfred de Vigny, de Tocqueville, Tricquety und sonst viele bekannte Staatsmänner und Künstler hinzublicken.

Wenn nun die Talente der Engländerin so zu verachten sind, so ist es doch vielleicht nicht ihre Schönheit oder ihr Geldbeutel, wie es scheint.

Aber um von dem Golde des leicht zerreißbaren Filetnetzes zu dem Schatze, der sicher im Herzen verwahrt liegt, noch einmal zurückzukehren, so denke ich: der Glaube ist stark in England, der Glaube hält die Gesetze aufrecht, und er ist stärker in England, wenn wir so wollen, als die Hoffnung und die Liebe.

Da nun der Glaube nicht allenthalben ein Terrain findet, um seine tiefen Wurzeln einzuschlagen, so kann seine Frucht, die Liebe, auch nur Wenigen zu Theil werden, aber diesen Wenigen ausschließlich und unverrückt.

Die Franzosen fangen die Sachen nicht so gründlich und von vornherein an. Sie bauen das Liebesdach auf ohne feste Säulen, doch so, daß es lustig und locker anzusehen ist. Mit dieser Liebes-Blumenlaube beschatten sie ihre ganze Welt, und ihre Blüthen treiben immerfort.

Die Deutschen malen sich den Hoffnungshimmel im blauen, weiten Aether aus. Doch sind die Wolken manchmal trüb und jagen einander in stürmischer Hast. Die Wolken sind segen- und thränenreich. Sie hängen oft schwer hernieder und machen uns bang. Sie seufzen und

blitzen und donnern. Sie spiegeln das Leben in allen seinen flüchtigen Gestalten noch flüchtiger wieder. Wo endet da die schwebende Pein?

Viel haben die englischen Glaubenssäulen zu tragen und krachen oft unter ihrer Last; aber sie bleiben unerschüttert stehen und lassen die duftenden französischen Blumen neben sich flattern und die unruhigen deutschen Wolken über sich wegziehen.

Amants. Mariages de raison.

Dieß ist in Paris ein tagtägliches Capitel in Wort und That. Die Amants haben gute Tage, viel bessere als die Maris im Allgemeinen. Das kommt nun so ungefähr auf Eins heraus, denn man kann Mari und Amant zu gleicher Zeit sein (wohlverstanden nicht für ein und dasselbe Wesen); man tröstet sich als Amant bei der Einen über das, was man als Mari bei der Anderen nicht findet. Es giebt der Amants natürlich von allen Nuancen, die meisten könnte man wohl nur eifrige Verehrer nennen. Aber diejenige Dame, welche weder Amant noch Mari hat, sieht man mit dem größten Bedauern an und sagt: „Il lui manque quelque chose, pauvre fille! elle n'est pas complète!“

„Que ferez-vous? vous ne pouvez pas toujours vivre comme cela en religieuse, si vous ne vous mariez pas, il faut prendre un amant,“ diesen Rath gab man in meiner Gegenwart einer unverheiratheten Dame. Demnach kann die „vieille fille“ in keinem besonderen An-



sehen bei ihnen stehen; ich muß im Vorübergehn dabei bemerken, daß ein Frauenzimmer gleich vom fünfundzwanzigsten Jahre an mit diesem Namen gestempelt wird.

Daher die Hast, sich vor diesem Jahre zu verheirathen. Es geschieht auch im Ganzen viel früher; oft leider so früh, daß ein junges Mädchen nicht weiß, wie ihr geschieht; und damit ist es gar zu natürlich, daß sie später einmal ihr geahntes Ideal findet und sich diesem anschließt.

Eine liebenswürdige, noch junge Wittwe erzählte mir Folgendes. „Ich war 11 Jahre alt, als ich in ein Kloster eintrat; die guten Schwestern unterrichteten uns ziemlich gut im Katechismus, in der Geschichte Frankreichs und Englands, in der Geographie, im Zeichnen rc. Die Mythologie war, als ein unmoralisches Studium, ausgeschlossen. Alle Donnerstage kam meine Mutter, um mich zu besuchen, zu ihr ging ich aber nie; nur alle Monate ein Mal verließen wir unsere Klostermauern, um einen Spaziergang zu machen. Als ich 15 Jahre alt geworden, kam man, mich zu holen, und es war, um mich sogleich zu verheirathen. Dieß schien mir eine sehr lustige Episode; ganz außer mir vor Entzücken, kam ich, um meinen ersten Besuch wieder im Kloster zu machen, und umarmte stürmisch meine jugendlichen Freundinnen mit dem stolzen Ausrufe: „Je suis mariée!“ ungefähr wie ein anderes Kind ausrufen würde: O seht doch die hübsche neue Puppe, die man mir geschenkt hat. Die Welt kannte ich natürlich nicht. „Je ne savais pas, ce que c'était qu'un salon.“ Der

Mann, welcher mir gegeben war, und den man mir schon in meiner Kindheit bestimmt hatte, war 20 Jahre älter als ich. Von Sympathie und Zuneigung konnte hier also Nichts existiren; doch war ich eben nicht unglücklich. Ich liebte meinen Eheherrn als Vater meiner Kinder. Er hatte eine schwache Gesundheit, und ich hielt es für meine Pflicht, ihn sorgfältig zu pflegen. Als er nach 20 Jahren unserer Verheirathung starb, — da that mir sein Verlust leid, weil er mich in allen meinen Gewohnheiten derangirte. — Wenn eine junge Frau einen alten Mann hat, so versammeln sich alle Männer um sie, um ihr die Cour zu machen. Sie nehmen das als eine gute Gelegenheit. Ich war klug genug und hütete mich. Mit sechsundzwanzig Jahren indeß, nicht früher, da hat es sich ereignet, daß ich ein Mal liebte und wiedergeliebt wurde. Das wurde eine große Leidenschaft und hat mir viel Freude und unsäglichen Schmerz bereitet. Wohl hat mein Geliebter sich nicht verheirathet und ist Garçon geblieben, aber durch Umstände ist das Feuer in ihm erkaltet. Mein Herz ist immer dasselbe geblieben."

Das mag die Geschichte unzählig vieler Französinnen sein, und wer kann alle die heißen Thränenströme, all' das ungestüme Klopfen eines feurigen fränkischen Herzens ermessen? Wer möchte sich versenken in den Abgrund der Unwahrheit und der Intrigue, der in solchen Verhältnissen liegt? „Schwarz wimmelt es da im grausen Gemisch."

Und wer wollte nicht den Heldenmuth bewundern,



der diese Parisinas beherrscht, umstellt, wie sie sind, von den Augen der Welt und den Eifersüchtigen? Wer wollte nicht erbeben vor den heftigen Schwüren, den Selbstmorddrohungen, den Maskenballtragödien, welche in Momenten der höchsten Höhe dabei zum Ausbruche kommen?

Dieß nennt man aber in Frankreich oft „une belle passion, une grande passion,“ und in der That, wenn man alle die Umstände erwägt, so können wir mit unseren deutschen Ideeen von Ordnung und System uns doch nicht enthalten, jenen Parisinen viel Theilnahme zu widmen. Ich weiß, daß keine Thräne je die meinigen so gelöst hat, als jene großen Tropfen, die, wie Marmorperlen erstarrt, eine nach der anderen über Parisina's Wangen fielen. Solch eine „belle“ oder „grande passion“ ist denn auch seltener als jene „petites passions,“ welche die kleinen Demoiselles häufig hinter dem Rücken ihrer Mutter und trotz all den Schildwachen von Bonnen und Freundinnen anknüpfen.

„Je crois que j'ai trouvé mon autre âme,“ sagte mir ein Demoisellchen einst, und es kam heraus, daß sie diese zweite Seele, dieß Ideal, diesen Jugendtraum, auf einem Posthofe gefunden habe, daß das beiderseitige selige Einverständniß durch ein Briefchen, welches ihr bald nachher in der Kirche während der Messe in den Muff gesteckt wurde, angeknüpft worden sei, daß darauf die Verschwisterung und der Umgang ihrer beiden Seelen durch Liebesbriefchen, vom Commissionair Mercurius hin- und hergezaubert, und durch Blickchen hin-

und Blick herüber bei heimlich veranstalteten Begegnungen, in der Messe, unter den Arcaden der Rue de Rivoli und auf der Terrasse der Tuilerieen fortgesetzt worden sei. Auf diesen Messenbesuchen und Spaziergängen ließ sich die schmachtende Schöne, der Ordnung gemäß, immer von einer Bonne oder Freundin begleiten, welche keine Ahnung hatten von dem Geflüster und Geliebkose der Seelen in den Lüften, so fein war Alles gesponnen und so rein geistig dieser Umgang. Ja noch mehr Pfiffigkeit bewies unser Dämchen in einem kritischen Augenblicke ihrer „kleinen Passionsgeschichte." Man wollte sie verheirathen an einen braven Provinzialen. Sie schlug es rund ab. Natürlich, daß eine jede Pariserin sich mit Hand und Fuß gegen das Ehejoch eines Provinzialen sträubt; aber ein Mädchen mit wenig Vermögen sollte doch im Grunde nicht ganz so genau sein. Dahinter mußte etwas stecken, dachten die Freunde und Verwandten. Richtig spürten sie auch so etwas aus von Liebesgeflüster in der Atmosphäre der Rivoli-Arcaden. Energisch war die Vertheidigung unserer guten Heldin. Thränenfluthen und Commissionär-Beine wurden nicht gespart; doch um die Sache effectvoll auszugleichen oder wenigstens ihre „petite passion," — die in ihrer Idee eine „grande passion" war, — zu verbergen und die Späher irre zu leiten, griff sie zu einem Mittel ihrer eigenen Erfindung. Sie erlaubte einem früheren vornehmen Courmacher, den die Mutter begünstigt hatte, einige Annäherungen, gab ihm einst ein Rendezvous auf einer Ausstellung und suchte dieß Alles so wenig

wie möglich zu verbergen, daß man ihn für den Herzensdieb halten mußte. — Nun muß ich aber hinzusetzen, daß noch ein vierter Liebhaber eine Rolle in dieser Komödie spielte, das war ein junger Pariser, welchen unsere Demoiselle schon seit einiger Zeit sich zum Ehegemahl auserseһen hatte, und dessen Entscheidung sie von Tag zu Tage sehnlichst erwartete, ohne daß sie jedoch kam.

Alle diese vier flogen nachher wieder wie Schwärmer in die Luft. Und dieß Spiel war vielleicht noch weniger gewagt als das einer anderen jungen Pariserin, die während der vierwöchigen Abwesenheit des ihr eben angetrauten jungen Mannes, der gleich nach der Hochzeit in die Provinz gegangen war, um ihr gemeinsames Wohnhaus zu bestellen, ein Liebesverhältniß mit einem Lion anknüpfte. Seine Bekanntschaft hatte sie in den Soireeen gemacht, die als Nachzügler zu ihrem Hochzeitsfeste gegeben wurden, und sie benutzte ihr Privilegium, nun als „Madame" allein ausgehen zu dürfen, und ihre durch Federhut und neuen Shawl erhöhten Reize — nur eine verheirathete Dame trägt eine Feder auf dem Hute in Paris — zu Gunsten dieses weißbehandschuhten Dandys. Glücklicherweise erfuhr und vertuschte die Mutter diese Sache noch vor des harmlosen Ehemanns Zurückkunft. So scheinen die Herren Amants ein nöthiges Möbel in Paris zu sein, bei jungen und ältlichen Damen, bei verheiratheten und unverheiratheten, und, wie gesagt, es ist immer eine ganze Auswahl von ihnen fix und fertig da. Wer den Gout hat, braucht nur anzubeißen. Selbst alte und häßliche Damen ziehen sich

oft mit einem sehr hübschen jungen Appendix herum. Da giebt es dann einige Räthsel, deren Lösung man vielleicht nie findet.

„Il est plus difficile de n'en avoir qu'un, que de n'en avoir pas du tout," sagte eine Dame einst, als man bei der interessanten Epistel der Amants war. Ergo: alle Aspiranten ihrer Gunst abzustoßen, dazu bedarf eine Französin nur einer stoischen Tugend und scharfer Waffen; so wird es ihr vielleicht gelingen, das Feld endlich frei zu halten. Aber einen Amant nur für sich zu behalten und sich ausschließlich ihm zu weihen, dazu gehört eine ausgezeichnete Gewandtheit, eine seltene Menschenkenntniß, ein hoher Muth, dem „qu'en dira-t-on" zu trotzen, kurz eine Taubensanftmuth und eine Schlangenklugheit. Summa Summarum, es mischt sich sehr viel Verstand und Witz in die französische Liebe. Die Deutsche, welche nur einfach ihren Verlobten liebt, hat gar nicht so viel tausend Eigenschaften und Geschicklichkeiten nöthig wie die Französin. Solch ein deutscher „Verlobter" ist eine Art Wunderthier für die Franzosen: „N'avez-vous pas de promis, Mademoiselle?" fragte ein Franzose seine deutsche Freundin. „Les Allemandes ont toujours un promis, qu'elles épousent au bout de dix ans. J'ai connu un jeune docteur allemand qui me racontait, qu'il avait une promise et que leur mariage avait été fixé pour noël," fuhr Jener fort. „Aber um Weihnachten, sprach er, da war ich in England, und unser Hochzeitsfest wurde bis auf Ostern verschoben. Ostern kam heran, und wo war ich?"

„En vérité, répondis-je, je n'en sais rien, Monsieur.“ — Ich war in Spanien, um die Sierra Morena auszuforschen. So war man genöthigt, unsere Verheirathung bis auf das folgende Osterfest zu verschieben. Aber glauben Sie, daß ich um diese Zeit zu Hause war? — „Je lui assurai que cela m'était parfaitement inconnu.“ — Nein, ich war über den Harz hinüber nach Osten bis Siebenbürgen gegangen, um die Strata der Karpathen zu ergründen. Wir mußten also noch einmal unsere Hochzeit auf ein Jahr verschieben. Aber, nun frage ich Sie noch einmal, wo meinen Sie, war ich wohl nach Verlauf der Frist?“ — Ah Monsieur, je n'en sais rien du tout.“ Ich war in Sibirien und irrte am Fuße des Altai herum. — Am nächstfolgenden Osterfeste hatte dann unsere Verheirathung wirklich statt. Aber nun rathen Sie, wo war ich wohl ein Jahr später? — „Je lui assurai encore que ce n'était pas dans mon pouvoir de dire.“ — Ich war auf dem Wege zwischen Colmar und dem Nordpole, und meine Frau gab einem schönen Knaben das Licht der Welt in einem Schlitten, während wir eines der schönsten Nordlichter, das man nur sehen konnte, über uns hatten. Es war im Monat Januar des Jahres 18 . . .

Herr A . . . . blickte in seine meteorologischen Tagebücher und fand wirklich, daß an diesem Tage eine beträchtliche Bewegung in der Atmosphäre stattgehabt hatte.

So lang, wie diese Verlobtengeschichte, ist im Allgemei-

nen die Verlobtenperiode in Deutschland. In Frankreich kommt man eher zum Ziele; um es zu gewinnen, braucht man bloß zu einer Blumenausstellung hinzugehen, ich meine zu einem Balle, wo blühende „Demoiselles à marier“ zu haben sind, um da zu wählen und in einigen Tagen sich zu vermählen. Aber viel öfter haben die jungen Leute auch gar nicht einmal nöthig, ihre Beine anzustrengen. Sie lassen das Handelsgeschäft in ihrer Abwesenheit für sich abthun; vielleicht in einer Krankenstube. Ja in einer Krankenstube, da hat man so rechte Zeit, ruhig zu überlegen. „Avez-vous pensé à mon affaire?“ sagt die Besucherin im Lehnstuhl, die Füße vor dem Kamin, zu der Kranken, die im Bette aufrecht sitzt. „Oui, j'ai des renseignements sur le jeune homme. Il a 14,000 livres de rentes, et il a part dans une maison.“

„Ah, ce n'est pas assez, chère amie,“ antwortet die Erste. „On veut du moins 30,000.

„Mais il a des espérances. Quand sa mère mourra, il aura 12 milles livres de plus.“

„C'est trop peu encore. La petite fille a maintenant 30,000 livres de rentes. Et elle aura une fortune considérable après la mort de son père.“ — „Quel âge a-t-elle?“ — „Elle a dix-sept ans.“ — „Est-elle jolie?“ — „Non; pas précisément. Elle est petite, et elle a les cheveux roux.“

„Une petite roussette! oh, il n'en voudra pas, je pense. Cependant c'est une jolie fortune. Lui aussi, il n'est pas beau, et il est petit. C'est un marin,

mais il a grande envie de se marier, pour se fixer à Paris.“ Aber wie's bei manchem Handel geht, er fängt erst lau an, man spricht ein Wörtlein hin und wider, man bedingt und giebt mehr und mehr nach, und endlich kommt denn doch ein Schluß heraus, und bonheur à celui, der's nicht bereut. Von einem Manne finde ich es sehr feig, sich so hinter der Scene verrathen und verkaufen zu lassen; denn — „selbst ist der Mann.“ Ein schwaches Frauenzimmer kann schon eher gefangen und gehangen werden. Denn wie gesagt, und wie sie selbst sagt: „Voyez-vous, je regarde le mariage comme une protection, car à Paris on parle souvent mal d'une demoiselle et on ne peut pas le faire d'une dame.“ Sich vor bösen Zungen zu schützen, das ist ja sehr edel. „Madame“ zu heißen, scheint mir sehr wohlklingend, und „ein schöner Federhut steht ja manchem Dämchen gut.“ Dazu allein, ohne die lästige Bonne oder wachsame Mama, in die Straßen von Paris gehen zu können, o goldene Freiheit! Ja sollte man mit 15 Jahren schon verheirathet sein, so kann man Tags darauf sich jenes drückenden Gängelbandes entledigen. Die unverheiratheten Damen dürfen erst ungefähr nach dem zweiundzwanzigsten Jahre diese Fesseln sprengen. Dieß steht im Sitten-Coder der Pariserin geschrieben. Manche wollen es indeß für nothwendig halten, daß auch der jungen verheiratheten Frau noch immer auf die Finger und Füße gesehen werde. „Denn“ heißt es, „wie kann man wissen, wenn man einer jungen Dame (verheirathet oder unverheirathet) ohne

Bonne, ohne Kind auf der Straße begegnet, wohin sie ihre Schritte wenden will und ob sie nicht vielleicht ihrem Amant auf der Spur ist?

Denn die gutmüthigen Amants lassen sich weit leichter auffinden als die zurückhaltenden Ehemänner. Deßhalb ist eine Mutter auch so stolz, wenn sie einen Schwiegersohn gefangen hat. „Mon gendre!“ bei dem Worte öffnen sich die Lippen noch einmal so weit zu Gunsten der weißen Zähne, und die braunen Augen blitzen noch einmal so hell. Ich meine, der Schwiegersohn müßte sich geschmeichelt fühlen, und die jungen Männer sollten zu Dutzenden geradezu in die Netze hineinlaufen, welche die unvermögenden Mütter und Töchter ihnen stellen, bloß um diesen Schmeichelnamen zu verdienen. „Mon gendre,“ das klingt, als wenn sie sagte: Mein König und mein Gott.

Giebt es denn außer Geld und guten Worten keine andere Lockspeise für jene losen Vögel, die Garçons? O ja, wenn die Mutter ihrer Tochter keine Mitgift zu geben hat, so verschafft sie dem Schwiegersohne einen Platz; dieß geschieht oft. Es giebt Frauen, welche einflußreiche Freunde haben; diese bieten der Mutter dann oft eine Stelle an, um sie an einen jungen Mann, den sie ihrer Tochter zum Gemahl wünschen möchte, zu vergeben. Manchem jungen Candidaten ohne Ruf und Schutz kommt dieß ganz recht. Er will lieber ein gewisses Einkommen mit einer passablen Frau theilen, als allein ein Hungerleider sein. Ein junger Advocat, ohne bedeutende Praxis, weiß gleich, woran er ist, wenn eine Dame von seiner Bekanntschaft, die eine achtzehnjährige Toch-

ter hat, ihm mit der Frage kommt, wie er mit seiner jetzigen Arbeit zufrieden sei, und hinzusetzt, daß sie kürzlich von einer Anstellung, die so und so beschaffen, gehört habe, daß diese im gegenwärtigen Augenblicke zu ihrer Disposition sei und daß es sich wohl der Mühe lohnen werde, prompte Erkundigungen darüber einzuziehen. Er antwortet dann nach Belieben: „Je vous remercie, Madame, j'aime mieux faire ce que je fais maintenant," und nimmt seinen Hut, um ihr hinführo nur seltener sein Compliment zu machen und ganz piano die Bekanntschaft fahren zu lassen, oder er geht ein in den Vorschlag, führt die Braut heim und wird: „mon gendre."

Also obgleich die allgemeine Regel gilt: „Il faut une dot pour se marier!" so giebt es doch auch Ausnahmen von der Regel, wo „une place" die Stelle derselben einnehmen kann. Aber einen „Trousseau" muß die Mutter ihrer Tochter natürlich anschaffen. Das ist nämlich die Wäsche und all das Hausgeräth. Der Mann giebt „la Corbeille," das sind die schönen Kleider, die Shawls und Cashmires, die Hüte und Spitzen. Sie ist also gründlich, und er ist oberflächlich.

Also, lieber junger Mann, der du deine Freiheit gern noch ein Bißchen länger genießen möchtest, wenn man dir eine Stelle anbietet, oder wenn man dich mit trügerischen Worten warnt: „Méfiez-vous des talents de la fille de la maison," oder wenn man dir viel von deiner Amabilität vorspricht und dich oft zu Mittag einladet — dann sei auf deiner Hut, denn in



dem Allen liegt gewiß ein tiefer verborgener Sinn — dieß sind allerlei kleine Mittel zum Zweck, so wie man den Staar durch Schütteln und Schwindligmachen zum Sprechen bringt.

Wie bei den vornehmen Heirathen man vor allen Dingen das Vermögen sich zurecht schneidet und sieht, daß es von beiden Seiten zu einander passe, wie man hier fortwährend sagen hört: „Monsieur un tel a 50,000 livres de rentes, il veut se marier, et il lui faut 60,000 livres de rentes,“ so hört man auch in der geringeren Classe von ähnlichen Speculationen, ja von Betrügereien könnte man hier sagen. Die Bonne, ihrem Namen getreu, ist gutmüthig und dumm genug, sich ihr Hab und Gut schon im Voraus von einem Liebhaber abschwatzen zu lassen. Er kommt dann vielleicht nachher noch einige Male wieder, um auch von ihrer Liebenswürdigkeit zu genießen, doch lange fesseln diese Reize ihn nicht mehr. Sie merkt eines Tags, daß der „Polisson“ sie ganz im Stiche gelassen hat und mit ihrem sauer erworbenen Lohne verschwunden ist, und weiß nun nicht wohin. Man vermuthet aber wohl, da dieß ihm so gut gelungen ist, daß er seine Polissonnerie noch bei zwei, drei, vier anderen guten Bonnen versuchen wird.

Amor und Armuth haben im Deutschen Klänge, die noch so ziemlich zu einander passen. Der ganze Amor findet sich in der Armuth, nur das O nicht.

Wer so die vorsichtigen Arrangements der Franzosen einige Zeit mit angesehen hat, der muß den deutschen Leichtsinn bewundern, wenn er wahrnimmt, wie zwei Leut-

chen, beide ohne einen Pfennig, sich die Hand zum gemeinsamen Wandeln des Lebenswegs geben können. Für diese germanischen Köpfe scheint das Dividiren ein leichterer Theil der arithmetischen Kunst zu sein als das Multipliciren. Die Sorge, die man mit einem Anderen theilt, ist jedenfalls leichter zu tragen, wie schon die liebe Emmeline singt.

Einem englischen Sprüchworte zufolge nimmt Herr Amor gleich seinen Stock und Hut, wenn Fräulein Armuth sich ins Zimmer introducirt: „When poverty enters the door, love flies out of the window." Da ist er wohl ein sehr vornehmer Monseigneur, der mit ärmlichen Leuten nicht in einem Zimmer sein will. Ich weiß es nicht, aber so viel ist gewiß, daß ich ihm das Alles für sehr feige auslege. Er hat auf alle Fälle seine Pfeile und seinen Bogen. So könnte er ja noch einige davon absenden, nicht auf die unschuldige Armuth, nein, sondern auf die beiden Herzen, welche beim Anblick dieser neuen Ankömmlingin eben vor Schreck erkalteten. Etwas Blutverlust würde, wie ein Aderlaß, sie wieder in's Leben zurückbringen.

Sonst sprachen die Engländer viel von „Love in a cottage," so daß man meinen sollte, unser Freund sei den niedrigen Wohnungen hold. Und warum nicht? Ist er doch kaum drei Fuß hoch. Was soll er in hohen und weiten Palästen? Da muß sich seine kleine Gestalt ja verlieren.

Aber ach der Irrgarten der Widersprüche! Sollte man nicht auch denken, daß bei der zarten Gestalt und dem leichten Fluge unseres Lieblings eine gewisse Diät

ihm nothwendig sei? Aber nein! Es scheint, als seufze er gleich vielen Verblendeten nach den Fleischtöpfen Aegyptens; denn es heißt: „Love in a cottage with water and a crust is, love forgive us! cinders, ashes, and dust!“ (Die Liebe in der Hütte mit Wasser und einer Brotrinde ist, Amor verzeihe uns! Kohlen, Asche und Staub!) Er ist also ein ächter Hydrophobe, und daher findet man denn auch umgekehrt bei allen Hydromanen einen solchen Indifferentismus gegen alle Genüsse des Lebens und der Liebe. Liebe und Wein gehören zusammen in allen Liedern. „Es lebe die Liebe, der Wein!“ Frieren mag er auch nicht, der schelmische Gott, gegen die „Cinders“ und „Ashes“ zieht er ebenfalls los, und reinlich ist er dazu sehr, da ihm der Staub in den Tod zuwider ist; daher sein Haß gegen die Armuth. Ja mit Ambrosia und Nektar muß das Götterkind gefüttert werden, das versteht sich, in weiten olympischen Hallen muß er wohnen, oder auf elysäischen Feldern; hat er denn auch Platz in den „Champs Elisées“ von Paris, wo sie Stuhl an Stuhl gedrängt sitzen? Hat er den Muth, nach diesem Paris hinzugehen, wo er und sein Bruder Hymen stets in Feindschaft leben, so daß man sie von Rechts wegen „die feindlichen Brüder“ nennen könnte? O ja, das eben macht ihn so kühn; er ist trotzig, er ist boshaft, und nirgend treibt er sein Wesen so toll wie da. Der tapfere „Monsieur le Dieu d'Amour“ gefällt mir doch besser als jener feige „Mister Love“ in England.

Auf dieser traulichen Insel hat's der Herr von Hy-

men besser, und von ihm würde man all' jene Sprüchworte von Mißverständniß mit Armuth, Wasser und Brot, Asche und Staub gewiß nicht erdichtet haben. Die Franzosen scheinen vergessen zu haben, daß Hymen eigentlich von Natur ein armer Jüngling war und dessenungeachtet in sehr glücklicher Ehe mit seiner Auserwählten lebte, weßhalb man ihn eben zum Kreise der unsterblichen Götter erhob. Die Deutschen sind besser in der Mythologie bewandert als jene. O Hymenäos, welch gute Tage hast du bei deinem ehrlichen deutschen Hausfreunde; wie warm sitzest du beim englischen Kamin, im Lehnstuhl des beteppichten „Drawing room." Immer zündest du deine Fackel an dem „blazing fire" wieder an, niemals legst du deinen feuerrothen Schleier aus der Hand. Er hängt ja eben in jenem Centrum des ehelichen Tempels — ich meine die Flammen des häuslichen Kamins, und von da erstrecken sich alle seine Zipfel und Enden bis auf die beiden Herzensherde, wo sie einen festen Haken finden. Musik und Tanz gehören zum Gefolge des Hymen; darum wohl halten die Engländer es jeden Abend für so nothwendig, „to have a little music." Die Portionen dieser Substanz sind immer sehr reichlich zugemessen, ob so nahrhaft zubereitet wie in anderen Ländern, das fragt sich.

Der französische Ehegott ist nicht so häuslich gesinnt wie der englische; darum finden wir auch wohl die Einrichtung der Zimmer in Frankreich so wenig comfortabel. Wie sollte der Knabe Amor auch nur den geringsten Sinn dafür haben, er, der nicht einmal Kleidung braucht? Würde er still in

einer Ecke in einem Lehnstuhle am Kamin sitzen können, er, der Geflügelte? Hymen ist durch seine goldenen Sandalen gefesselt. Nicht aber in Frankreich, denn da spielt man ihm zu arg mit; da darf er ja nicht einmal selbst wählen, wie es doch von Rechts= und Geschichtswegen sein sollte.

„J'ai marié ma fille.“ — „Voulez-vous, que je vous marie?“ — „Je dis toujours, qu'un amant vaut encore mieux qu'un mari pas complaisant.“ Das sind Phrasen, die den Ehegott empören müssen, und ich wette, er ist der einzige Gott, welcher dem Sprüchworte trotzt, das da sagt: Ich lebte dort „wie ein Gott in Frankreich.“

Die Pariserin als ausschließlich Parisisch.

„Paris est le paradis des femmes,“ sagt das Sprüchwort, und es ist daher ganz natürlich, daß die Pariserin nur in Paris leben mag und kann, daß sie sich, nur eine halbe Meile davon entfernt, höchst unglücklich fühlt. Wozu soll sie nach Vögelgezwitscher und Blumenwiesen seufzen? Ist nicht das Pflaster der Rue St. Honoré ihr Rasenteppich, und das „Peau de lapin!“ ihr Hahnenruf, und der Straßenlärm ihr Wiegenlied? Ich beklagte mich einmal über das Geräusch der Straße, weil ich davor nicht schlafen konnte, da hieß es: „Ach, wenn ich doch mein Zimmer vorn hinaus hätte! ich entbehre das Wagengerassel sehr und kann in der Stille nach dem Hofe hinaus kein Auge zuthun.“

Paris ist also Stadt und Land für sie, das Sitzen in den Tuilerieen und den Champs Elisées der Vollgenuß der freien Natur. Da zieht der Menschenstrom an ihr vorüber und murmelt viel gesprächiger als meine klare Bergquelle — jede Welle spiegelt ihr ja ein lebendiges Modebild zur Kritik, oder einen allerliebsten Lion zum Bewundern, oder einen Engländer zum Bekritteln, und hie und da einen Liebhaber mit einem „coeur gonflé“ vor. Sie selbst und all ihre Schwestern und Brüder nicken am Uferrande gleich frischen Blumen, die sich bewundern und vielleicht pflücken lassen.

Geht die Pariserin im Sommer einige Monate auf's Land, wie denn doch alle aus einer Art Pflichtgefühl oder aus Modetrieb thun, so wählt sie dazu die allergrößte Einsamkeit auf einem ganz entlegenen alten Schlosse. Da pflegt sie ihrer Schönheit und der vielleicht etwas vernachlässigten Kunst, wobei natürlich ein junger Malerfreund zum Unterricht ihr recht viel Gesellschaft leistet.

In Paris findet unsere Pariserin nicht allein Stadt und Land vereint, sondern die ganze Welt. Was kümmert es sie, daß es noch andere Länder giebt, die ihre eigene Natur und ihre eigenen Erzeugnisse haben? Paris vereinigt alle Producte von Ost und West, von Nord und Süd in seinem weiten Busen, und die Kunst zeigt ihr die Scenen, welche fern von ihr sind, wenn sie überhaupt Neugier genug für diese hat. Warum sollte sie wünschen, nach der Türkei und nach Griechenland, nach Arabien oder Aegypten hinzugehen? Kann sie doch

täglich genug Exemplare von den Nationen dieser Länder zwanzig Schritte weit von ihrem Hause sehen. Was ihr Herz sucht und ihr Sinn begehrt, und selbst mehr als das, sie findet Alles in diesem Centrum der Welt. So hat sie nie einen Wunsch nach außen, nie einen Seufzer in die Ferne zu senden. Alle ihre Gedanken, all' ihre Energie sammelt sie an diesem einzigen Herde. Daher ist sie ein Ganzes, ein wohlausgeprägter Charakter. Daher ist sie auch interessant, aber sie hat nichts Poetisches. Die Poesie hat keine Gränzen, sie hat nicht Alles, was sie wünscht, ist also nicht immer befriedigt. Man kann nicht anders sagen, als daß die Pariserin doppelt und dreifach befriedigt ist, durch ihre Boulevards, Mauern, Festungswerke rc. Diese Befriedigung, diese bestimmte Gränze, diese Charakterfestigkeit, kurz das Parisische einer vollkommenen Pariserin ist mit anderen Worten von einer Dame auch so beschrieben worden: „La Parisienne bien élevée est sans doute la femme la plus agréable. Elle ne fait trop d'aucune chose, mais elle suffit en toutes les choses. Elle ne s'occupe pas trop de son ménage, mais elle sait tout ce qui se passe là. Elle est tout pour son mari, elle élève ses enfans avec soin, et avec cela elle fait le charme de la société. Elle a beaucoup d'économie, surtout pour sa toilette. Ce n'est que la Parisienne, qui avec très peu de frais sait se mettre avec la plus grande élégance, qui n'est jamais mal-mise."

Dieß ist gewiß ein sehr wahrer Spiegel, und vor Allem möchte ich die Adjective: „bonne, aimable, com-

plaisante," als der Pariserin besonders zukommend, herausheben. So habe ich sie immer gefunden. Dazu ist sie nie affectirt. Wir Deutschen haben zwar das Wort Affectation aus dem Französischen hergenommen, aber gewiß nicht die Sache. Die, leider! müssen wir wohl selbst erfunden haben, und leider! mag sie auch in unserem guten, sonst so einfachen Deutschland nicht wenig in Ausübung gebracht werden.

Man könnte die Pariserinnen in viele verschiedene Rubriken bringen, die sich sehr scharf unterscheiden, und von der Femme d'un ministre und der Femme du faubourg St. Germain die ganze interessante Stufenleiter hinabsteigen bis zur plumpen und stolzen Dame de la Halle und der flinken Grisette. In den Salons haben die Damen ziemlich eine Färbung. Sie theilen sich nicht, wie die Herren, ein in die Elégants, die Académiciens, die Membres du Jockey-Club, die jungen Artistes und die Männer von dreißig bis vierzig Jahren, „qui sont blasés." Wenn man eine Classification unter den Damen machen wollte, so wäre es folgende, welche mir ein junger Pariser in's Ohr flüsterte: „die Damen, welche ganz und gar liebenswürdig und bezaubernd, und die, welche es nicht so sehr sind, oder diejenigen, welche von Geist sprudeln, und die, welche dieß nicht thun." „Coquettes" sind sie alle mehr oder weniger und deßhalb nicht zu verachten. Jung ist nicht Jede, aber Alle wollen es sein, „et c'est dommage! car cela nous a fait perdre ce type de la société dont la France pouvait se vanter par excellence, je

parle de ces vieilles dames, qui faisaient autrefois le charme de la conversation française, qui nous instruisaient, qui nous élevaient à elles."

Frau von Sévigné sagt einmal in einem Briefe ungefähr so: „Je mehr ich gewahr werde, daß ich von meinen äußeren Reizen verliere, desto eifriger bemühe ich mich, meinen Geist und mein Herz auszuschmücken, damit ich für den Verlust Ersatz bieten kann." Dieß scheint mir ein Stempel jener „vieille dame parisienne," die Falten mit geistigen Strahlen zu füllen und so mehr und mehr ein verklärtes Antlitz, eine verklärte Gestalt zu bekommen. Schade, ja Schade, daß dieser Typus nur noch in den Büchern und im Gedächtnisse lebt. Weniger zu bedauern ist das Verschwinden eines anderen, welcher weniger Solidität aufzuweisen hatte als jener, — ich meine „la femme de l'Empire." Sie war die personificirte Frivolität mit ihren Sandalen und Ringen an den Füßen, mit ihren Schmetterlingskleidern und anderen Unschicklichkeiten auf den Bällen. „La dame de l'Empire" war, wie man wohl denken kann, eben so frech und frei in ihrem ganzen Wesen, wie in ihrer Kleidung. Man begegnet noch jetzt oft manchem Frauenzimmer, das aus dieser Zeit herstammt, das aber seitdem schon verschiedene Umwandlungen an sich selbst erfahren hat und äußerlich zu einer jener nicht sehr scharf gezeichneten Abtheilungen der neueren Kategorie gehört.

Sie ist aber doch viel gesprächiger als die meisten, denn sie hat unendlich viel gesehen. Sie ist noch viel eitler als alle die anderen, und obgleich sie vom Empire

als ihrem Culminationspuncte spricht, so thut sie doch noch oft wie ein ganz schüchternes junges Mädchen, gefällt sich im Rosahute, tanzt trotz der Jüngsten und sieht sich nach einem Ehemanne um, der noch in guten Jahren und von anständigem Range ist, obgleich ihre schönen Augen schon durch den Verlust zweier Ehehälften, eines Dichters und eines Vaterlandshelden, getrübt worden sind, und ihre Nase eine etwas herbstliche Färbung von diesem häufigen Weinen behalten hat. Sie ist deßhalb gar nicht zu verwerfen, denn sie hat ein schönes Vermögen und färbt ihr Haar, das noch in langen Locken fällt, auf's Täuschendste.

Und wenn die Pariserinnen alter und neuerer Zeit so liebenswürdig sind, wer kann sich wundern, daß sie sich mit Hand und Fuß dagegen sträuben, in die langweilige Provinz geschickt zu werden, wenn man sie verheirathet. Wer hat das Recht, sie aus dem Paradiese zu verjagen, wenn sie nicht gesündigt haben? „Fais-moi revenir à Paris“, schreibt die Tochter in der Provinz an ihre Mutter, „je m'ennuye après toi“ — toi, das heißt Paris — und doch ist sie sehr glücklich verheirathet und hat einen Mann, der ihr Alles zu Gefallen thut. In Deutschland denkt man, daß eine junge Frau in einem kleinen Orte ihre Talente erst recht gebrauchen kann; es wird ihr dadurch möglich, sich und ihrem Manne das Leben zu erweitern und zu erheitern, sie wird dadurch eine Autorität, ein Halt- und Centralpunct in der unbedeutenden Gesellschaft des Orts, während im Strom einer Weltstadt solche Privatalente leicht untergehen. In Paris

hört man sehr oft sagen: „A quoi sert une éducation parisienne, quand on envoie une fille se marier en province?“ Es ist aber freilich eine Provinzstadt von Frankreich ein ganz anderes Ding als bei uns eine kleine Residenzstadt. Die Pariserinnen haben ganz gewiß „l'ordre de l'habitativité“ mehr ausgebildet als irgend eine andere. Die Pariserin ist mit Paris verknüpft, wie die Schnecke mit ihrem Hause. Kaum steckt sie einmal den Kopf heraus bis nach Auteuil hin — und das ist doch noch Paris — so zieht sie ihn auch gleich wieder zurück. Wenn sie auch nicht in Paris geboren ist, so muß sie doch in Paris sterben.

Die Hülle der Pariserin.

„Viens ici, mon petit laidron,“ so hörte ich neben mir in einem menschenvollen, glänzenden Saale eine alte Dame rufen, und die, welche lächelnd diesem eben nicht sehr schmeichelhaften Aufrufe folgte, war eine schlanke Sylphide. Wie ein Schilfblatt, leise vom Winde bewegt, schwebte sie dahin, das schmale Füßchen schien kaum den Teppich zu berühren. Und wohl konnte man sie mit Wohlgefallen anschauen. Welch ein Wahn, sie „petit laidron“ (du Häßlichkeitsgesichtchen!) zu nennen! Aber in der That, ihr Gesicht war nicht schön. Der Mund, wie eine Korallenbrücke von einem Ohre zum anderen führend, war sehr breit, die Nase ganz ohne Form, „le nez chiffonné,“ wie man es nennt — der Teint von sehr unbestimmter Farbe — das Augenpaar klein, doch wie

zwei schwarze glänzende Kohlen, das Haar, wie raben-schwarze Wellen, das Köpfchen umschattend.

Ja, häßlich waren in der That die einzelnen Theile dieses schlanken Mädchens, aber das Ensemble mußte dennoch einen lieblichen Eindruck machen; denn es war mit Anmuth umflossen, und es fehlte an starken Licht-puncten nicht.

Sowie mit diesem kleinen Laidron ist es mit der Pariserin überhaupt. Sie hat so starke Licht-, wie Schattenseiten. Die ersteren liegen in den Augen, den Zähnen, dem Haare, der Figur, den Bewegungen, die letzteren, wie schon gesagt, in den mangelhaften Formen der Gesichtszüge und im Teint. Ihr fehlt eben das, was die Natur der Engländerin so reichlich gegeben hat. Ich möchte die Französin ein kräftiges Oelgemälde nen-nen, die Engländerin ein liebliches Aquarell. So böte die Engländerin schon durch die Eigenthümlichkeit ihrer Schönheit dem Zweige der Malerkunst, in dem ihre Landsleute sich auszeichnen, die Hand. Ich möchte die Engländerin mit einer Welle, die Französin mit ei-nem Baume vergleichen.

Die Engländerin hat viel Welliges und Flattern-des an ihrem Körper — ihre Locken, von denen schon die Stirn der kleinen Mädchen umspielt wird, und welche die Französinnen „des Anglaises“ nennen, ihre vielen Schleifen an dem Busen und den Aermeln, ihre übermäßig weiten Röcke, ihre großen Pelerinen am Morgen, ihren unbe-stimmten Gang. Wenn das Gesicht der Engländerin durch schöne Formen sich auszeichnet, so ist ihre ganze

Gestalt, wo möglich, formlos. Kurz das Unbestimmte der Welle drückt sich an der ganzen Statue aus. Und was die Kleider betrifft, so ist es zuweilen, als ob sie auf diese schöne Statue herabgereguet wären.

Die Pariserin dagegen trägt ihre Kleider, als ob sie darin geboren sei, als ob dieselben einen Theil ihres eigensten Selbst ausmachten. Oder — da ich sie vorhin mit einem Baume verglich, denn sie schwankt nicht, sie steht festgewurzelt in der Erde — die Kleider sind ihr angewachsen. Es blüht an ihr roth und blau. Der wenige Schmuck, den sie trägt, gehört dazu wie die natürlichen Früchte; Stamm, Blume, Frucht, Alles ist in Uebereinstimmung, keine Farbe, keine Falte zu viel, während das sie umgebende Meer an die Engländerin Allerlei herangeschwemmt zu haben scheint, was ihr selbst zur Bürde wird. Buntheit der Farben, Ueberfluß an Stoff, an Schmuck zeichnet sie aus.

Das französische „à qualre épingles“ bezeichnet schon, daß auf der anderen Seite die Pariserin nicht einmal eine Nadel zu viel braucht, ferner, daß von den vier Enden keines übersteht; Alles ist festgenagelt, angegossen. Vom Handschuh, vom Schuh oder Stiefelchen sprechen wir nicht einmal — selbst das Kleid paßt wie eine zweite Haut.

Aber wie in ihrem Wesen, so auch in ihrer Kleidung, nähert sich die Pariserin dem männlichen Geschlechte. Wie gern knöpft sie ihr schwarzes Röckchen vorn zu und läßt es von der schmalen, mit Schnüren

besetzten Taille an ganz bis unter's Kinn emporwachsen, wo es in einem Umschlage desselben Zeuches endigt und nur von einem weißen überfallenden Krägelchen überragt wird. Dazu ein schwarzes geknotetes Tüchelchen statt der Cravatte. Dieser Morgenanzug à l'amazone, der sehr gewöhnlich ist, gränzt wirklich etwas an George Sand's Lust, sich ganz in Manneskleider zu stecken. Und warum nicht, da so manche Pariserin sich gar nicht mit dem angebrannten Kork die Lippe beschmuzen zu lassen braucht, um den beliebten „Moustache“ hervorzubringen. Da steht er ja so sammeten und seidig, so schwarz und so schön geformt wie nur möglich in natura. Paris scheint ein fruchtbares Land für Bärte aller Art. Aber, daß man die Schnurrbärtchen der Damen als Luxusartikel hegt und pflegt, statt, wie anderer Orten es geschehen würde, sie zu vertreiben und auszurotten, das muß uns ziemlich piquant erscheinen. Doch so ist's, ein weibliches Bärtchen findet in Frankreich manchen Bewunderer.

Den Einfluß der Lionne oder Amazone sehen wir im Anzuge der meisten Pariserinnen; ihre englische Schwester hingegen strebt immer, so viel möglich, ihre Kleidung der des männlichen Geschlechtes unähnlich zu machen. Oft geht dieß Streben nur zu weit.

„Je suis un vrai laidron, moi,“ kann die Pariser Demoiselle mit so viel anscheinender Ueberzeugung und solch wirklicher Anmuth sagen, daß wir ausrufen möchten: „Ach du reizender Engel!“ Das Eingestehen eines Fehlers macht uns immer so liebenswürdig, man

sieht neben dem Fehler gleich so viele Tugenden hervorblühen. Auf die Weise versteht die Pariserin in ihrem Aeußeren, wie auch sonst noch, ich möchte sagen, eine jede Schwäche zu einer Tugend zu machen.

Sie hat dazu noch allerlei andere geheime Mittel, die wir zum Theil nicht kennen. Es ist das Ensemble, immer das Ensemble, was in Frankreich sein Recht behauptet, ein ächt militairisches Princip, und es gelingt vollkommen. Die Engländer nennen dieß Streben nach Harmonie: „Effect machen wollen," und finden es hie und da tadelnswerth.

Zu zart ist die Schönheit der Engländerin, als daß die Zeit sie nicht früh im Fluge entführen sollte; die Französin, eine geborene Kriegerin, sträubt sich heftig gegen ein solch saturnisch-verschlingendes Verfahren, wie es uns der Künstler im großen Garten von Dresden so schön vor die Augen gestellt hat, und trotzt den Zähnen des grausamen Vaters so lange wie nur möglich. Da meint man oft ein junges Mädchen, oder ein eben verheirathetes Frauenzimmer im Ballsaale zu erblicken, und siehe da, es ist die Mutter, wo nicht gar die Großmutter eines heirathsfähigen jungen Mannes.

Das englische „watercolour-painlaing" ist einem frühen Untergange geweiht; es verbleicht schnell. Das französische Oelgemälde conservirt sich lange. Man denke nur an Ninon de Lenclos, in die sich noch, als sie schon im siebenzigsten Jahre stand, ihr eigener Sohn verliebte. Man erinnere sich der Diane de Poitiers, die im dreiundvierzigsten Lebensjahre vom ungefähr einundzwanzig-

jährigen König Heinrich zur Freundin auserkoren wurde, und deren Körper im hohen Alter — sie wurde über siebenzig Jahre alt — im Tode noch so schön war, daß man es Schade fand, die Erde darüber zu werfen. Mademoiselle Mars, die Schauspielerin, mag ein drittes Beispiel liefern, Madame Tallieu, Madame Recamier und viele Andere daneben.

So hat die Pariserin kein Alter, sie will auch keines haben. „Ma petite," sagt die Mutter zu ihrer zwanzigjährigen Tochter, „viens ici, ma toute petite." Man sollte denken, sie sei noch ein Säugling in der Wiege. „C'est qu'elle est jeune," ist die Entschuldigung für jede Impertinenz dieses Töchterchens, doch könnte in ihrem Alter schon Manches gelernt sein. „Ma jumelle" läßt sich eine schon längst bergab laufende Matrone von einem fünfzehn Jahre jüngeren Spaßvogel nicht ohne Wohlgefallen nennen, und erwidert diesen Schmeichelnamen mit größter Natürlichkeit recht oft. „Ma jumelle," es ist so süß, fünfzehn Jahre in Gedanken streichen zu können, wenn das die Falten im Gesicht auch nicht wegfalzen kann. Ach, wären wir doch sammt und sonders etwas später geboren, als wir sind! Die katholische Kirche feiert, höchst nachsichtig und liebevoll wie immer, die Namenstage, nicht die Geburtstage ihrer Kinder. So kann also nicht leicht ein Monsieur Vorwitz in Versuchung gerathen, mit der Frage herauszuplatzen: „Wie alt sind Sie heute?"

„Je n'ai jamais pu dire mon âge," hörte ich eine Dame von mittleren Jahren sagen, sie mochte etwa fünf-

zig sein, „je n'ai jamais eu le courage de dire mon âge, mais maintenant je veux le dire“ — es saßen eben mehre junge Herren um uns herum, bitte ich zu bemerken. Eine Pause erfolgte, und sie holte tief Athem, ein heftiger Sturm schien in ihrem Inneren vorzugehen. „J'ai quarante ans,“ brach sie aus, „jusqu'ici j'ai toujours dit, que je n'avais que trente-neuf.“ Dieß war wirklich eine heldenmüthige Lüge.

Die Winterflocken pflücken die Französinnen mit größter Sorgfalt aus dem schwarzen Terrain ihres Kopfes, trotz der kahlen Stellen, die dadurch entstehen müssen. Es giebt dazu „des Epileuses“ von Profession, die in's Haus kommen und mühsam jeden weißen Feind dem Kopfe entziehen; auch „salons épilatoires“ empfehlen sich an allen Straßenecken, mit gehörigen Illustrationen daneben, wie: „Salon épilatoire avec entrées particulières. Madame Lagrange, avantageusement connue pour enlever les cheveux blancs avec beaucoup de légèreté, nettoie parfaitement la tête.“

Auf der anderen Seite — denn die Welt, insbesondere die Pariser Welt, ist voll von Seiten und Widersprüchen, — sieht man wohl nirgends so viel Silberlocken als in Paris, die alten Damen tragen längst nicht mehr so viel Touren wie anderswo. Die Königin Amelie selbst trägt ihr ehrwürdig weißes Haar in steifen Locken und scheint zu denken: „Es ist nicht Schande, Silber zu erwerben.“ Sollten denn vielleicht nur ihr es Viele nachgemacht haben, oder ist es ein allgemeiner Geschmack? So viel ist gewiß, all dieß schneeweiße, schlichte und gelockte Haar

hat meine große Bewunderung erregt; nur dann nicht, wenn ich in der italienischen Oper oder anderwo es mit Rosen durchflochten sah. Rosen auf silbernem Grunde, das macht sich wohl schön, aber im Schnee wachsen doch keine Rosen.

„Oh que vous êtes belle!“ so ruft man einer jungen Dame entgegen. Aber freue sie sich nicht zu sehr; das „belle“ bezieht sich auf ihren Anzug, der heute gut und geschmackvoll gewählt war. Dieß ist indeß schon ein großes Lob, denn ein wahres Verdienst ist es in den Augen der Französinnen, sich hübsch kleiden zu können. Eine Schöne, die sich vernachlässigt, ist ihnen unbegreiflich. „Kleider machen Leute,“ sagen wir auch. Aber in Paris denkt man eher daran, daß es die Leute sind, welche die Kleider machen, und daß darin sich ihre Kunst offenbart. Mit welch poetisch wichtiger Sprache werden nicht alle Artikel, die zur Kleidung gehören, behandelt? Der Modewaarenhändler, die Modejournale, sprechen sie nicht in den gewähltesten Ausdrücken von ihren charmanten und ravissanten Artikeln? Mit Wonne und Entzücken werden alle die Läppchen getragen, die Läppchen, welche die Eitelkeit in die Welt gebracht hat. „Elle porte le col que vous lui avez donné avec bonheur,“ heißt es. Es werden hier eher der „belle France“ die Huldigungen dargebracht, als den Schönen selbst. Denn sie, „la belle France,“ producirt alle diese Flore, Shawls und Blumen, welche die Pariserin mit so viel Geschmack sich anzueignen vermag. Die Engländer singen von ihrer „Isle of beauty,“ ihrer

Insel voll Schönheiten. Es ist die Schönheit, wie sie Gott erschaffen, ohne Schmuck und Zuthat der Kunst, sowie sie einst aus dem Schaume des Meeres emporstieg. Das weite, weiße, gürtellose, englische Morgenkleid personificirt diesen Meeresschaum — denn auch darin ist die Engländerin am schönsten.

So macht die Pariserin sich viel zu thun mit der Hülle ihrer Hülle, und ihr Mühen gelingt ihr auch in diesem Fall zum Beifall von Europa. Nirgends wird der irdische Gefährte wohl mit mehr Charité behandelt, ich meine, nirgends weiß man seine Mängel so hübsch zu verschleiern und seinen Vorzügen und Tugenden so artig zu schmeicheln, als in Paris. Darin besteht der Hauptreiz der Pariserin. Die größte Anmuth der Engländerinnen beruht in dem Unbewußtsein ihrer Reize — hier scheint die Unwissenheit Seligkeit zu sein, dort das Studium Herrschaft.

Die Pariser im Freien.

Der Flaneur und der Gamin de Paris.

Die meisten Bewohner der Stadt Paris leben bekanntlich in thurmhohen Häusern, wohl verwahrt unter der väterlichen Obhut ihres Portiers. Aber es giebt auch eine beträchtliche Anzahl von Individuen, welche zu denken scheinen, die Stadt sei schon so stark durch ihre Mauern und Festungswerke geschützt, daß man sich nicht weiter zu verbarricadiren brauche. Das Dach der, sieben und neun Etagen hohen Häuser nähert sich dem Himmel schon so sehr, daß man gut logisch die blaue Feste selbst lieber gleich für sein Dach nehmen könnte und die ganze Stadt für sein Hotel.

Und welch schön decorirte Wände hat dieses ihr riesenhaftes Hotel, die Stadt Paris. Der ganze Reichthum eines Barons Rothschild, ja alle Schätze eines indischen Nabobs würden nicht genügen zu dieser Varietät der Tapeten, dieser fast verwirrenden Anzahl von Gemälden und Kupferstichen. Von den Fußböden dieses gemeinschaftlichen Hotels ist dieß unsere Meinung:

sie könnten im Durchschnitt besser sein. Zierlich aus=gelegt wie die Parquets der Privathäuser sind sie nicht, ja nicht einmal immer glatt. Teppiche giebt es wohl hie und da in den Hauptsalons, doch was diese betrifft, so liegt der Unterschied dieses öffentlichen Colossalgebäu=des und der anderen Hotels darin, daß sie in letzteren während des Winters niedergelegt sind, in jenem während der Sommer=Saison. Sie bestehen aus Blumen= und Vö=gelweberei, und ihre Gegenstände sind selbst noch weit natürlicher dargestellt als in der Beauvais=Tapisserie; da=zu haben sie den Vorzug, daß sie „changeant“ sind.

Viele häßliche Corridors, ich muß es gestehen, hat dieses Hotel, schmuzig und düster; dafür aber auch wie=der Passagen „de toute beauté,“ wie der Pariser sagt. Um die Atmosphäre dieser Behausung steht's so so; sie ist hie und da sehr übelriechend, und stellenweise könnte man wieder jubeln über den Fang der balsamischen Luft=wolken. Wie steht es um die Erleuchtung? Nun dar=über kann man nicht klagen; es giebt darin Salons, welche bloß deßhalb sehenswerth sind. Musik hat man ebenfalls in diesem luftigen Gebäude, Concerte aller Art, nützliche und erfreuliche, denen wir nachher unser Ohr leihen wollen.

Wer aber wohnt in diesem Palaste? wer hat ihn gekauft oder sich zugeeignet? oder wer ist vom Schicksal hineingeworfen worden? Gekauft hat ihn Niemand, zu=geeignet haben ihn sich Manche, und hineingeworfen wor=den sind unendlich Viele.

Da hätten wir also gleich drei Classen oder Rubri=

ken von guten Leuten; die Nichtkäufer, als zu unbedeutend und lahm, wollen wir nur gleich ignoriren, doch die Bewohner aus Wahl und die Bewohner aus Qual oder Schicksal wollen wir uns etwas näher beschauen.

Unter jenen, den Willensfähigen, den Freiherren, nennen wir zuerst den Flaneur und den Gamin von Paris. Ja, sie sind die Herren der Pariser Schöpfung. Das Straßennetz ist ihr Weltall. Die zweite Abtheilung ist sehr zahlreich, und man könnte sie in viele Unterabtheilungen bringen; wir wollen sie indeß für's Erste in Bausch und Bogen als Schicksalsmenschen ansehen, als eine Art Automaten oder Marionetten, die sich's gefallen lassen müssen, durch die Hand des Theaterdirectors, der alle Drähte hoch oben in einer Hand hält und geschickt zu entwirren versteht, geleitet zu werden. Sie sind es, die das meiste Geschrei und Leben auf den Straßen machen.

Der Flaneur ist eine stumme Figur, er ist „essentiellement égoiste," er schaut und theilt nicht mit; höchstens giebt er seine Eindrücke durch Mimenspiel wieder, durch Pantomimen, zu welchen letzteren sein Spazierstock ihm sehr behilflich ist.

Beim Gamin im Gegentheil ist das Innere ganz nach außen gekehrt; nicht allein, daß er laut denkt, sondern er antwortet dir selbst auf d e i n e Gedanken; darum hat er zu pantomimischer Sprache seine Hände auch so wenig nöthig, daß er sie fast immer in der Tasche hält oder, wenn er sitzt, unter den Rock steckt. Zur Begleitung seiner Rede und Verstärkung seiner Behauptungen ge-

braucht er wohl eher die Beine, die er sehr geschickt und nachlässig herumschlägt, oder mit denen er baumelt, wenn er sitzt. Es liegt etwas durchaus Unabhängiges in diesem Schlagen mit dem Fuße, es bezeichnet, däucht mir, den Gamin ganz besonders. Das Pferd kratzt das Pflaster mit dem Hufe, das kühne Pferd, wie der Gamin mit der Fußspitze ewig scharrt, wenn er spricht; jedes Pferd ist eine Art Pegasus, jeder Gamin eine Art Newton, der mit der Welt wie mit einem Apfel spielt. Wer hat jene Fußbewegung und dazu jenes — Schlotternde will ich nicht sagen — aber jenes Knochenlose des ganzen Körpers nicht bemerkt, wie es so wahr und reizend in der anziehenden Madame Doches sich darstellt, wenn sie den Gamin so unübertreffbar spielt?

Und dieses eben erhebt den Gamin von Paris über alle die anderen Bewohner des großen Hotels, von welchem wir sprechen, — diese ungeheuere Selbstständigkeit seines Wesens, — Alles, was er ist, ist er durch sich selbst. Er hat nicht das geringste Hilfsmittel, keinen Stock, wie der Flaneur, damit zu figuriren oder sich darauf zu stützen, keinen Crochet, wie die Commissionäre, um nachlässige Attituden darauf zu machen, keine Bürste, wie der Decrotteur, um damit aus seiner Sellette wie aus einer Zauberbüchse die Kunden herauszuklopfen, keine Laterne und keinen Croc, wie der Chiffonnier, um seine Materie zu suchen.

Etwas suchen? Der Gamin? Hat er nicht Alles? Ja ein König ist er, und ein absoluter. Weiß er nicht Alles? Ist er nicht ewig jung und ewig grün? Und doch

ist er schon zugegen gewesen bei den Ereignissen, die sich vor 100 Jahren begaben. Ein Gamin von vierzehn Jahren wird dir von der großen Revolution erzählen, als sei er mitten dazwischen gewesen, von dem russischen Feldzuge, als habe auch er in jenen Schneefeldern gewatet, von der Julirevolution, als habe er selbst die Hitze jener Tage empfunden.

Nicht so der Flaneur, er ist ganz ein Sohn der Gegenwart. Denn Kind können wir nicht sagen. Er hat so wenig Kindliches, wie der Gamin bei all seiner Einsicht viel von dieser Natur. Denn sein Verstand ist Mutterwitz, er hat ihn aus dem Finger gesogen.

Von seinem unberechenbaren Alter haben wir gesprochen. Das ist aber Alles nur Einbildung; die Einbildungskraft des Gamin ist wirklich so stark, daß er sich in Alles hineinversetzt, wovon er nur hat reden hören. Aber seine Allgegenwart, das ist ein Punkt, dem man mehr Glauben schenken kann. Es passirt gewiß keinen Tag etwas Bedeutendes, wo er nicht dabei gewesen und wovon ihm nicht alle Details bekannt sind. Mittels seiner schon erwähnten gelenkigen Beine versetzt er sich mit einer unglaublichen Leichtigkeit von Ost nach West.

Mit den Thatsachen hat es der Flaneur nicht so sehr zu thun, er wandelt mehr, um zu sehen und zu betrachten, als um zu hören. Er findet auch viele Sachen unter seiner Würde, während dem Gamin Alles recht ist, Hohes und Niederes. Nur darin sind sie sich völlig gleich, der Flaneur und der Gamin, daß sie beide

den Kopf immer aufrecht halten, so recht stolz aufrecht, und daher habe ich sie gerade so hoch über die anderen Fresco-Bewohner von Paris gestellt, die entweder schlichtweg gerade vor sich sehen, wie der Porteur d'eau, der Commissionäre u. s. w., oder gar zur Erde niederblicken, wie die Balayeuse, der Egoutier und der Chiffonnier, welcher letztere auf der untersten Stufe steht.

Der Flaneur, möchte ich sagen, hebt seinen Kopf mehr aus Insouciance, aus Selbstzufriedenheit, der Gamin aus Uebermuth, aus übermäßigem Glück. Er muß am Sonntage geboren sein und unter einem besonderen Sterne. So würden wir wenigstens in Deutschland sagen; aber der Gamin, von dem wir sprechen, ist der Gamin von Paris. Wenn man vom Flaneur spricht, vom Chicard, von der Grisette, so nennt man sie einfach immer nur bei jenem Gattungsnamen; beim Gamin fügt man aber immer noch „de Paris“ hinzu; „le gamin de Paris“ liest man in all den vielen Beschreibungen, die man von jenen Typen hat, dagegen „le chiffonnièr“ u. s. w., obgleich diese ihrer Natur nach eben so wohl nur auf dem Pariser Boden einheimisch sind. Es muß wohl eine ganz besondere Meinung in diesen zwei Worten liegen: „de Paris.“ Das heißt vielleicht erstens: er ist in Paris geboren von Pariser Aeltern. Das glaub' ich schon; denn ein Bursche von elf Jahren kann nicht alle die Weisheit haben, wenn er nicht von früher Jugend auf in dem großen Bilderbuche von Paris geblättert hat.

„De Paris,“ das heißt ferner: er stirbt auch in

Paris, ich meine, seine Gaminzeit stirbt auf dem Pflaster von Paris. Sollte er seine Vaterstadt verlassen, so geschieht es in späteren Jahren; der Flaneur kann nach anderen Gegenden hinflaniren, wann und auf so lange er Lust hat. Er kann auch nach langen Jahren als Flaneur zurückkommen.

„De Paris,“ das bezieht sich zuletzt noch auf das, was wir schon oben gesagt haben; ganz Paris gehört dem Gamin eigen, er ist hier und dort und allenthalben in Paris.

Jeder Flaneur wählt sich vielleicht sein Lieblingsquartier. Und ach, wie süß ist es, „à flaner.“ Klingt nicht schon das Wort wie ein Zauberwort? Eigentlich sollten die Feeen nur flaniren. „Flaner“ bedeutet auf der Oberfläche dahin streifen. Die Flaneurs sind also höhere Wesen; sie berühren die staubige Erde nicht. „Flaner“ gehört zu den flammenden, fließenden, flackernden, flüchtigen Worten, zu den englischen „flirts“ und „Flibbertigibbets.“ Es hat auch mit „fleur“ zu thun, die Blumen sind Flaneurs, sie schweben durch ihren Stengel über der Erde. Das hübsche bezeichnende „effleurer“ können wir auf Deutsch nicht wiedergeben, es heißt anstreifen, das ist: das Schönste, die Blüthe nur mitnehmen. Dieß thut der Flaneur, das Unangenehme läßt er liegen. Der Flaneur ist ein flüssiger Bach, an dessen Ufern die Blumen blühen und in welchem die flimmernden Sterne sich spiegeln.

Nach dem Anfange und Ende dieses Flusses fragt Niemand, wenn er nur rein und klar fließt.

Ja rein und klar erscheint der Flaneur jeden Morgen auf seinen bestimmten Plätzen, mit reiner Weste und reinen Handschuhen, in seinem Hute und seinen Stiefeln könnte man sich spiegeln. Nichts trübt des Baches Klarheit als ein Regenguß.

Ein Regentag! o welche Strafe für den Flaneur, was soll er an einem Regentage thun? Er bleibt hinter der Scene. Wir haben sein eigentliches Haus von Anfang an ignorirt; wir wollen es in diesem verhängnißvollen Augenblicke um so mehr thun, da wir an einem Regentage ihn sicher noch um drei oder vier Uhr im Bette hinter dicht zugezogenen Gardinen überraschen würden. Da bleibt er bis zum Diner.

Wo ist aber in diesem furchtbaren Regengusse unser Gamin geblieben? Er steht während desselben hinter einer Portecochere, oder am liebsten in einer Passage, da amüsirt er sich denn so gut und so lange, daß die Sonne längst schon wieder scheinen mag, ohne daß er's gemerkt hat.

Unterdeß hat sich der Flaneur bestiefelt und bespornt und ist zum Restaurant gegangen. Er steht auf, wenn er Lust hat, dinirt, wenn's ihm beliebt. Er ist Garçon und ganz unabhängig. Darin ist er nun dem Gamin überlegen, er ist eine Welt in sich. Der Gamin hängt mit hundert Tanten und Vettern zusammen; diese hindern ihn indeß nicht, im Gegentheil, sie befördern seine Sehlust und Hörbegier, indem er sie aller Orten besucht, sei es an dieser oder jener Barriere oder gar in St. Cloud oder sonst in der Umgegend.

Der Flaneur ist Dandy oder Sclave seiner engen modigen Kleidung und Chaussure. Der Gamin ist völlig frei in seiner Blouse oder Jacke, und was ihm zu heiß ist, das wirft er ab. Er muß es zuweilen auch seiner Arbeit wegen thun. Arbeitet denn der Gamin? Ei freilich! da hat es der Flaneur wieder vor ihm voraus. Der schnappt die Fünffrankenstücke aus der Luft, aber dem Gamin fällt nicht einmal ein elender Sou aus dem Munde für jedes Wort, das er spricht. Wenig mag zwar seine Arbeit sein, denn bescheiden ist er in seinen Bedürfnissen; ich habe ihn nie etwas Anderes essen sehen als die in Fett gebratenen Kartoffelscheiben, die man allenthalben auf der Straße kaufen kann und die man ihm in einer Düte giebt, gleich als ob es Bonbons wären. In dem Sinne auch — als Bonbons — kauft und verspeist er sie.

Der Gamin ist dabei ein scharfer Beobachter, und hat man irgend etwas Besonderes an seiner Kleidung, so kann man gewiß sein, daß man von ihm kritisirt wird. „C'est un garçon," hörte ich ihn einst von einer jungen Dame bemerken, mit der ich Arm in Arm vorüberging und die etwas Amazonenmäßiges in ihrer Kleidung hatte. Hierin sieht er den Masken und Dominos ähnlich. Ein Echo, wie die Masken, ist er auch, denn er wiederholt sehr oft ein laut ausgesprochenes Wort der Vorübergehenden. Eine Maske trägt er aber deßhalb **nicht**, er ist gewiß das unbefangenste Naturkind, welches es giebt. O glücklicher Gamin! für dich existirt keine Etiquette (das ist vielleicht die schwerste Kette), kein „qu'en-

dira-t'-on," kein Gevatterschnack, keine Ruthe, nicht einmal ein verdrießliches Gesicht, du magst thun, was du willst.

Armuth quält dich nicht, du hast das Nöthige — deinem Geiste sind keine Schranken gesetzt durch die Thore einer engen Stadt — ganz Paris ist dir zum Studium offen. — Der Freuden ermangelst du nicht; denn sind deren nicht auf allen Wegen für den Fröhlichen in diesem lachenden Paris zu finden? Der Liebe entbehrt dein Herz auch nicht, und an Bewunderern gebricht's deiner Eitelkeit keineswegs.

Für eine gewisse Classe von Parisern ist der Gamin eine Art von Orakel; sie hören ihn wenigstens gern, wenn sie ihm auch nicht Alles glauben. Noch sehe ich sie sitzen, die Blousenmänner mit ihren einfachen Gesichtern, in Reihe und Glied auf der Balustrade des Quai d'Orsay nahe beim Pont des Invalides am Abend des 29. Juli, als man das Feuerwerk auf dem Pont de la Concordo abbrannte; noch sehe ich sie und den Gamin mitten zwischen sie gezwängt. Er war nur klein für sein Alter — ich vernahm von ihm im Laufe unserer Unterhaltung, daß er 15 Jahre alt sei — sein Gesicht trug den Ausdruck der Gutmüthigkeit und der Intelligenz — seine Beine baumelten ewig, während er sprach — der obere Theil seines Körpers wiegte sich auf und ab — seine Hände hielt er fest zwischen die Kniee geklemmt. Und in der That, er sprach, das heißt, ehe das Feuerwerk anging und so lange noch Alles voll Erwartung ruhig saß und stand. Plapperte er nicht, daß man ihm kaum folgen konnte? Die ganze Beschreibung der Feste des Tages,

der Joûtes u. s. w. hatten wir von A bis Z anzuhören, und er hatte viel mehr dabei gesehen und bemerkt als wir Anderen. Seinen Onkel und seine Tante führte er auch oft redend ein.

Von Napoleon, von Louis Philipp sprach er, als hätte er sich, wie jener englische Boy Johns unter dem Bette der Königin Victoria, schon einige Mal in ihrem Wohnzimmer versteckt gehalten. Und alle die guten Bauern, welche durch ihre Arbeit verhindert worden waren, die Joûtes zu sehen, und die auch mit den Königen und Großen vielleicht noch nicht so viel zu thun gehabt hatten als unser kleiner Freund, — sie hörten ihm mit offenem Munde zu.

Da brachen die Schwärmer los und knackten und sprühten. Da schwirrten die Raketen in die Luft — o wie unser Gamin nun jauchzte, wie er sich freute, wie er bewunderte, wie er bedauerte, wenn uns etwas hinter den Bäumen des Präsidenten-Gartens verloren ging, welche poetische Bemerkung er zuletzt über das wundervolle Bouquet machte, dessen Blumen und Aehren er uns erklärte. Er sah einen ganzen Garten darin. Und auch die Wolke, welche von diesem Feuergarten aufstieg und den Vollmond bald darauf verschleierte, entging seinen Augen nicht.

Also hat der Gamin de Paris Seele, Verstand, Witz, Gutmüthigkeit, Frohsinn.

„Auf seinem Grabstein wird man lesen,
Der ist fürwahr ein Mensch gewesen!"

Doch ist der Gamin immer nur 15 Jahre alt? Ist er nirgends anderswo als auf der Straße zu finden? So ist's mit dem ächten Gamin, dem eigentlichen Gamin de Paris.

Aber er hat seine Widerspiegelungen in den Salons. Welcher Gegenstand unter der Sonne wirft nicht seinen Schlagschatten! Welcher Typus in Paris hat nicht seine hundert verschiedenfarbigen Spiegelbilder und Abstufungen! Es mag wohl im Allgemeinen nicht unwichtig sein, zu bemerken, wie solche Volkscharaktere einer Nation in das gesellschaftliche Leben eingreifen, wie man da gleichsam mehr oder minder gute Abdrücke davon findet — doch nirgendwo ist dieß vielleicht so sehr der Fall als in Paris. Die Lionne, der Chicard, der Flaneur, der Gamin, die Grisette selbst, sie alle schießen Strahlen von sich aus bis in den Focus des noblen Faubourg oder der reichen Chaussee d'Antin. Ich denke so dabei: durch die fortwährende Betrachtung oder das stete Voraugenhaben jener Typen mag sich etwas davon in impressionable Subjecte hinüber leben. Ferner strebt in Paris Alles nach einer gewissen Ausgleichung, nach einer Art Verschmelzung von Alter und Jugend, Adel und Bourgeoisie, Volks- und Salonleben — dieß Alles will sich auf gewisse Weise amalgamiren. Man findet also Gamins und selbst Gamines, wo ein Ausländer sie wohl nicht suchen würde. „C'est un gamin," sagt verachtungsvoll eine Demoiselle von einem Jüngling, der es versucht, ihr die Cour zu machen, und den sie viel zu jung und unbedeutend und sehr impertinent findet. „C'est

un gamin," sagt eine Mutter bedeutungsvoll, wenn sie ihre Tochter vor den Zudringlichkeiten eines jungen Mannes warnen will, der ihr nicht zum Schwiegersohn behagt.

„C'est une gamine," habe ich von einer sehr reichen, schönen vierzigjährigen Witwe der Chaussee d'Antin sagen hören. Sie war Mutter von einer „Demoiselle à marier" und einem Knaben, der dem Alter nach schon längst hätte die Gaminblouse bei Seite legen können, hätte er zu jener Klasse gehört. Sie war leichtsinnig, coquett, eitel, zu allerlei Intriguen bereit, höchst einnehmend für viele Herren, für manche sehr abstoßend, tanzte auf ihren eigenen Bällen die Polka mit einem solchen Enthusiasmus, daß die natürlichen Blumen ihr aus dem Haare flogen und ihre Wangen wie Kirschen glühten. Sie hatte zugleich einen Anstrich von der Lionne.

Der Flaneur hat indeß einen weit größeren Einfluß auf das gesellschaftliche Leben von Paris ausgeübt. Er, der Flaneur von Profession, ist ein Wesen aus der guten, wenn nicht aus der beßten Gesellschaft.

Unser Gamin von Paris hat sich, wie immer, so breit gemacht, daß wir den eben so wichtigen Flaneur zu sehr im Hintergrunde gelassen haben. Wir sind ihm kaum noch gefolgt in seinem täglichen Strom — denn er fließt ja — durch die Champs Elisées, die Boulevards, da drängt sich Welle an Welle! — die Tuilerieen, die Arcaden der Rue de Rivoli und das Palais royal, — überall kommt er uns entgegen, entweder allein oder in ganzen Reihen — bei Tag

oder bei Abend — überall ist er zu finden tausendfältig. Es giebt Orte, wo der Strom der Flaneurs stockt, es stehen ihre Wellen hier und da stille, um die Blumen am Wege zu beschauen. In den Tuilerieen z. B. weilt der Flaneur bei einer Dame seiner Bekanntschaft und setzt sich nieder — vor den Bilderbuden thürmen sich die Wellen, sowohl der Gamins als der Flaneurs. Es zeigt hier natürlich Jeder seinen eigenen Geschmack und seine Bildung. Während der Gamin sich vorzüglich an den Carricaturen ergötzt, überschaut der Flaneur alle die Kupferstiche der Gemälde, welche ihm aus dem Louvre und Luxembourg längst bekannt sind.

Der Quai Voltaire, welch eine Schatzgrube ist er nicht für unsere beiden Freunde. Aber auch hier sind ihre Liebhabereien getheilt. Wir sehen den Flaneur mit schnellem Auge die Titel an den Bücherreihen durchlaufen und jedes neu hinzugekommene Werk mit Adlersblicken ausspähen, es ergreifen und durchblättern, seinen Stock unter'm Arm. Wenn er ein Gemälde betrachtet, so stützt er sich auf diesen treuen Begleiter, — wenn er wie eine Ephemere sorglos dahin schwimmt, so dient er ihm als drittes Bein, und wenn er recht tief philosophirend allein wandert, so ruht der Spazierstock auf seinem Rücken als Balancirstange.

Nicht alle Flaneurs sind Garçons. Ich habe einen gekannt, der an eine liebenswürdige Frau verheirathet war, die aber keine Kinder hatte; er war ein Irländer, doch in Paris völlig eingebürgert. „Wer kann in Paris daran denken," sagte er, „länger als bis zwei Uhr Mittags zu

Hause zu bleiben? Every day at this time I scamper (flanire ich) down the Quais," und dann erzählte er mir von seiner Freundschaft mit einem alten Buchhändler auf dem Quai d'Orsay und zeigte mir die Früchte seiner Flanerieen, nämlich eine ausgezeichnete Sammlung von alten deutschen Landkarten. Zum Essen um 7 Uhr kam er dann wieder nach Hause und zu seiner Gemahlin zurück, und er gehörte unter den Flaneur-Schmetterlingen zu den Tagvögeln.

Nun aber, wie gesagt, was flanirt nicht in Paris, in diesem Paris, was so recht eigentlich zum Flaniren und für die Flaneurs gemacht ist! Die Gelehrten flaniren eben sowohl wie die Ungelehrten, ja es scheint, daß einige große Astronomen und Physiker selbst ihre Sternenkunde vom Steinpflaster auflesen. Ich kannte einen dieser gelehrten Flaneurs, einen ältlichen Mann, welcher Morgens um acht Uhr oder früher schon auf der breiten Treppe des großen Bahnhofes von Versailles stand mit einem Bouquet Nelken in der Hand, — dahin war er flanirt von seiner Wohnung, die freilich dieser „Embarcadère" gerade gegenüber war — sowie Nordpol und Südpol sich einander gegenüber liegen — nämlich beim Observatorium, man sehe den Plan von Paris — da stand er wartend, um einer guten Freundin, die nach Chatou gehen wollte, „pour se secouer," guten Morgen zu wünschen und zu sehen, ob sie wirklich dahin gehen werde, wie sie gestern gesagt. Um zwölf Uhr holte er die Tochter jener Freundin zu einem Flanirstündchen in den Tuilerieen ab und zum „patis-

sier pour manger de petits gâteaux." Um zwei Uhr hatte er eine Vorlesung über physische, meteorologische und astronomische Gegenstände. Ich wage es zu behaupten, dieß Alles war ächt geistiges Flaniren in der Sternenwelt. Nach dieser Vorlesung um drei Uhr eilt er sogleich wieder zur guten Freundin, deren schwarze Augen sein Leitstern während der ganzen Stunde in dem Himmelslabyrinth gewesen waren, um ihr den Arm zu geben zu einer Flanation über die Allee der Tuilerieen an der Seine hinunter — auf der Terrasse am „bord de l'eau," — diese Terrasse ist vorzüglich den Denkern und Akademikern geweiht, oder sie haben sie sich zur Promenade gewählt, — dann über den Pont royal durch die Rue du Bac, wo sie beim Fruitier verweilen und die Dame sich eine Melone, die saftigste und wohlriechendste, aussucht, und nachher beim Epicier einsprechen, um einige Einkäufe zu machen.

Nach Tisch müssen wir unseren Flaneur wieder allein losflaniren lassen zu einem Comité für die Industrieausstellung, oder ist er diesen Morgen schon dort gewesen? Das weiß ich nicht mehr, denn es ist so schwer, bei ihm Zeit und Stunde zu bestimmen. Ganz gewiß ist es aber, daß er gegen acht oder neun Uhr noch zu seiner gelehrten Freundin flaniren muß, zu der jeden Abend seine Schritte sich wenden, die ihn erwartet (denn sie hat ihn um tausend Dinge zu befragen), die ihn pflegt, wenn er sich auf seinen Ausflügen erkältet, die ohne ihn nicht fertig werden kann, und deren Gesellschaft auch ihm zur süßen Gewohnheit geworden ist. Gegen zehn oder elf Uhr

hat er noch eine Anzahl Wißbegieriger auf's Observatorium bestellt, — eine junge Lady mit langen Locken u. s. w., um ihnen „les cornes de Venus" zu zeigen oder eine Mondfinsterniß oder irgend einen Stern — er holt die Personen selbst aus ihren verschiedenen Quartieren dazu zusammen. In klaren Nächten bleibt er dann noch bis zwei oder drei Uhr allein am großen Teleskop und macht seine Privatbemerkungen und Entdeckungen.

Während des einsamen Flanirens schreibt er einige Notizen auf zu seinen Vorlesungen. In der Zwischenzeit arbeitet er an einem großen Werke, das in drei Jahren fertig werden soll und, man kann sich davon überzeugt halten, in der gelehrten Welt Furore machen wird; denn ich spreche hier — ohne Scherz — von einem großen Geiste.

Dieß ist wieder eine andere Art von Flaneur, kein egoistischer, — wer ist gutmüthiger, mittheilender als er? Immer hat er seine Taschen voll Pastilles aller Art für den Wohlgeschmack, für den Husten, für den Schnupfen seiner verzärtelten Freundinnen — oder ein Buch für seine gelehrten Bekanntinnen — oder eine Tasse oder ein Glas für die, welche hübsche Sachen lieben — immer hat er ein Geschichtchen im Kopfe, voll der lieblichsten Phantasieen für seine poetischen Freundinnen. Er besucht die kleinen Mädchen seiner Bekanntschaft am Donnerstag Nachmittag im Kloster, giebt ihnen Aufgaben verschiedener Art bis zu seiner Wiederkunft, ermuntert sie durch Versprechung von Geschenken, nach

der Preis-Medaille zu streben u. s. w. Ist solch' ein Flaneur nicht ein achtungswerther Mann?

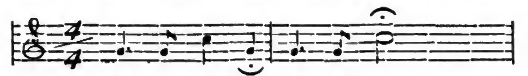
Wollen wir noch eine Schattirung vom Flaneur haben? Nehmen wir den Marin, den jungen Leutnant der Marine. Es ist ebenfalls sein Fach, zu flaniren. Flanirt er nicht immer auf den Meereswellen, wie kann er auf den Erdenwellen stille stehen? Dabei ist er stets lustig, immer voll Esprit, voll guter Launen, die alten und die jungen Damen sind ihm gut. Er flanirt schon Morgens — wie wenige Herren — von einem Salon zum anderen und zwischendurch von den Salons zum Ministre de la marine; bei den Damen genießt er allerlei Privilegien, denn außer ein wenig Flaneur ist er auch sehr Gamin, — was mag ihm da nicht hingehen? Dabei bittet er hübsch um Verzeihung, wenn er eine grobe Unart begangen hat — und die kleinen Impertinenzen gelten für nichts mehr und minder als natürliche Nonchalance. Er ist so offenherzig, sagt Alles, was er denkt und wen er liebt, er hat Poesie und tiefes Gefühl; ich habe dicke Thränen in seinen Augen stehen sehen. Das Ernsthafteste, was ich ihn je habe thun sehen, ist die Composition eines Briefes an seinen „cher Amiral,“ und das Hübscheste, was ich von ihn gehört habe, sind seine Radoudja-Lieder, seine Stimme ist auch nur ein Flanirer über die Gurgelsaiten hinweg.

Das ist unser Flaneur-Marin, und hier haben sich einmal der Gamin und der Flaneur begegnet und freundschaftlich die Hand geschüttelt — sonst haben sie wenig mit einander zu thun.

Wie viele andere Flaneurs könnte ich noch skizziren, außer den schon genannten Buch- und Quaiflaneurs, dem Sternflaneur, Meerflaneur oder dem grübelnden, fliegenden, segelnden Flaneur. Allein wir wollen uns zum Schluß noch zu der schöneren Hälfte wenden, zu den „Flaneuses." Denn es ist gewiß, daß dieser Typus auch auf die weibliche Hälfte der Pariser feinen Welt nicht ohne Einfluß bleibt. Wie fände man sonst so oft Morgens um zehn Uhr das Bett einer Dame von zarter Gesundheit leer? Sie ist ausgeflogen, wer weiß wohin? Warum fände sie so oft die Karten ihrer Freunde mit einem eingeknickten Ohre auf dem Kamin? Sie flanirt aber nicht wie jene, um zu observiren u. s. w., sie flanirt, um ihrer Tochter Fußtritte zu bewahren, sie abzuholen, zu begleiten und vielleicht noch aus einigen anderen Gründen, die wir nicht gleich einsehen. Sie ist eine flanirende Mutter, das heißt: sie flechtet ihre bedachten Schritte und schützenden Flügel um die flüchtigen flatterhaften Ideeen der Tochter. Das ist eine nützliche und bedachte Flaneuse; von der Coureuse wollen wir später sprechen und die ausländischen, in der Welt umherreisenden Flaneurs und Flaneusen gar nicht berühren, denn im Vergleich mit den Franzosen wären alle anderen Nationen, die Engländer und Deutschen à la tête, rechte, ächte Erz-Flaneurs im Großen — Weltflaneurs. — Der Franzose ist nur Flaneur in Paris.

Die Fresco-Musiker.

„A la douce c'rise! à la douce!" Was weckt mich da aus meinen Gamin- und Flaneur-Träumen? Ein süßer Klang, ein süßes Wort und eine süße Sache. Es ist einer der Musiker dieses Frescohotels, deren ich schon vorhin erwähnte. Sie holen ihre Töne aus Gärten, Werkstätten, Flüssen und vielen anderen Orten. Die Pariser Marktmusik ist keineswegs unbedeutend in ihrer Art; ich glaube, Paris ist immer durch seine melodischen und vielfältigen „cris" berühmt gewesen. Die Worte dieser Marktlieder sind charakteristisch wie die Musik. Ich habe in einigen eine große Poesie, viel Zärtlichkeit gefunden, in anderen etwas sehr Dramatisches.



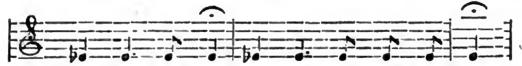
à la douce c'rise! à la douce!

Dieß wird sehr schmeichelnd gesungen. Und bemerken wir — das Wort ist im Singular genommen. Eine einzelne Kirsche, wie eine Perle rundet sie sich ab, wie ein dunkler feuriger Karfunkel glänzt sie im Licht, sie hängt so locker an dem Stengel, an welchem wir sie emporheben! Wie unendlich viel poetischer ist diese Idee als eine Masse von Kirschen, eine zerquetschte Handvoll. Darum ruft unsere Gärtnerin nur eine Kirsche aus, sie ruft zu ihr her: „à la douce cerise!" darin liegt das Dramatische; die Kirsche stellt sich dar, sie will Zuschauer haben, sie will bewundert sein, wenn

auch nicht gekauft. Denn süß ist sie, so ganz und gar Süßigkeit, daß am Ende das Wort Kirsche gar nicht wiederholt wird: „A la douce c'rise! à la douce! à la douce!“

Wir haben schon einen ganzen Korb voll Kirschenperlen gefüllt; denn wir sind hier draußen in der Banlieue, wo man sich noch dieß ländliche Vergnügen machen kann, selbst eine Kleinigkeit von Obst oder Gemüse einzukaufen, wo man aus seinem kleinen „maison à l'Anglaise“ leicht heraustreten kann; nicht wie „au troisième“ inmitten von Paris, wo Alles — Gemüse, Obst, Fisch, Fleisch und was es ist (wie wenn es Haken und Oesen wären) — in Papierdüten von der Halle oder dem Epicier her durch die Bonne heraufgeschleppt wird, die Erbsen gar schon ausgekrüllt, als ob sie ein fremdes Gewächs gleich den Kaffeebohnen seien.

Von allen Marktsängern am deutlichsten hört man den



mit seiner näselnden Stimme. Unangenehm, wie die meisten Fremden ihn finden, und unmusikalisch, wie er sein mag, ziehe ich ihn doch bei Weitem dem Londoner lugubren „Old-cloaths“-Juden vor, der schmuzig und fast von seiner Last erdrückt, früh Morgens unter den trüben Fenstern des „breakfast-room“ vorbeischleicht.

Der „Marchand d'habits“ ist keck, oft sehr wohl

und rein gekleidet und trägt seine Bürde, wenn er eine hat, wie eine Feder auf der Schulter, denn selten ist er sehr beladen, er hat gewöhnlich nur einen alten Rock oder Mantel über die Schulter gehängt, einige Westen und Unaussprechliche, mit einer Schnur zusammengehalten, unter dem Arm und einen Hut in der Hand — als Attribute seiner Kunst und seines Handwerks. Das ist das Angenehme seines Handels, daß er so schnell verkauft, wie einkauft. Das Zeuch läuft gleichsam über seinen Rücken hinweg wie eine Wasserwelle. Dieß ist auch nöthig, damit er seinen Kopf immer frank und frei nach oben wenden könne: „Marchand d'habits." Denn am Himmel blinken die Sterne; oder mit anderen Worten: unter'm Hahnenbalken wohnen die armen Schlucker, die hungrigen Würmer, die sich wieder in die abgelegte Haut der Seidenwürmer hineinstecken.

Obgleich er ganz Paris nach allen Himmelsgegenden hin durchläuft und bis über die Ringmauer hinauswandert, so ist doch sein Hauptrevier das Quartier latin, wo die Studenten wohnen. Ich glaube, sie haben oft lange Conferenzen mit jenem Handelsmanne auf ihrem Zimmer. Und warum nicht? Wer weiß, ob Pauline nicht bald einen neuen Hut wird haben müssen? Da sind schon einige blinkende Fünffrankenstücke nöthig. Ist es ein armer Student, so findet er unter den Westen oder den Cravatten vielleicht einige, die frischere Farben haben als die seinigen; er wird seiner „petite femme" heut Abend schöner darin erscheinen, er eignet sie sich sogleich zu und wirft die noch warmen Leidens- und

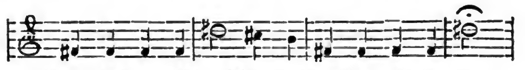
Freudegefährten auf die Schulter des Marchand. So wichtig ist der Letztere diesem Quartier, daß es ihm erlaubt ist, bis in den Hof der Hôtels garnis zu kommen, wo Etudiants wohnen, und da seine liebliche Stimme so laut erschallen zu lassen, daß er früh Morgens bei einigen die Stelle eines Weckers vertritt. Ja ein Schrecker ist er manchmal für mich gewesen, dieser Gute, wenn ich, ganz bedächtig vor mich hinsehend, durch eine der Straßen dieses Quartiers ging, und es plötzlich los brach in mein Ohr schnarrend und donnernd: „Marchand d'habits! marchand d'habits!“ denn er fährt mit all' seiner Macht in die Töne hinein. Und kaum hat der Eine ausgeschrieen, so fängt der Andere an; man sollte sagen, es gäbe gar keine andere Race von Frescobewohnern in jener Gegend.

Poetisch scheint uns der Marchand d'habits nun eben nicht, auch nicht musikalisch, aber eine geschichtliche Person ist er doch. Er hängt so treu an der Vergangenheit, daß die Zeiten, wo Treffen und goldene Kanten an den Hüten und Kleidern der Herren blinkten, ihm noch so gegenwärtig sind, daß er immer noch wie seine Vorgänger jener Zeit schreit: „Marchand d'habits! marchand d'habits galons!“ Es ist merkwürdig, wie der Mensch so oft im Meere des Wechsels an einem kleinen Bretchen der Hoffnung sich festklammert. Soll dieß „Marchand d'habits galons!“ vielleicht die Hoffnung auf die Wiederkunft eines goldenen Zeitalters, einer großen Epoche, wie die unter Ludwig dem Großen, rege erhalten? Soll es mit Zuversicht darauf hindeuten? O dann ist

unser Marchand zugleich dankbar und prophetisch. Er mag schreien, so laut und so viel er will.

Wir haben ihn getadelt, wir haben ihn gelobt. Nun wollen wir ihn zur Veränderung ein Bißchen beim Ohre zupfen. Was? Trägt er nicht zur Verderbniß der Sitten bei? Weiht er nicht schon das kommende Geschlecht in's schwarze Laster ein? Diese Leichtigkeit, sich Geld zu verschaffen, wenn man es nöthig hat, dieß Tauschen, Handeln und Verhandeln wird in Paris oft schon dem Kinde einleuchtend. Mein Beweis dazu ist folgendes Anekdötlein. Ein Knäbchen von vier Jahren hatte eine Leidenschaft zum Sucre d'orge gefaßt — und um diese zu befriedigen, verhandelte es sein Paar ganz neuer Tanzschüchlein für zwei Sous an den Chiffonnier.

So viele der Lockungen hat dieß Paris, daß man sich davor gar nicht zu retten weiß. Da ruft es schon wieder:



Dieses Vergnügen ist nur für die Damen. Es ist so zart, so luftig, so zerbrechlich, so unschuldig, so trügerisch, wie sie.

„Le plaisir“ ist eine Art Kuchen in Form einer Düte, ziemlich groß, aber so dünn wie das feinste Papier, gelb von Farbe und so einfach, daß man ein Dutzend davon ohne Schaden verzehren kann; kurz,

es ist wie eine Art Oblate. Die Stimme der guten Frau — denn es sind immer alte kleine Frauen, die es rufen, — ist eben so fein und so zart, wie der Kuchen, so daß Alles hier in Harmonie ist, wie's beim ächten Vergnügen sein muß.

Von weit her hört man ihren hohen Sopran klingen, während schon unter'm Fenster der tiefe Baß des Aufkäufers von alten Eisensachen ertönt: „fer blanc cassé, chiffons, ferrailles à vendre?“ Er ist so monoton und trübe, daß es nicht der Mühe werth ist, die Noten dazu aufzusetzen. Viel interessanter, wenn auch nicht wegen der Musik, doch wegen der Worte, scheint mir das Recitativ, das ich nun wieder laut und vernehmlich höre: „Voilà des cartons, de toute grandeur, de toute largeur et de toutes les couleurs, des cartons ronds et carrés. Voilà de jolis cartons, Mesdames; voilà mes cartons pour serrer vos shawls et vos robes. Voilà des cartons pour des chapeaux de Messieurs et de Dames!“

Dabei ist unser Sänger rundum von seinen Hutschachteln aller Größen so umgeben, daß sie ihn fast ganz verdecken, und er selbst scheint gleich einem sich bewegenden Haufen von Pappe. Kann man aber eine vollständigere Beschreibung derselben wünschen? Man braucht gar nicht hinauszusehen und zu wählen. Dazu spricht er so traulich von seinen hübschen Cartons und den Shawls und Hüten der Damen, die er anredet, daß einem so gemüthlich wird, als säße man selbst mitten in der Cartonsgesellschaft, wie er.

Liebkosend sind die Pariser Marktschreier, wie ich schon gesagt habe; sie sind es gegen ihre Waare und zugleich gegen die Käufer oder die, welche sie zum Kaufen einladen. Sie schmeicheln ihrem Publicum, sie preisen ihre Waare an, und noch dazu scheint es, als ob sie mit derselben so innig verwandt seien, daß sie sich schwer davon trennen können. Das ist mir bei Folgendem eingefallen:



Mes bottes d'asperges, mes bottes d'asperges!

So singt der alte Mann, und ach! wie Vieles liegt in dem einen Worte: „mes!" wie viel Mühe, wie viel Sorge! All das Pflanzen, all das Düngen, all das Begießen, all, all das Pflegen. Wie viel Dank für den Sonnenschein und Regen, den der Himmel dazu gegeben! So sind sie gewachsen, die Spargel, geheimnißvoll im Erdengrund, so sind sie sein geworden. Und nun muß er sie dahin geben, nun möchte er sie auch gern dahin geben an Einen, der sie zu schätzen weiß.



Des ar - tichauts! des ar - ti - chauts!

Das hört den ganzen Sommer nicht auf; denn so gern essen die Pariser dieß Gemüse, daß sie es auf hunderterlei Weise zubereiten. Heute wird es gebacken, morgen farcirt, übermorgen einfach in Fleischbrühe abgekocht, den nächsten Tag in Butter gebraten, den darauf folgenden

mit einer Sauce von Oel und Essig und Pfeffer, darauf gar ganz roh gegessen. Kurz, man sieht am Rufe des Gärtners, daß es sich hier nicht der Mühe lohnt, noch viel Worte und Wesen zu machen, er ist seines Verkaufes gewiß, die Artischocken haben einmal einen ausgemachten Ruf. So schnell geht seine Waare ab, daß er nicht einmal Zeit hat, sie sein zu nennen.

Mit dem Rufe:



ist es ungefähr eben so. Die Erdäpfel sind ein so unentbehrlicher Artikel, man muß sie in solcher Masse haben, daß man auch hier nicht einfach genug zu Werke gehen kann. Ich bemerke hierbei nur, daß das o in „pomme" sehr lang gezogen wird, ungefähr so, als ob wir auf deutsch schrieben: Pohm, — wie denn überhaupt das Wort „pomme" beim Namen dieser Frucht die Hauptrolle spielt. Man läßt das „de terre" oft aus, und verlangt beim Restaurant zum Beispiel: „un beefstake aux pommes," d. h. ein Beefsteak mit gebratenen Kartoffeln. — Doch um wieder zu einer ächten guten Melodie zurückzukommen, so dächte ich, wir liehen einmal unser Ohr jenem alten Manne, der eben den Platz, auf dem wir wohnen, umgeht; denn eine so complicirte bekommt man nicht alle Tage zu hören, und es ist mir noch dazu bange, daß sie bald aus der Mode kommen wird, denn unser Sänger scheint mir einzig in seiner Art:



Seht, wie unser Alter für die Gesundheit unseres Leibes besorgt ist. Brunnenkresse ist eines der Lieblingsgerichte der Franzosen. Man sagt, daß während des Jahres in Paris eine unglaubliche Menge davon consumirt wird.

Doch ich habe mich vorhin geirrt, denn da ist auch ein poetischer Artischockenverkäufer: „Des artichauts, artichauts blancs! la tendresse et la verdurette, à un sou la pièce.“ Die Nachsylbe „ette“ ist, wie bekannt, immer ein Zärtlichkeitsausdruck. Das muß doch den Artischocken schmeicheln.

Scherzando.



„Paillassons!“

Ja ihr meint wohl, es sei eine Frau, die da ihre runden und festen Strohmatten ausruft, denn solch eine Höhe kann doch wohl nur eine weibliche und nur eine französische weibliche Stimme haben. Aber nein, es ist ein Mann, der den Ton aus seiner Kehle hell und klar hervorbringt und ihn so lange anhält, daß man noch eine andere Voraussetzung, eben so falsch wie die vorige, machen, daß man nämlich denken könnte, es sei der Ton einer Glasharmonika. „Les extrêmes se rencontrent,“ sagt das Sprüchwort, und ich denke fast, so etwas muß unserem Mattenmann vorschweben, indem er mit den Strohscheiben, die an seinem über die Schulter gelegten Stocke hängen, dahin schreitet. Er hat so hoch wie möglich mit seinem Tone gezielt, damit seine Matten bald alle so niedrig wie nur möglich gelegt, das heißt verkauft werden und unter die Füße kommen möchten.

Man sieht, die Pariser Marktschreier ermangeln alle des Verstandes nicht. Aber der Klügste von allen ist der, den ich jetzt im Recitativ einführen werde:

„Eh bien, Mesdames, personne n'a rien de cassé, rien à faire raccommoder de cristal, de porcellaine, de marbre et d'albâtre, des anses, des théières et des boutons de sucrier? Voilà le raccommodeur! Personne n'a des objets refusés par les autres raccom-

modeurs? Je me charge de les raccommoder de sorte que l'homme le plus fort ne puisse les briser à la partie raccommodée. Si vous le cassez, je vous donnerai vingt francs!“

Die Klugheit oder Kunst unseres Raccommodeurs ist, denke ich, nicht zu verachten nach jener bombastischen Phrase. Er stellt sich gewissermaßen über Herkules und August von Sachsen.

Reich ist der Prahler dazu mit seinen zwanzig Franken, die er verspricht. Man sollte denken, er brauche für sein Brot nicht zu arbeiten, sich mit Zuckerdosenknöpfen nicht abzugeben, sondern lieber mit der Süßigkeit unter denselben.

Vom Dramatischen dieser Marktschreier haben wir gesprochen, wie sie die Leute zu ihrer Waare herbeirufen, wie sie sich selbst introduciren: „voilà le marchand d'habits!“ Wie kann man aber ein vollständigeres Drama verlangen als die Rede jenes Raccommodeurs? Wir haben es mit Haupt- und Nebenrollen zu thun, mit hinreichender Decoration und gar, nach Art der griechischen Tragödien, mit einem Chore dazu. „Voilà le raccommodeur!“ Der „primo uomo,“ der Redner par excellence, er stellt sich „en scène.“ Er ist da und herrscht. Die zerbrochenen Suppenterrinen und Fayence-Vasen, die henkellosen Tassen und Milchtöpfe, und wie alle die anderen Haushalt-Invaliden heißen mögen, werden im Kreise um ihn hingestellt von allen geschäftigen und trostlosen Bonnen. Wenigstens sehen wir diese Figuranten schon im Geiste ankommen, denn er muß erst drei oder vier Mal seine Rede vom Anfang bis zu Ende wiederholen,

ehe diese hinkenden und kopflosen und verwundeten Gegenstände sich aus allen Ecken zusammengefunden haben. Er wiederholt jene Phrasen alle Mal ohne Fehl, mit eben denselben Worten, denkend, daß die Bonnen einfach wie die Kinder sind, denen man die nämliche Geschichte immer ohne Versetzung einer Sylbe wieder erzählen muß, wenn sie Eindruck machen soll. Der griechische Chor nun sind „Mesdames," welche er zu Zeugen seiner Kunst, seiner Unschuld anruft, oder zu Prüferinnen. „Les trois unités dramatiques," wovon die Franzosen immer so viel schwatzen, sind, glaub' ich, auch nicht verfehlt. Und daß das Stück streng moralisch sei, wer kann es läugnen? Er rühmt sich freilich, unser Talma. Aber freilich, demjenigen, der im Stande ist, seine Kunst zu nichte zu machen, das heißt, der ihn übertreffen kann, den will er reichlich belohnen.

Einige dieser Pariser „cris" haben etwas so Mystisches in ihrem Wesen, daß man lange studiren muß, ehe man sie recht verstehen kann. Man ist in Versuchung, allerlei falsche Vermuthungen zu ziehen und den armen Leuten dadurch oft höchst Unrecht zu thun. So hatte ich zum Beispiel den Glaser als eines der eitelsten Individuen auf Gottes Erdboden in mein Register aufgenommen. Wenn ich in den Straßen auch noch so nahe an ihm vorüber ging, so nahm mein Ohr doch nie einen anderen Laut auf als den: „Beau vitrier!" Ich dachte: du eingebildeter Narr, dein Handwerk hätte dich schon eines Besseren belehren können; zu wie vielen moralischen Anwendungen hat das zerbrechliche Ma-

terial, mit dem du's zu thun hast, nicht schon gedient! Ist nicht Glück mit Glas, wie Schönheit mit Rosen, verschwistert, — und wenn es ein Glück ist, voll rosiger Schönheit zu blühen, kann ein Windstoß dem Allen nicht ein Ende machen, vorausgesetzt, du wärest nun wirklich so schön, wie du sagst?

Darauf kam der Zweifel in mein Ohr, und ich verstand wieder: „Oh le vitrier!" Dieß rief er, dachte ich mir, im Namen der Leute aus, die da mit klappernden Zähnen und blauen Nasen und rothen Fingern hinter der zerbrochenen Fensterscheibe saßen, an der gestern der Sturm sein beßtes Kunststückchen versuchte. „Oh, le vitrier!" würden sie natürlich ihm entgegenjubeln. Auch darin lag noch eine gewisse Eitelkeit, eine Art von Egoismus.

Doch gewiß war ich meiner Sache noch nicht. Da war es mir vergönnt, eines schönen Morgens den Ausgang dieses Irrgartens zu finden.



Au vi -tri - er!

ganz deutlich und rein berührte dieses Wort meine Gehörnerven. Ich folgte meinem Freunde drei Secunden. „Au vitrier!" tönte es noch ein Mal. Kein Zweifel mehr! Mein Freund ist der bescheidenste, der einfachste unter den Marktmenschen. Er ruft einfach zu sich her; er wiederholt seinen Ruf nicht zwei Mal, wie die meisten anderen.

„A la barque! à la barque! voilà l'écaillère, régalez-vous!"

So ruft die Austerfrau. Nimmt sie in ihrer lebhaften Phantasie die Straßen vielleicht für einen rauschenden Fluß und ihren Korb für die Barke, in welcher sie muthig mit ihren Seebonbons weiter steuert? Aber nein! sie ist weniger phantastisch als gedächtnißtreu; darin hat sie etwas mit dem „Marchand d'habits galons“ gemein. Die Sache verlangt eine Erklärung. Es gab früher ein Boot mit Austern, welches am „Pont royal“ oder beim „Pont neuf“ landete, und durch den Ruf: „à la barque! à la barque!“ lockte man die Kauflustigen herbei.

Von dieser Epoche her soll die Austerfrau sich des einmal gewonnenen Plis nicht haben entwöhnen können. Ich bin ihr dankbar dafür. Ein Boot, einen Fluß, eine Brücke, lauter liebliche Gegenstände führt sie uns vor die Augen. Dazu, wer wollte an der Frische ihrer Austern zweifeln? Aus dem Boote selbst holt man sie — Phantasieboot oder Holzboot gilt gleich. Ja, da ist kein Zweifel, daß man sich recht regaliren wird. „Régalez-vous!“ sagt sie, — wie gütig! Schon hör' ich die Austermörder mit den Zungen schnalzen.

Aehnlicher Weise ladet eine Verkäuferin von einem ganz kleinen Gebäcke, wie Kringel und Makarönchen, oft unter meinem Fenster ein: „Voyons, un sou la douzaine! Voyons les papas et les mamas de régaler les petits enfants!“ Ich finde diese Gutherzigkeit der Straßenverkäuferin wirklich ganz rührend. Seht, welch eine Philanthropie. Sie erinnert die Papas und Mamas daran, ihren kleinen Kindern etwas zu Gute zu thun.

„Voyons,“ bittet sie so freundlich. Ja alle Papas und Mamas müßten, däucht mir, herauskommen und ihren Ruf nicht verschmähen. Ich sehe vorzüglich Papagaienmütter mit ihr handeln; ein gewisses kleines rundes Gebäck, dessen Namen ich vergessen habe und das sie um einen Sou das Dutzend verkauft, behagt den Papagaien ganz vorzüglich.

„Qui veut la pêche au vin? La pêche au vin!“ Wir haben unsere Freunde lange Rückblicke auf die Vergangenheit werfen sehen; unsere Austerfrau schwamm noch im Boote und auf dem Wasser, welches längst nicht mehr da war; hier ist nun ein umgekehrter Fall. Ahnungsvollen Geistes sieht unsere Pfirsichhändlerin schon ihre rosigen sanften Pfirsichen auf der weißen Decke des Nachtisches blinken, auf die Teller spazieren, ihres warmen haarigen Kleides entledigt werden und im Purpur des Weines schwimmen — Saft zu Saft, so lieben es einige Leute. Diese Verkäuferin nimmt, wie die Kirschenfrau, ihre Frucht nur in der Einzahl, um zu zeigen, daß jede einzelne Pfirsiche des Anpreisens werth sei.

Man regalirt sich aber, wie es scheint, nicht nur an eßbaren Dingen, sondern auch an Kochtöpfen, Sieben und Zangen. „Allons toutes les ménagères, toutes les femmes de ménage, régalez-vous, régalez-vous. Casseroles, bougeoirs, pincettes, pèles à main, entonnoirs, passoires. Régalez-vous, tout est vendu à raison de cinq sous. Allons toutes les ménagères, toutes les femmes de ménage, régalez-vous!“

Ja ganz besonders muß man sich an diesen Sachen

regaliren, da unser Mann sie wenigstens vier Mal in seinem Singsang wiederholt. Freilich, das ganze Küchenregiment wird hier aufgeführt, und ohne dasselbe würde natürlich kein erkleckliches Gericht zu Stande kommen. Darum ist es durchaus nothwendig, daß dieser gute Handelsmann so gar dringend einladet.

„A la crème! fromage à la crème!“ Die niedliche Bäuerin verkauft Käseherzen; das heißt, ihrem geronnenen Rahm hat sie jene Form gegeben. Ein käsiges Gesicht ist schon etwas Schlimmes! Was soll man nun von einer solchen Art Herzen sagen. Blaß und weich? Doch lassen sie sich ganz gut essen und besser, glaube ich, als der: „bon fromage de Marol, ah bon Marol.“ Der sieht mir gar nicht sehr appetitlich aus. Doch ist sein Ruf sehr groß.

Presto prestissimo: „Mesdames, Mesdames, voilà et voilà votre marchand de peignes; peignes à décrasser, peignes à démêler, peignes à chignon, peignes à papillotes, peignes de buffe, peignes en écaille et peignes en ivoire.“

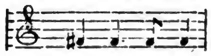
Der hat große Eile, seine Sprache geht wie ein Mühlrad. „Mesdames, mesdames!“ er ruft, als ob er sie zu Hauf erwarte, als ob er denke, der Kopf brenne ihnen, oder als ob ihre schönen Frisuren so voll dicken Staubes lägen, daß man sie nicht schnell genug fegen und bürsten und reinigen könne. „Voilà et voilà!“ er ist da! er ist da! Euer Kammhändler. Dieß ist noch eine Eigenthümlichkeit. Er ist so galant, er eignet sich den Damen gleich zu, als ihr ganz Unterthäniger.

Da können sie ja nicht ohne ihn fertig werden. Und dann die Auswahl von Kämmen, die er hat! für jede Lage, für Schmuz, Verwirrung, Putz, aus jeglichem Material. Enthornt, entzahnt und entschildet sind die armen Thiere darum worden. O wenn ich bedenke, was für eine Revolution wir Menschen mit unseren tausend Bedürfnissen und Erfindungen in der Thier- und Pflanzenwelt anrichten, da scheint mir's, als ob das ganze Lafontaine'sche Volk auf uns einstürzen wollte mit seinen Waffen, — das ganze lästige Mäuse-Menschenheer zu erschlagen, zu erdrücken, zu ertränken. Denn der Monarch, der ihnen im Paradiese zum Herrscher gesetzt wurde, ist despotisch geworden. Er ist seitdem über viele Sündenstufen passirt; doch die Thiere und die Pflanzen und die Steine sind immer dieselben geblieben. „Nur die Natur ist redlich, sie allein liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest.“

„Peau de lapin!“ — ja, meine Dichter, meine Freunde, es kommt euch wohl gar wunderlich vor, wenn ich so plötzlich mein prosaisches „Peau de lapin!“ da mitten hinein schreie. Prosaisch, meint ihr? Doch da irrt ihr euch da, Poesie und Armuth sind ja Brüder.

Der Peau-de-lapin-Mann ist arm und vielleicht nächst dem Chiffonnier der ärmste aller Pariser Straßenbewohner. Auch er ist eines derjenigen Wesen, welches kaum zur edelsten aller Racen zu gehören scheint. Ist es nicht schwer, in ihm die Züge des „human face divine“ zu erkennen? Denn mit Ruß ist sein Körper

von oben bis unten eingerieben. Das ist uns beim ersten Anblick ein Räthsel, denn so schmuzig, wie die Kaninchenfelle sein mögen, so können sie doch eben nicht im Schornstein gesteckt haben. Oder räuchert man diese Thierchen in Paris? — Nein, das ist die Lösung des Räthsels noch nicht. Der Peau-de-lapin-Schreier hat in einem kleinen Jungen seinen Schatten und sein Echo immer neben sich, das heißt — wieder räthselhaft! — der Schatten läuft nicht, wie natürlich, dicht neben ihm her, sondern zwanzig oder dreißig Schritte entfernt von ihm und gewöhnlich an der anderen Seite der Straße. Dazu ist dieser noble Schatten so verkürzt, wie die höchste Mittagssonne ihn nicht zu produciren vermöchte, und wir sprechen doch vom frühesten Morgenroth. Zwar hört man „Peau de lapin" in manchen Quartieren der Stadt, in den armen nämlich, wo vielleicht mehr „Giblotte" (der beliebte Pariser Hasenpfeffer oder Kaninchenpfeffer) gegessen wird, zu allen Tageszeiten rufen; doch immer bleibt der Umfang dieses Schattens der nämliche. Ferner klingt das oben erwähnte Echo den Tönen nach dem Original ganz gleich, nur eine Octave höher, wie denn natürlich die zarte Göttin keinen so tiefen Baß haben kann. Aber die Worte, welche Anfangs auch das Ohr wieder täuschen, sind hier anders; und sobald der mürrische Alte sein dumpfes:



ausgebrummt, folgt gleich das hohe klagende:



des kleinen Unglücklichen dahinter her. Wie dieses Labyrinth von Mysterien lösen? Was kann der Letztere sein? Es ist der kleine „Ramoneur," der arme kleine Kaminfeger. In Paris ist noch keine christliche Parliamentsbill eingetreten, wie in England, um der leidenden Menschheit einen Seufzer zu ersparen. Der Seufzer hieß: „Sweep!"

Also der kleine Ramoneur und der große Peau-de-lapin-Mann sind geheimnißvoll mit einander verbunden. Der Letztere ist der Meister des Ersteren und war einst, was dieser jetzt ist. Jetzt kriecht er nicht mehr in die Schornsteinröhren hinein, sondern empfängt nur den Ruß, welchen der Lehrling von oben nach unten fegt; daher der Ruf: „haut en bas!" Der Kleine hofft aber — wenn in seinem Kopfe eine Hoffnung existiren kann — einst von unten nach oben zu steigen und seinen jetzigen Ruf mit jenem Meisterton: „Peaux de lapin!" zu vertauschen. Denke man sich alle Kaninchenhäute einer Saison von Paris auf einem Haufen, das ist ein großartiger Gedanke. Aber großherziger oder natürlicher ist es, eine Thräne dem rußigen kalten Schicksale jenes kleinen Jungenzu weihen.

Er ist das Wintermorgenlied der Parisienne; im Sommer weckt sie das frischere



Vier Repetitionen; sie fürchten vielleicht, daß man sie überhören könnte, die Gärtner, da es noch so früh ist. D'rum immer lustig: Grüne Erbsen! sonst ist dieses Gemüse „petits pois“ getauft, sollten sie auch noch so dick sein. Dieser Hahnenschrei verwandelt sich in: „haricots, des haricots!“ und verschiedene andere, je nach der Jahreszeit.



hört man schon seltener. Doch immer rauscht und rieselt inmitten dieses Gemüsegartens das erfrischende:



An Tagen, wo das Wasser von oben kommt, oder wenigstens die Wolken mit Regen drohen, wird die Luft, wie von einem unerwarteten Blitze, von dem scharfen: „Parapluies“ — welches eigentlich wie „parapis“ klingt — durchdrungen. Spitz, wie das Ende der Regenschirme, ist dieser Ton.

Und da es nun regnet, wollen wir nach dem Anhören all dieser französischen Fresco-Musik unseren Kopf aus dem Fenster zurückziehen, wir können etwas in der Dämmerung träumen. Später und später wird's, die Wolken haben sich verzogen. Stille wird's auf unserem kleinen Platze. Die meisten Lichter in den Nachbarshäusern sind erloschen. Doch es ist so heiß; wir lassen unser Fenster noch ein Bißchen offen.

Da ertönt Gesang ganz nahe, — es sind Männerstimmen — ein Chorgesang — es ist ein deutscher Gesang! Ein Lied vom Vaterlande und von der Freiheit — lauter und lauter schwellen die Töne, und weiter und weiter schwillt das andächtig lauschende Herz:

„O Vaterland, du Heldenland,
Von einem bis zum andern Strand!“

Ja, Gott im Himmel hört die deutschen Lieder, denn sie sind Harmonie und knüpfen so enge das heilige Menschenband, nicht wie die künstliche italienische Melodie, die egoistisch einsam dahin trillert. Es liegt im deutschen Gesang eine so innige Frömmigkeit, wie in der Nationalmusik keines anderen Volks. Und wenn er uns schon zu Hause, wo er unser eigentliches Element ist, mit Allgewalt erfaßt, wie viel mehr ergreift uns ein solches abgeleitetes Bächlein des Tonoceans im fremden Lande.

Im vollen Chor von vierzig Stimmen folgt ein Vaterlandslied auf das andere. Ja, man mag es wohl tadeln, daß der Deutsche viel von seinem Vaterlande spricht und keines hat. Im Liede wohnt seine Heimath. Es durchrieselte alle meine Fibern.

Auch bis zu unseren französischen Nachbarn sind die heimathlichen Töne gedrungen. Sie sind alle im Dunkeln und in ihren Nachtgewändern an die Fenster gekommen und haben still gelauscht. Am nächsten Morgen drücken sie ihr Entzücken aus. „Mais en verité, ces Allemands chantent bien! Cela m'a touché, ah je vous assure, cela m'a beaucoup ému. J'ai pleuré à grosses larmes.“ So sagte eine gute Dame.

Das ist also eine deutsche Serenade in Paris. Sie haben es gewagt, die Sänger, weil wir an einem abgelegenen Orte der Banlieue wohnen. Sonst sind die Ständchen in Paris polizeilich verboten. Man vermeidet bekanntlich seit der Revolution jedes Versammeln von Volk, jede Procession, aus Furcht vor Unruhen.

Ich fragte einst einen Engländer, ob Serenaden in seinem Lande Sitte wären. „No," antwortete er mit Lachen, „I should think, the people in the houses would feel inclined, to throw the musicians a pail of water upon the head." Ich dachte an Hogarth's Abend. John Bull, mein Freund, du bist gar zu rachsüchtig. Da lobe ich mir meine Französin oben. Sie hatte Thränen auf die Sänger herabgegossen und so sie geweiht. Wir Deutschen sind durch einen Arm mit den Franzosen verkettet, durch den anderen mit den Engländern. Sie Beide aber wenden von beiden Seiten das Gesicht ab.

Der Factionnaire, der Facteur, der Commissionaire und verschiedene andere Straßenbewohner.

Da wir einmal zu den sentimentalen Bewohnern oder Begebenheiten jenes großen Frescohotels übergegangen sind, so wollen wir noch ein Weilchen in diesem Elemente bleiben. Da ist gleich die Schildwache beim Obelisken von Luxor.

Eine Schildwache ist nur eine Maschine, ein Auto-

mat, sagt man, der so lange geht, wie er aufgezogen ist, der nicht mehr spricht, als seine Schuldigkeit ist, und das, was darüber ist, vom Uebel hält. Aber es ist dem schildernden Soldaten doch nicht verboten, zu fühlen und zu denken, und eben, da er so schweigsam ist, wird er desto mehr denken, er mag selbst dichten im Falle der Noth, wie wir schon erfahren haben von jenem treuen Burschen, der in finsterer Nacht so einsam stand auf der stillen Wacht. Die Mitternacht ist gefühlvoll und romantisch, sie schließt in ihrem weiten Sternenmantel die ganze Welt liebend und erwärmend ein. Der Tag ist nachdenkend und klassisch, er erhitzt wohl die Stirn, aber läßt das Herz einsam hinausschauen in die unabsehbare Weite. Darum finden wir auch unsere französische Schildwache beim Obelisken von Luxor in ganz andere Reverieen als in Liebesträume versunken. Sie lechzt nach Kühlung, während unser deutscher Freund an Liebchens Andenken sich zu erwärmen sucht. Senkrecht fallen die Sonnenstrahlen herab und unbarmherzig inmitten dieses weiten, baumlosen Concordienplatzes auf den Tschacko meines Franzosen. Will das Monument nicht seine Geliebte sein und seine heiße Stirn kühlen? Ach nein, es ist Aegyptens Kind, und es scheint dem Armen, als ob er in heißem Sande wühle. Will es nicht zu ihm sprechen Worte des Trostes, wie jenes Liebchen Nachtgebete emporschickt für den Liebsten in der Ferne? Ja wohl öffnet es seinen Mund an allen vier Seiten und spricht in goldenen Zügen. Aber unverständlich bleiben unserem Freunde diese hieroglyphischen Zeichen, sie kom=

men so fern her, tausend und abertausend Jahre sind schon über sie hinweggegangen. Nur mit halbem Ohre hört er murmeln von einem großen Könige, deß Name Sesostris, und deß Hand diese und andere Kunstwerke und Tempel errichtete. Vielleicht fand er eben so wenig, wie ich, Schatten und Ruhe, so denkt unser Soldat am Fuße dieses egoistischen Steines. Denn ein Obelisk ist das selbstischste Wesen, welches es giebt; nur aus einem Stücke, kennt es in sich selbst nicht einmal andere Theile. Der Soldat senkt seinen Blick und lies't am Piedestal in seiner eigenen Sprache die Worte:

„En présence du roi Louis Philippe I. cet obelisque, transporté de Louxor en France, a été posé sur ce piédestal par Mr. Lebas, ingénieur, aux applaudissements d'un peuple immense. 1836."

Da sieht er einen himmelhohen Haufen von Jahrhunderten, von Sesostris und Theben an bis zu Mehemed Ali und Luxor, weiterhin einen Haufen von brennendem Sand, dann einen Haufen von arabischen Armen, von Schweiß, von Choleraangst, unter denen sich der Obelisk langsam fortbewegt den Nil hinunter und über's Meer. Er sieht einen Haufen Gold, Millionen von Franken, die diesen Transport möglich machten, und die sechs Jahre, welche man dazu verwendete, — er sieht eine Masse von Stricken, durch die der Stein mühevoll, aber bedachtsam, auf seinen jetzigen Standpunkt fixirt wurde, — er sieht endlich die jubilirende Menge, die Zeuge dieser Begebenheit war. Die Temperatur seines Blutes steigt dabei schon bis auf 35 Grad. Er zieht

sein Taschentuch und wischt sich die Stirn. Es ist sehr heiß auf dem Place de la Concorde; aber vielleicht haben Manchem die Schläfe noch lauter hier geklopft als mir, zu jener Zeit, als er noch Place de la Révolution genannt wurde. Und mein Soldat weiht eine Thräne den unglücklichen Opfern, die hier unter der blutigen Guillotine fielen. Er sieht darunter einen gutherzigen König und eine schöne Königin, eine enthusiastische Charlotte Corday und eine Königsschwester, tausend Unschuldige und tausend Ungeheuer, — er sieht nahe an dreitausend blutende Gestalten hier, irrend und die Rachegötter anrufend. Place de la Concorde! wer sieht es deinem jetzigen schmeichelnden Gesichte an, daß du Solches duldetest? So wie du einst das Blutbad von Paris warst, so bist du jetzt seine strahlende Sonne. Der Gedanke an die Maratisten, Orleanisten, Dantonisten ꝛc. erfüllt das Auge des Soldaten mit Schrecken; er muß es von diesem Platze hinwegwenden. Er muß sich vier Augen zugleich anschaffen, denn er weiß nicht, nach welcher der vier schönen Aussichten, in deren Mitte er sich jetzt befindet, er vorzugsweise die Blicke richten soll. Mit einem Auge blickt er nach Osten hin durch die dunkle Allee des Tuilerieengartens hindurch bis auf den Palast des Bürgerkönigs mit seiner runden Kuppel und dreifarbigen Fahne, mit seinen Orangenalleeen, Granatenblüthen und weißen Statuen. Unser Kamerad sieht dahin und freut sich, daß sein König jetzt ziemlich sicher wohnt. Gegenüber im Westen fällt sein zweites Auge auf das großartige Monument des großen Napoleon,

hochthronend am äußersten Ende der beliebten Champs Elisées. Er dankt der jetzigen Regierung, daß sie die Asche dieses Helden so ehrt. Sein drittes Sehwerkzeug streift über den Pont de la Concorde bis nach der Chambre des Députés mit ihrem korinthischen Porticus, und er sieht auf dem Fronton Frankreich, umgeben von der Kunst, Industrie, Schifffahrt, dem Handel rc., den Herrscherinnen des Glücks. Deutlich erkennt er die kolossalen Statuen der Gerechtigkeit und Klugheit, die auf der Treppe zu beiden Seiten sitzen, so wie auch die Figuren von Sully, Colbert, de l'Hopital und d'Aguesseau im Vordergrund. Er verliert sich in Gedanken über die Größe seines Vaterlands; aber sein viertes Auge hat auch noch seine Speise zu holen, und dieß ist Himmels-Manna. Denn dieses Auge ruht auf dem Tempel der Madelaine und dessen ganzer prächtiger Façade. Welche Säulenpracht! Hier verliert sich unser Soldat in frommen Gedanken; denn da ist auf dem Fronton die reuige Gestalt der Madelaine zu den Füßen des Heilands, der ihr Vergebung und Gnade ertheilt. Aber alle diese ägyptischen, revolutionären, heldenmüthigen, königlichen, vaterländischen und frommen Träume haben doch unserem Freunde noch nicht gegeben, was er suchte, nämlich Kühlung. Am Ende wird er ungeduldig und denkt: „Ma foi! der ägyptische Stein ist ja ohne mich sicher genug; denn da sitzen sie ja rund umher die Repräsentanten der acht großen Städte Frankreichs mit ihren Mauerkronen auf dem Kopfe, — stattlich und mächtig anzusehen, sitzen sie je Zwei und Zwei in den vier Ecken des Platzes und haben alle

ihr Gesicht auf diesen Punkt gewendet. Sollte es dem schwerfälligen Block einfallen, davon zu laufen, oder sollte Jemand ihm das kleinste Leid anthun wollen, so würden schon diese Acht von ihren Pavillons herabsteigen und für ihn fechten." So denkt er noch —

Da naht die Rund'
Und ruft ihn ab zur guten Stund';
Trink' nun im kühlen Kämmerlein,
O welche Lust, Soldat zu sein!

Es giebt noch hundert andere Schildwachen in Paris, — wo giebt es deren mehr, die mehr oder weniger interessant und gefühlvoll sein mögen. Wer kann ihre Gedanken errathen, und wer giebt sich auch die Mühe? Man merkt meistens von ihnen nichts weiter, als daß sie auf ihrem Posten hin- und hergehen, beim Regen sich in ihr Häuschen verkriechen und bei Nacht, bis über die Ohren in ihre grauen Mäntel gehüllt, dastehen.

Stumm, gleich der Schildwache, ist der Facteur oder Briefträger und trägt auch, wie sie, eine sehr dunkle Uniform mit rothen Aufschlägen. Aber ungleich der Schildwache, ist der Facteur sehr schnell in seinen Bewegungen und beschreibt weite Kreise, mit seiner ledernen Tasche, die quer über die Schulter hängt. Es giebt für die Facteurs eigene Omnibusse, welche niedrig sind und dunkelgrün, beinahe schwarz von Farbe, ringsumher nur mit Gardinen ohne Fenster versehen. Diese Omnibusse führen die Aufschrift: „Service des facteurs. Administration des postes." Sie halten niemals an, sie gehen immerfort in schnellem Trabe, von dem Punkte an, von dem

sie ausfahren, bis zum Ende ihrer Reise. Der Facteur muß so, wenn sie an ihren verschiedenen Posten und Quartieren vorbeikommen, im Fluge herausspringen, um sich bei allen Portiers seiner willkommenen oder unwillkommenen Waare zu entledigen. Den Portiers ist er immer ein willkommener Gast, denn er giebt ihrer Neugierde Allerlei zu rathen auf. Sie studiren die Aufschriften und Postzeichen der Briefe und ziehen darnach ihre Vermuthungen auf verschiedene Verhältnisse ihrer Locataires.

Der Commissionair ist ein dritter, geräuschloser Straßenbewohner und mit dem Facteur gewissermaßen verwandt, denn er vertritt die Stelle der Eilpost und des Lastthiers zugleich. Er ist der Mercur aller heimlich schmachtenden Herzen, und sein Patentschild dient ihm statt der Flügel. Er ist der Fix und Fertig für alle diejenigen, welche keine Dutzende dienstbarer Geister um sich haben. Und vielleicht vollführt er alle Winke prompter und gewissenhafter selbst als mancher galonnirte Diener, obwohl er im Voraus seinen Lohn bekommt; denn der Commissionair ist eine ehrliche Haut. Wie kann dieß auch anders sein, da er gewöhnlich Savoyard von Geburt ist, wie so viele andere Pariser Dachlose. Ja, dachlos ist er für den Tag, wenn auch nicht zur Nacht, aber ein Rückenkissen hat er, kein gesticktes oder weiches, nein, es ist sein Crochet (eine Art Bahre oder Halter zum Tragen der schweren Waaren, z. B. der Koffer und Kasten), worauf er sich lehnt und sich sonnt, wie ein König der Welt in müssigen Augenblicken. Ganz einsam ist er dabei auch nicht,

denn es kommt wohl das Großkind des benachbarten Portiers und liebkoset ihn und springt um ihn herum, wie ein Hund um seinen Herrn. Ach, wie oft hat dieß mein Auge mit Entzücken vom Fenster aus gesehen. Jean verdient Liebesbeweise, da er so oft der Botschafter der Freude ist, Blumen, Bücher, Briefe und Grüße gehen durch seine Hand hin und her.

Es ist ein Wunder, wie schwer diese Männer tragen können auf ihrem Crochet, das sie auf den Rücken schwingen mit den schwersten Koffern, als sei es eine Feder. Manche versehen auch zugleich das Amt eines Decrotteurs, zu Dutzenden stehen sie an jeder Straßenecke.

Sie dienen zu gleicher Zeit als Wegweiser, denn natürlich müssen ihnen alle Wege und Stege in Paris genügend bekannt sein, und jeder Irrende hat sich nur mit einem freundlichen Worte an sie zu wenden, um sogleich in's rechte Gleis zu kommen.

Der Zahnauszieher al fresco.

„Avancez donc, Messieurs et Mesdames! Approchez! il ne coute rien!" so hörten wir in einer Straße der Banlieue rufen. Dazu erscholl ein Trommelwirbel, und wir sahen einen großen, wohlgekleideten Mann auf einem Tische stehen, mit Mund und Armen perorirend, um ihn her einen dichten Kreis von Zuhörern, vorzüglich Blaukittel, die seinen Tiraden mit offenem Munde zuhörten. Auf den offenen Mund der Leute hatte es unser Mann eben abgesehen, denn es war ein herumziehender

Zahnarzt. Hinter ihm stand sein Karren mit Wundermitteln und Instrumenten, in der Hand hatte er ein langes, schmuziges Papier als Certificat seiner wundervollen Curen, und auf seiner Zunge schwebte ein Redefluß, der alle Nachahmung überstieg. Zur Seite unseres Charlatans befand sich ein Tisch, auf dem ein Berg von Zähnen aller Größen lag; diese sollten als handgreiflicher Beweis seiner Berühmtheit und Kunst dienen. Aber wer beweis't uns, daß er sie nicht Pferden, Kühen und Schafen ausgerissen hatte? In der That, man versicherte mir, dieß sei sein „tour d'adresse.“

Doch das gilt gleich! Klas Avenstaken wurde König, nachdem er sich durch den Pfannenkuchenberg gegessen hatte. Derjenige aber, der uns auszurechnen vermöchte, was Alles über diese Tausende von Zähnen passirt sein mag und durch was sie sich Alles durchgefressen haben mögen, verdiente noch viel eher König zu werden, so viel ist gewiß. Wie sieht aber unser famöser Doctor Wunderlich aus? Wer eines Hogarth's Pinsel hätte, wer eines Hogarth's Kunst besäße, diese ganze Scene zu beschreiben! — Lang und mager ist er, seine Nase kühn gebogen, sein Schnurrbart hebt sich zu beiden Seiten in einer kecken Locke, seine Stimme schnarrt, sein Spitzrock ist zierlich nett und sein Hut flach, rund und grau. So lange er haranguirt, schweigt die große Trommel, welche eine Frau ihm zur Seite schlägt. Diese Kriegsmusik hat einen zweifachen Zweck zu erfüllen, nämlich die Leute herbeizurufen und das Wehegeschrei der armen Opfer zu übertönen.

Die Tugenden eines Pulvers von des Doctors Erfindung werden zuerst von ihm herausgestrichen; es kostet einen Frank, und dieß muß man nehmen, wenn man sich einer Operation, die umsonst geleistet wird, unterziehen will. Es hat große Wunderwirkungen gethan, unter Anderen eine Frau gerettet, „qui était abandonnée par quatre médecins, abandonnée par quatre médecins. Messieurs et dames, voilà le certificat, qui le témoigne, lisez, Messieurs et dames, est-ce que personne ne veut le prendre? Voilà prenez, Messieurs et dames, personne ne veut le lire?“

Endlich findet sich eine mitleidige Hand und ein williges Auge. Nun wird das Instrument aus dem Kasten hervorgesucht und zur Schau gestellt. Dieß wäre allein genug, um Jeden davon zu jagen, sollte man meinen. Doch ist dieß nicht der Fall. Da sitzt ja schon ein armer Teufel in blauem Gewande mit geschwollenen Backen und harret auf Erlösung von seiner Pein. Er kann aber lange warten; sein Zahn muß zuvor eine Rede aushalten, deren Gegenstand er selbst ist, die Natur seiner Krankheit muß explicirt werden. Ein halbes Dutzend Leute müssen hervorgerufen werden, damit die Kunst unseres Meisters wohl eingesehen und wohl verdaut werden möge. Ich wünschte herzlich, man möchte seiner Pein nun ein Ende machen.

Endlich wird das fatale Instrument angesetzt, die Trommel wirbelt, und zu gleicher Zeit stürzt ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, laut heulend und Trommel und Alles übertäubend, aus dem Kreise heraus, hält sei-

nen Kopf mit beiden Händen und läuft wie besessen davon. „C'est le fils de cet homme," hieß es. Er glaubte, daß es seinem Vater an's Leben gehe. Alle Welt lachte darüber, ich fand es aber nur tragikomisch. Was mir besonders an's Herz ging, war, daß der arme Leidende zwei Mal die Tortur aushalten mußte, denn der erste Versuch war verfehlt; ein neuer wurde gemacht, und als der Zahn wirklich heraus war, und das ganze Publicum sich durch seine Besichtigung befriedigt fühlte — (er ging von Hand zu Hand) — wurde zur guten Letzt dem geduldigen Opfer ein Glas kaltes Wasser, das man aus dem nächsten Hause geholt, zum Ausspülen gereicht.

Der Mann nahm sein Pulver mit sauerer Miene und legte seinen Frank auf den Tisch. Ein anderes blasses Gesicht kam darauf an den Tanz, und nachher gewiß wieder ein anderes und noch ein anderes.

Noch einige andere Straßenbewohner und Straßenangelegenheiten.

Unzählig ist die Heerde derjenigen Leute in Paris, die ihr Gewerb und Handwerk draußen im Freien treiben. So manche Dinge, welche in anderen Städten im Hause oder doch wenigstens im Hofe des Hauses abgemacht werden, verrichtet man hier auf dem gemeinschaftlichen Straßenpflaster, ohne daß dieß, trotz dem Volksgedränge, im Geringsten die Vorübergehenden zu stören scheint. Im Winter zersägt und zerhackt man z. B. Holz an allen Orten, im Frühling sieht man an manchen Plätzen Leute sich breit machen, um die Matratzen

verschiedener Bewohner umzustopfen, der Kesselflicker bietet allenthalben seine verbindende und heilende Kunst an und läßt sich vor der Wohnung, wo er zu thun findet, häuslich nieder, macht sein Feuer an, schmelzt sein Zinn u. s. w., kurz er thut gerade so, als ob jene Stelle des Trottoirs für ihn ganz besonders gemacht und das Stück Himmel über ihm als sein eigentliches Dach anzusehen sei. Kurz, wem es einfällt, der baut sich seinen Laden ex tempore mitten auf's Straßenpflaster. Dazu braucht's nicht viel. Ein Laken wird auf dem Trottoir ausgebreitet, worauf die verschiedenen Gegenstände aufgestellt werden, die gewöhnlich gleich reißenden Abgang finden. Dort stellt Jemand zwei große Kupferstiche an die Wand und bietet sie feil. Hier bedeckt ein Anderer mit seinen großen Landkarten das Pflaster, damit die Füße der Vorübergehenden dabei stehen bleiben. Der kleinen Karren, auf welchen Spielsachen oder unzählige andere Kleinigkeiten „à cinq sous la pièce" herumgeschoben werden, giebt es zu Tausenden. Man geht durch das Getümmel der Rue Richelieu, plötzlich wird man umringt und verfolgt von Männern und Frauen, welche die feinste Chocolate ausbieten, indem sie rufen: „à 24 sous le livre, goûtez, Madame, s'il vous plaît, je ne vous prendrai pas d'argent pour cela." In solchen Fällen ist denn oft der Grund vorhanden, daß ein Haus Bankerott gemacht und seine Waare en masse wohlfeil weggegeben hat.

Auctionen aller Arten sieht man ganz unter freiem Himmel abhalten, der Ort gilt den Leuten gleich. Messer und Gabeln, Leuchter und andere Kupfer-, Blech- und

Eisensachen habe ich mitten in den Champs Elisées am Rond point auf der Erde liegen sehen zur Versteigerung. Oft ist es rührend, zu sehen, auf welch geringe Gegenstände solch eine Auction sich beschränkt, und man denkt, die Verkäufer müssen das Geld sehr nöthig haben. Dieß beweist ihr Eifer auch genugsam. Noch auffallender ist es, wenn ein einzelner Gegenstand, ein Bild, ein alter Helm oder Schild, den Vorübergehenden zur Lockung vorgehalten wird. Ich habe einen Mann mit einem Strohhute in der Hand herumlaufen sehen und rufen hören: „Chapeaux à vendre!" Die Verkäufer von unächten Uhrketten und zierlichen Tuchnadeln, die man vorzüglich auf den Brücken sieht, haben immer einen Schwarm von Schau- und Kauflustigen um sich, denn wer wollte ohne Uhrkette sein in Paris? Der „simple bourgeois" macht sich so breit damit, daß er sie über Cravatte und Weste hängend trägt, damit auch kein Gliedchen davon verborgen sei. Schnürbänder flattern auf hohen Stöcken wie Fahnen. Kleine „Soeurs de Charité," zu Nadelkissen bestimmt, werden, in Reihe und Glied auf einem Bretchen stehend, allenthalben feilgeboten.

Die Pâtissiers haben überall ihren Tisch ausgesetzt und schneiden lustig von ihrer Galette und anderer appetitlicher Waare ab. Die Verkäuferinnen der „gâteaux de Nanterre" haben ihre Station vorzüglich am Eingange der Tuilerieen, denn hinein in die Thore darf Niemand mit großen Paqueten und Körben beladen kommen. Da stehen sie aber in großer Anzahl mit ihren breternen Präsentirtellern, auf denen die safrangelben Kuchen sehr

einladend liegen. „Gâteaux de Nanterre, tout chauds!“ ist ihr Gruß für jeden Vorübergehenden, und Viele beantworten ihn auf die gewünschte Weise. Um sich vor der Sonne zu bewahren, die auf der kahlen Place de la Concorde, wo sie in größter Menge am Eingangsthore des Tuilerieengartens stehen, tragen diese Kuchenverkäuferinnen immer einen papierenen Schutz vor ihren Hauben; dieß giebt ihnen ein sonderbares Ansehen. Von den Tischen mit Sucre d'orge, das, roth, weiß und gelb, in zierlichen Haufen daliegt, will ich gar nicht sprechen.

Die Marchands de coco, mit ihrer ewig fließenden süßen Quelle, klingeln sich durch alle volkreichen Gassen und Plätze; auf den Boulevards, in den Champs Elisées, im Bois de Boulogne, im Bois de Vincennes, da ist im Sommer ihr vornehmstes Revier, und da stürzt ihnen der Strom der Durstigen am reißendsten entgegen. Um einen Sou verkaufen sie das Glas. Im Winter hat man diesen Traiteur ambulant nicht nöthig, da duftet's von Bratäpfeln in allen Gassen; die sind hinreichend für den Winterdurst und wärmend zugleich. Viele fleißige Hände sieht man die geborstenen zischenden Aepfel auf den kleinen Oefen mit der Gabel umwenden, und diese Oefen stehen entweder in eigenen kleinen Läden oder Winkeln, oder sie sind beim Epicier oder in sonst einem Laden der Art angebracht.

Der Marronnier ist einer der eifrigsten Geschäftsmänner im Winter. Mit seiner schwärzlichen Schürze angethan, steht er vor seinem Ofen, rührt die Kastanien um, die auf einer durchlöcherten Platte liegen, öff-

net jeden Augenblick die Ofenthür, um das Feuer zu schüren und langt darauf eine der Papierdüten herunter, die immer an der Wand bereit hängen, um damit seinen Kunden zu dienen. Gewöhnlich occupirt der Marronnier eine kleine Ecke vorn an der Thür des Marchand de vin. Er ist besser daran als mancher andere Arbeiter, denn er kann seine Hände immer warm halten bei seinem Geschäft, und großmüthig giebt er noch dazu jedem Vorübergehenden einen erwärmenden Anblick und Gedanken umsonst.

Die geschäftigste Stunde der Kastanienröster ist gegen Abend, zur Zeit des Diner. Da müssen sie alle Desserts versorgen mit ihrer heißen Waare. Denn die Kastanien sind eine Lieblingsspeise der Pariser.

„Ma pratique, décrottez vos bottes," so ruft der Décrotteur oder Schuhputzer, indem er mit der Bürste dazu auf seinen Kasten oder „sellette" klopft. Auf dieser Sellette ist die erhöhte Form einer Sohle von Eisen angebracht. Darauf setzt der Kunde seinen Fuß, und die Bürste fliegt. Nur zu gern bückt sich der Decrotteur vor allen schmuzigen Füßen, nur zu willkommen ist ihm ein ächter glitschiger Pariser Schmuztag. Jeder findet seinen Vortheil bei den verschiedenen Launen des Wetters, und darum ist es ein Segen des Himmels, daß es in Paris nicht immer Sonnenschein giebt. Die Gebete des Fiacre und Parapluie-Mannes um Regen, die Seufzer der Stuhlvermietherinnen im Freien nach trockenem Wetter, die Wünsche des Marchand de vin für Kälte, sie werden jeder zu seiner Zeit besonders erhört.

Und von allen diesen Frescoarbeitern, die ich kenne, macht Niemand von dem ihm bestimmten Glückstage solch eifrigen Gebrauch, als die Loueuse de chaise. Sie kommt mir immer vor, wie ein gieriger Habicht, der eilenden Flugs auf seinen Raub herabschießt. Ja, wahre Adleraugen haben sie, diese Frauen. Wie sie im Augenblick den neuen Ankömmling mitten im dicksten Gedränge des Tuilerieengartens zu erspähen wissen, ist mir immer ein Wunder gewesen. Sie müssen die Farben unterscheiden durch Instinct; kein Shawl, keine Feder, keine Blume entgeht ihrer Scharfsichtigkeit. „Votre chaise, Madame, s'il vous plaît.“ Bei den Messieurs, deren Costüm so uniform ist, hilft ihnen nun jenes scharfe Auge nicht, da müssen sie schon ihren Lavater zu Hilfe nehmen, denn ganz gewiß, wenn sie den nicht studirt hätten, so könnten sie mancher zwei Sous verlustig werden, und das könnte eine Stuhlvermietherin nie verschmerzen. Sie ist die personificirte Habsucht. Sie möchte, daß ihre große Tasche die Mündung aller Geldflüsse der Welt werden könnte. Mit einer unglaublichen Hast sammelt sie, schickt ihre umsichtigen Blicke über die Menge, als wolle sie das Dichten und Trachten aller Herzen durchforschen. Ja, das einsamste, verborgenste Paar in der fernsten Allee entschlüpft ihr nicht.

Niemand auch wünscht sich dieser geringen Abgabe zu entheben. Denn was sind zwei Sous gegen den Vortheil, trocken und bequem im Freien zu sitzen? Diese kleinen Strohstühle sind zwar die einfachsten Sitze von der Welt, aber den steinernen Bänken und hölzernen

Sesseln doch bei weitem vorzuziehen. Was würden die sitzlustigen und sitzbedürftigen Pariser in ihren öffentlichen Gärten thun, ohne die Erfindung dieses Stühlchens? Zum Sitz, zum Fußschemel, zum Tisch dient er ihnen, Ottomanen und Sophas bauen sie sich daraus zurecht und ganze kleine Zimmer. Denn man kann so viele nehmen, als man will, darin sind die Stuhlvermietherinnen generös.

In der Kirche freilich, da ist man immer nur auf zwei beschränkt, einen niedrigen zum Knieen und einen höheren zum Sitzen, und für diese bezahlt man die Summe von drei Sous, ausgenommen an großen Festtagen oder bei den Conférences der beiden Abbés, Monseigneur de Ravignan und Lacordaire, wo die Taxe um einen Sou steigt. Diese Taxe ist vielleicht nicht sehr liberal, und dazu nicht die einzige, die die Kirche verlangt. Es kommt noch der Suisse mit seinem: „Pour l'entretien de l'église, s'il vous plaît“ hinzu, und zu Zeiten andere Entretiens außerdem. In der Kirche hat die Stuhlvermietherin vielleicht ein schwereres Amt auszuüben als im Freien. Zur Sylphide muß sie ihren Körper zusammenschmelzen, um durch die dichtgedrängten, unordentlichen Reihen sich durchzudrängen. Doch thut sie dieß mit einer Leichtigkeit, die bewundernswerth ist, und sie wechselt die Franks und Zehnsousstücke mit einer Gewandtheit und Genauigkeit, daß man sie für den ersten Rechnenmeister halten muß; in die eine ihrer großen Taschen steckt sie das Silber, in die andere das Kupfer.

Die Kirche der Madelaine hat den Vorzug, daß man gleich beim Eintritte diese Stuhlabgabe bezahlt, da sich in ihr keine Nebenschiffe und unzählige Nebenthüren befinden, und so diese wichtige Sache einfacher abgethan werden kann.

Dieses Stuhlvermiethen ist ein sehr einträgliches Geschäft, besonders soll in den großen Kirchen an Festtagen die Einnahme oft bis zu einer bedeutenden Summe steigen. Am bedeutendsten ist sie wohl zur Zeit des Careme, wo der Abbé de Ravignan in Notre-Dame seine Conferenzen hält, und um Weihnachten, wo der Abbé Lacordaire in derselben Kirche predigt. Dieses sind ein Paar Prediger à la mode, und sie haben einen unglaublich großen Zulauf. Die Scene, welche am Morgen vor einer solchen Conferenz in Notre-Dame vorgeht, ist nicht uninteressant, wenn auch nicht sehr erfreulich, da das liebe Ich darin die Hauptrolle spielt und sich sehr unchristlicher Weise keinen Fingerbreit Platz nehmen lassen will. Es bezieht sich dieses auf die Stühle. Der Monseigneur de Ravignan predigt um zwei Uhr Mittags für die Damen und am Abend für die Herren. Ich ging in der heiligen Woche zwei Stunden vor dem Anfange der Predigt nach Notre-Dame, fand es aber schon kaum mehr möglich, noch einen Stuhl zu bekommen. Alles war besetzt, und die noch leeren Stühle fanden wir umgestülpt, den Kniestuhl auf den Sitzstuhl gelegt, und von Bedienten und Bonnen bewacht. Um sechs oder sieben Uhr Morgens schicken schon die Damen ihre Bedienten hin, um sich die besten Plätze zu sichern. Sie selbst

kommen dann wenige Minuten vor der Predigt, die um zwei Uhr erst anfängt, und stören alle die an den Seiten ringsumher Sitzenden durch ihr Vordrängen in die Mitte. Denn die, welche keinen Bedienten zu schicken haben, müssen zufrieden sein mit dem, was sie finden. Zu diesen gehörten meine Freundinnen und ich. Wir nahmen mit einem Pfeiler hinter der Kanzel fürlieb. Aber es war uns unmöglich, auch nur einen Augenblick ruhig dem Lesen zu widmen. Unaufhörlich wurden wir gestört und genöthigt, entweder aufzustehen, um Jemand vor uns vorbei passiren zu lassen, oder gar hinter unserem Rücken her auf unserem Sitz den Dämchen einen Raum zum Uebersteigen zu gönnen. „Excusez, Madame, prenez garde que je vous marche sur les pieds." Das ist noch ein ziemlich höfliches Wort. Aber nicht weit von mir liest ein vornehmer Bedienter einer jungen Dame die Leviten, weil sie versucht hat, einen der sechs Stühle, die er bewacht, weiter vorzuschieben: „Je ne la laisserai pas avancer d'un pouce. Ce n'est pas à six pouces plus près que l'on entend mieux. Encore si vous n'aviez pas assez de place. Les personnes qui sont ici depuis six heures du matin doivent bien avoir les meilleures places." — Indeß hörte eine meiner Nachbarinnen nicht auf zu brummen über diese Ungerechtigkeit, von so früh Morgens an Plätze zurückzubehalten. Sie drohte mit einer Beschwerde beim Curé. Der Kirchendiener hat fortwährend zu beschwichtigen und zu besänftigen und Stühle zurecht zu setzen. „Toute la semaine c'est comme cela, depuis cinq heures du matin

jusqu'à neuf heures du soir," sagte er zu einer Dame, und zu einer anderen: „Pourquoi n'avez-vous pas envoyé votre domestique à six heures du matin? Vous auriez eu une bonne place. Je ne peux pas faire autrement." Und zu noch einer Anderen sprach er: „Tenez, si vous vouliez vous mettre ici derrière la chaire, vous entendriez très-bien. Vous ne tenez pas à être au milieu du monde, vous êtes raisonnable."

Wie reckt jede Neuangekommene ihren Hals, wie schnell erspäht sie vom äußersten Ende aus jeden leeren Stuhl in der Mitte, und nichts, kein Hinderniß, keine Rücksicht, hält sie ab, darauf hinzusteuern. Rings um das mittlere Schiff herum klimpern die Stuhlvermietherinnen mit ihrem Gelde.

Nie hatte ich eine so unangenehme, unruhige Scene in einer Kirche gesehen. Dazwischen klingelte das Meßglöcklein vom fernen Altar, und viele fromme Seelen folgten der Messe mit Andacht, so gut wie möglich. Andere verwandten kein Auge von ihrer „Retraite spirituelle." So heißen die Bücher, welche sie zur Vorbereitung der heiligen Ostercommunion lesen, und „être en retraite" heißt die Handlung des Vorbereitens.

Natürlich wurde Alles mäuschenstill, sobald der verehrte Abbé seinen beredten Mund aufthat.

Wenn man die ganze Masse der Strohstühlchen, die sich in Paris in allen Kirchen, in den Champs Elisées, im Tuilerieengarten, im Luxemburggarten, vor den Cafés der Boulevards und des Bois de Boulogne, im Palais royal, auf der Place royale, im Jardin des Plantes und

an allen anderen öffentlichen Orten befinden, — wenn man alle diese Stühle aufeinander setzen wollte, so ließe sich davon ein zweiter Thurm von Babel bauen, aber dießmal bis zu Ende, denn an Sprachverwirrung ist man in Paris gewöhnt.

Doch wohin haben wir uns verloren? In die Kirche, und von dieser in die Himmelsräume. Wir waren doch keineswegs zu sehr frommen Ideeen gestimmt worden inmitten dieses Getümmels von Flaneurs, von Gamins, von Wasserträgern und Marktschreiern, inmitten dieser Menge von Kartoffelbratern, Beignetsbäckern und Aepfelröstern?

Die Stuhlvermiethesin hat uns irre geleitet, wir haben uns in dem Labyrinthe von Stühlen verloren und sind jetzt zu erschöpft, um noch von einem der Modelle, die mit langem, weißen Barte und ehrwürdigem Haupte umherschleichen, eine Skizze zu nehmen, — um dem Gesange jener Alsacienne zuzuhören, oder der Gruppe des Geschichtenerzählers uns zuzugesellen, oder dem Reimschmid ein williges Ohr zu leihen:

„Que l'on est farcé dans ce monde!
L'un est joyeux et l'autre gronde.“

Wir müssen die Regimenter der Balayeurs und Balayeuses — in deren Formen sich die menschliche Natur nicht in ihrer höchsten Anmuth zeigt — ignoriren, und können dieß um so leichter, da sie selten bei Tage erscheinen. Ihr Geschäft wird immer ganz früh Morgens abgemacht, ausgenommen an besonders schmuzigen Tagen, wo sie sich auch später noch einmal in Reihe

und Glied stellen. Auch bei den Egouliers, die oft so mysteriös mit bepanzerten Beinen aus ihrer Tiefe inmitten der Straße heraufsteigen, dürfen wir uns nicht aufhalten; ebenso wenig bei dem Hundefellabzieher und Katzenohrenabschneider des Pont neuf. Denn mir fängt an zu grauen vor dem Schweife dieser guten Leute, er wird immer bunter, länger und länger dehnt er sich aus. Ist aber Paris nicht voll von Schweifen? Statt vom Diable à Paris zu sprechen, sollte man lieber sagen, daß ein ganzes Heer von Teufeln sich über die Stadt gelagert habe und seine Abzeichen, die Schwänze, dort zurückgelassen. Vor jedem Theater, jedem Opernhause, jedem Maskenballe spuken jene schwarzen Geister herum, ja heute hatte einer sich gar bis vor eine Kirche verloren. Doch diese Queues erfordern ein besonderes Kapitel.

Die Queue.

An den meisten Schweifen ist etwas Bewundernswerthes. Der Schweif eines Kometen, ach wer wüßte nicht gern, woraus er gewoben! Der Schweif des Pferdes, welch' eine Zier, und wie hat sich die Kunst bemüht, ihm verschiedene Formen zu geben! Der Schwanz des Bibers, was wäre ohne ihn dieser älteste Architekt! La queue einer Hofdame, wie sie ihr stolzes Ich in's Unendliche verlängert! Der Schwanz eines Pfaues, ist er nicht eine Federsonne? O'Connell, was wärest du ohne deinen Schweif! Konnte Herr Reinecke die Schmach ertragen, seinen Schwanz in der Falle gelassen zu haben?

Und der Hund, wenn er ein böses Gewissen hat, verbirgt er nicht gleich diese Fahne der Freiheit? Er fühlt, daß er das Feld verloren hat. Nun denkt an das gespannte Segel, an die kühnen Flügel, die der Schweif des Eichhörnchens entfaltet, an Albions wilde Jagden, um des Fuchsschwanzes willen! Nun erschreckt vor dem Gewichte des Fettschwanzes der Schafe in Sibirien! Nun bewundert das Flitterwerk des Papierdrachenschwanzes, wie er die blauen Lüfte durchkreiset!

Da haben wir einen Nimbus von Licht, Kraft, Schönheit, Länge, Breite, Schwere, Sammet, Elasticität, Würde, Hoheit, um unsere Queue herum, der uns die Augen verblendet, der Paradiesvögel- und Straußenschwänze nicht zu gedenken. Ausnahmen beweisen die Regel. Ich kenne eine Queue, die von allen oben gepriesenen Eigenschaften nichts hat, welche nichts darbietet als Langeweile, Staub und müde Beine. Das ist die Queue vor Franconi's Circus oder den Schauspielhäusern in Paris, oder vor den Kirchen, wenn es irgend eine interessante Scene oder ein Trauerspiel dort giebt.

Dieß Letztere war es, was heute eine lange Queue vor der kürzlich fertig gewordenen St. Ferdinands-Kapelle herangezogen hatte. Es war der letzte Tag, wo man sie dem Publicum zeigte, und daher ein solcher Zufluß von Stadt und Land, daß die Queue vom Eingange der Kapelle bis an's Ende der Rue de la Révolte und um die Ecke herum eine gute Strecke in die Route de Neuilly reichte. Ein Herr, der uns begegnete, sagte: „C'est en vain, d'essayer d'y entrer, ça

va jusqu'à St. Denis." Das war freilich eine kleine Uebertreibung. Wer aber Geduld hat und dazu eine tiefe Verehrung für das Andenken des verstorbenen Herzogs von Orleans hegt, der stellt sich mit seinem Begleiter ruhig an's Ende hin und schiebt sich so allgemach weiter.

Ist diese Bewegung den Wellen des Meeres, die sich aufeinander thürmen, vergleichbar, oder dem wallenden Federbusch, oder der flatternden Fahne? Du tout! du tout! Das Einzige, womit man sie vergleichen könnte, ist der Sand, wie er sich, wenn man ihn oben in Bewegung setzt, langsam von einem Abhange hinunterschiebt. Dazu ist auch zwischen der Queue viel Sand und Staub im Umlaufe. Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß sind überall postirt, um die Ordnung aufrecht zu halten, damit Alles Zwei und Zwei gehe, damit die Letztgekommenen sich immer ganz an's Ende stellen und Niemand sich anmaßen möge, in die Mitte sich hineinzudrängen.

Diese Ordnung der Queues in Paris ist bewundernswerth, fast so bewundernswerth, wie das System der Federn in einem Vogelschwanze, von denen eine über der anderen liegt, oder das der Schuppen an einem Fische.

Unzählige Beine hat diese Queue in Bewegung gesetzt, die sonst nicht zu ihr gehören, man denkt an den elektrisirenden Schlag des Zitteraals. Eine Menge bringt sogleich Bedürfnisse herbei, besonders eine Menge, deren Geduld geprüft wird. Da hat der Geist gegen die Langeweile, der Magen gegen den Hunger und Durst zu kämpfen. Für die Befriedigung alles dessen

ist in Paris immer gesorgt. So wird also die Stelle, welche von den Thränen einer königlichen Mutter benetzt wurde, zum Marktplatze. „Voici la description complète de l'intérieur et de l'extérieur de la Chapelle St. Ferdinand, avec tous les objets d'art qu'elle contient etc. pour deux sous,“ hört man alle zwei Minuten vor seinem Ohre vorübergleiten. Diese Katalogverkäufer schonen ihre Kehlen nicht und finden auch großen Absatz, denn jeder will im Voraus sich von dem, was seine Augen schauen sollen, etwas unterrichten.

„Voilà des gaufres!“ ruft ein Knabe mit weißer Schürze. Er trägt einen Thurm von Waffeln mit der Zuckerdose daneben.

„Deux liards, deux pour un sous!“ ruft die Frau mit ihrer Karre voll Echaudés. Die Bouquetiere fehlt auch hier nicht. Sie bekommt manchen Wink, denn ihre Baumnelken sind nicht allein willkommen ihrer Farbenpracht wegen, sondern den Geruchsnerven vorzüglich nothwendig, denn dicht hinter uns steht ein Blousenmann. Kleine Medaillen werden uns angeboten, mit dem Portrait des Herzogs auf der einen und der Kapelle von Dreux auf der anderen Seite. „Appuyez à gauche, Messieurs!“ so ruft die Stimme des Gensdarmen dazwischen. Ein Anderer nimmt eine Frau ziemlich sanft beim Arm und zieht sie aus dem Strome. „Elle a voulu se faufiler là,“ sagt man untereinander. Versucht wird dieß Eindringen sehr selten und niemals gelitten.

„Patience, nous approchons, nous approchons,“ rief tröstend vor uns ein kleiner Herr mit einem falschen

Nasenrücken; diese Nase war sehr künstlich nachgeahmt, vorzüglich die dunkle Schattirung der Farbe, die dem unteren natürlichen Nasentheil eigen war; aus was für einer Substanz das Kunstwerk bestand, konnte ich nicht errathen, wohl aber bemerkte ich, daß sie an den Seiten mit Silber schmal eingefaßt und unter dem ehrwürdigen Scheitel befestigt war. Dieser Theil der Nase wurde von einem feindlichen Soldaten wahrscheinlich für eine Festungsbrücke angesehen, denn mein kleiner Herr schwatzte viel von der großen Revolution. Er hatte die ganze Kriegsgeschichte an den Fingern und unterrichtete seinen Nachbar, daß diese Rue de la Révolte ihren Namen hat, „puisque en 1789 tous les événements de la grande révolution eurent lieu ici.“ Dieß mochte nun seine Privatmeinung sein; aber er konnte sich irren, wie die Engländer sagen. „Nous avons bien encore 12 minutes,“ bemerkte mein Blousenmann hinter uns. Dieser hatte sich viel Mühe gegeben, seiner Ehehälfte alle die Umstände des traurigen Ereignisses, das Anlaß zu Erbauung der Kapelle, wohin wir wollten, gegeben, zu wiederholen. „Voici la porte, par où on a fait entrer le corps, qui était suivi par toute la famille royale à pied jusqu'au château de Neuilly,“ so sagte er, auf den ersten Eingang zum Park von Neuilly weisend. Die Königin hatte die Kraft, bis dahin zu gehen, aber eben beim Eintritte in diese Pforte wurde sie ohnmächtig. „Voilà la place où il a tombé,“ man kann sich immer noch nicht davon überzeugen, daß die Parze sich hier nicht geirrt haben sollte. Laßt unsere Gedanken stille

stehen vor dieser heiligen Stätte, zwischen dem heiteren Landhause eines reichen Lords und dem Laden eines einfachen Gewürzkrämers.. Der letztere ward durch eine der unbegreiflichen Schickungen der Vorsehung des Vorzugs gewürdigt, die letzten Athemzüge eines reichbegabten Thronerben und die Thränen einer verzweifelnden Königsfamilie aufnehmen zu dürfen. Und dieser Todtenhauch und dieses Schluchzen und die Worte des Priesters waren der Zauberstab, der aus dem Platze des lärmenden Gewerbes, der interessirten Geschäftigkeit, eine Stätte der Ruhe, der selbstvergessenen Trauer machte, wie nicht selten ein unbedeutend scheinender Umstand plötzlich aus einem Kinde der Welt einen Gott ergebenen Menschen macht.

„Voilà donc le bâtiment pour lequel vous avez fait cinq lieues pour le voir,“ sagte mein Blousenmann mit ziemlicher Heiterkeit zu meinem Nachbar. Also standen wir nun vor der Kapelle des heiligen Ferdinand. Vor den Pforten derselben sah es noch viel jahrmarktmäßiger aus. Kuchenbuden waren dort errichtet, und selbst ein Rouge et noir fehlte nicht. Unbegreiflicher Widerspruchsinn der Pariser! Dreifarbige Fahnen mit der Inschrift: „Vive la liberté!“ werden zum Verkauf ausgeboten. Sollte dieß die Freiheit der Kinder Gottes bedeuten, zu welcher der Prinz vielleicht schon gelangt war?

Viele Leute waren von der anderen Seite her bei der Kapelle vorgefahren, durften aber nicht geradesweges eintreten, sondern mußten den ganzen Weg zurück bis an das Ende der Queue gehen. So streng werden hier die Gesetze der Queue gehalten.

Die Invaliden indeß haben bei manchen Gelegenheiten Vorrechte. So auch hier. Einer kam mit einer alten blinden Dame im Arm und wollte diese mit sich vor der Queue vorbei in die Kapelle schmuggeln. Sie trug sehr sentimental einen Blumenstrauß in der Hand. Aber ein Gensdarm verwehrte ihr den Eintritt und sagte, indem er sie am Arme zurückhielt, zum Invaliden: „Ce n'est pas le temps pour faire le galant, Monsieur.“ Die Alte blieb an den Baum gelehnt zurück, welcher Platz für ihre todten Augen gewiß ein eben so genußreicher war wie jeder andere.

Wir hatten nun in weniger als fünf Minuten, denn längere Zeit ward uns nicht bewilligt, die Runde in der kleinen Kapelle gemacht und traten ohne den Zwang einer Queue unseren Rückweg etwas schneller an. Noch immer rollte die Masse phlegmatisch weiter. Welch' eine Pilgerschaar! ja, wir ehren die Todten mehr als die Lebendigen. Wer wollte nicht todt sein! Statt der Gebetbücher tragen die Pilgrimme ihre rothen und blauen Kataloge in der Hand, welche sie eifrig studiren.

So viel Leben und Marktgeschrei begleitet nun freilich nicht jede Queue, aber das nämliche System gilt bei allen.

Schluß.

So sind die Straßen von Paris eine belebte Bühne; wir haben nur einen kleinen Theil ihrer Schauspieler an uns vorübergehen lassen, wir sind nur flüchtig an all' den verschiedenen Scenen vorbeigestreift. Aber diese

wenigen haben uns deutlich gezeigt, daß Paris sich schon gegen den südlichen Himmel neigt. Der Norden ist ein harter Mann und boxt die Leute in die Ofenecke hinein, da kauern sie sich nieder und brüten, ungestört von der Außenwelt, ihre Gedanken und Projecte aus, aber die Bilderwelt bleibt dahinter. — Die südliche Sonne dagegen lockt Alles in's Freie; sie malt die Geistesblüthen mit kräftigeren Farben, sie erlaubt der Phantasie ihre Schwingen zu entfalten. Die Form muß Raum haben, das Bild erfordert Licht, aber der Geist kann noch in der finsteren Enge weilen und schaffen.

So lebt im freundlichen Süden die Kunst; so schöpfen wir das Mark, die Tiefe der Gedanken im ernsten Norden. Der Geist ist nackt, es friert ihn, er verkriecht sich, er wird oft scheu. Warmes Blut rieselt der Phantasie durch alle Adern, und sie wandelt frei und ungehindert in den Straßen umher.

Summa Summarum, die südlichen Städte sind malerischer als die nördlichen. Paris ist als ein Mittelding zwischen beiden anzusehen.

Die tanzenden Pariser.

Le Bal masqué in der großen Oper.

Ein großer Theil der Pariser tanzt das ganze Jahr hindurch, im Winter auf den Maskenbällen der großen Oper und der komischen Oper, im Sommer in der Chaumière, auf dem Bal Mabille, auf Ranelagh, im Thale von Montmorenci u. s. w. Am leidenschaftlichsten tanzt man in der Fastenzeit, und hier finden wir auf dem großen Opernballe nicht allein den ausgelassenen Etudiant und Elève de l'Ecole polytechnique, sondern auch viele junge Leute aus den höheren Klassen im Narren-costüm. Die, welche hier den Cancan unter ihrer Würde halten, amüsiren sich in dem Foyer, dem Reiche der Dominos, eben so gut auf ihre Weise und leiten den Tanz der Intrigue auf eine eben so tolle Art.

Zwar Schatten sind es nur, diese dunklen, seidenen, verhüllten Dominos, die sich hier bewegen; doch nicht mehr heißt es ein Schattenspiel an der Wand! Heraus-getreten sind sie aus der Wand, aufgerafft haben sie sich von der Erde, diese Schatten. Und was Wunder

nun, daß sie, endlich einmal losgelassen und frei, vor Lust ganz ihren Kopf verloren haben! Was Wunder, daß sie sich Alles erlauben, obgleich es nur weibliche Schatten sind! Die Frauen erscheinen hier nämlich nur in Dominos, die Männer sind unmaskirt und in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Nicht weil sie die Herren der Schöpfung sind und die Anderen ihre Sclaven, denn hier ist es umgekehrt, — sie sind die Opfer, und die Frauen herrschen.

Ich hörte einst einen Irländer den Witz machen: „Wie sonderbar wäre es doch, wenn Adam von dem Apfel, den Eva ihm anbot, nicht gegessen hätte und folglich nicht bestraft worden wäre; wir würden dann alle Frauen gleich Schatten an uns vorüberziehen sehen, während wir unschuldig und unsterblich geblieben wären." Nun so etwas mag hier vorgehen; denn die Männer erscheinen hier wie Lämmer im Vergleich mit den Frauen, die ganz ihre angeborene Bescheidenheit verläugnen. Strict logisch reden sie Jeden, wie die Quäker, mit „Du" an, und wie bei den Nonnen gelten hier nur die Vornamen. „Ah, voilà Adolphe! mon ami, tu me parais triste." Sie nimmt ihn unter den Arm und ist auch sogleich im schwarzen Gewühl mit ihm verschwunden.

Der Glückliche! Dort sitzt ein Anderer, nicht minder Lion wie Jener, und sucht und sucht; alle Evaschatten gleiten an ihm vorüber, sie sind von keiner Substanz, man kann sie also nicht fassen. Er läuft und läuft, unser Peter Schlemihl. Wer ist der Teufel, der ihm

sein zweites Ich, seinen Schatten, genommen hat! Ja nun verstehe ich, warum Peter Schlemihl einen Schatten mit seiner Seele bezahlen mußte. Es giebt kostbare Schatten, unentbehrliche Schatten. Aber noch hat unser Mann seine Seele. Ein Glück, daß unsere Schatten reden gelernt haben, wie im Tartarus, sie können auf die Frage: „Est ce toi?“ antworten. Indeß beklagen sie sich nicht, wie jene gegen den Ulysses, denn statt des finsteren Pluto beherrscht sie der heitere Gott Komus, und als seine Unterthanen haben sie das Recht, allerlei Extravaganzen zu begehen. Wer hat zum Beispiel je einen Schatten seinem Gegenstande nachlaufen, seinen Gegenstand suchen sehen, da der letztere Ursache des ersteren und sein Herrscher ist? Dieß übertrifft Peter Schlemihl. Wer hat je einen Schatten zärtlich und zuvorkommend gesehen, da er sonst nur die Fähigkeit der treuesten und promptesten Nachahmung hat?

Was wurde mir neulich citirt? „L'homme n'est que le songe d'une ombre.“ Nun Träume sind Schäume. Also kann der Schatten mit seinem Traume machen, was er will. Ueberhaupt, wie kann man von einem Schatten Savoir-vivre verlangen, da er sein ganzes Leben lang an den Wänden und auf der Erde herumkriecht? Ungemein zärtlich sind sie daher, diese Schatten, vertraulich ohne Gleichen, naseweis wie keine, sie flüstern dem ersten Beßten etwas in's Ohr, sprechen von seinen Familienangelegenheiten so laut, daß Jeder es hören kann, und machen sich nichts daraus, wenn ein ganzer Kreis von Zuhörern um sie herumsteht. Da sitzt so ein

weibliches Phänomen hoch auf dem Fensterkissen. Perorirend wie eine Prophetin, sagt die Dame Jedem etwas. Man hört ihre Stimme weithin schallen.

Doch halt! es haben sich auch einige rosenrothe und weiße oder bläuliche Schatten mit eingeschlichen. Sie müssen wohl von einem anderen Stern heruntergefallen sein. Wer weiß, ob sie auf dem Jupiter und Saturn nicht eine andere Farbe haben als bei uns! Einige haben auch Schleifen, Federn und Blumen der Lebenden aufgerafft und ihr Haar damit geschmückt, trotz dem schwarzen Sammetgesichtchen. Dieß sind coquette Schatten, die sich vorgenommen haben, ihre Rolle darnach zu spielen, daß sie heut Nacht oder vielmehr heut Morgen beim Souper entschattet oder entmasket werden. Und o welches Wunder begiebt sich dann! Der Mund, welcher hinter dem schwarzen Spitzenbarte eine so glänzende Perlenschnur von Zähnen entwickelte, er ist überragt von einer höchst unangenehmen Nase, — oder die Augen, welche über den schwarzen Sammetwangen Blitze sprühten, die Zunge, welche vorhin so artig zu schmeicheln wußte, sie gehören einem hageren oder abgelebten Gesichte, einer Stirn voll Falten an. Da ist nun unser berauschter Cavalier erwacht aus seiner Entzückung, und er macht die Reflexion, daß es zuweilen besser ist, einem geheimnißvollen Schatten nachzulaufen, als die platte Wirklichkeit vor sich zu haben, während die artige Zunge der Schönen nun alle ihre Liebkosungen der „pâté de foie gras“ und dem Champagnerglase widmet.

Eine schöne Hand, ein rundes Kinn, ein wohlge-

formtes Ohr, ein angenehmes Organ, dieß Alles macht sich beim Domino geltend, und das Uebrige bleibt ein Spiel der Phantasie, die immer gutmüthig ist. Aber wenn die Maske abgenommen ist, da will man Harmonie, Vollkommenheit, nach der immer unsere Seele strebt und die sie so selten findet.

Doch kehren wir wieder in's Schattenreich zurück, in's schwarze Meer der Dominos, dessen Wellen vor Substanz fast stocken. Wie hält man die Hitze dieser Regionen aus! Aber ich vergesse, ich deutscher Erdklumpen, daß die Körper hier für nichts mehr gerechnet werden, der Geist allein, „l'esprit," der tolle Kobold, hält seine Reigen; ja er tanzt eben so gut seinen „galop infernal," wie da trüben die bunten Faschingstänzer.

Manches arme Herrlein verliert den Kopf in diesem tollen Treiben, und noch mehre Tage nachher verfolgt ihn der Schwindel. Wer kann denn die Zauberin gewesen sein, die ihm so treu seine Vergangenheit geschildert und sein ganzes Schicksalsbuch vor ihm aufgeblättert hat! — Er findet sich nachher am bestimmten Tage, zur festgesetzten Stunde, am Orte des Rendezvous ein, das sie ihm versprochen, ängstlich harrend. Aber keine Fee erscheint, kein menschliches Wesen, nicht einmal ein Schatten. Sie hat ihn völlig mystificirt.

Die Dominos üben, wie die griechischen Chöre auf dem Theater, ein strenges Richteramt aus. „Je te connais," flüstert im Vorübergehen einer von ihnen meinem Nachbar zu, „et tu es seul ici? Ce n'est pas bien!" — „Tu ne me connais pas," läugnet der

Timotheus voll Angst, bis seine Entdeckerin ihm etwas in's Ohr flüsterte. Er schweigt betroffen still und giebt sich gefangen. „Faisons un tour!“ — und nun wird er das ganze Buch seiner Bekanntschaft durchblättern und auch seinerseits examiniren, und vielleicht ist er glücklicher als jener Betrogene.

Dichter und dichter wird das Gedränge, lauter und lauter das Gemurmel, kaum daß man noch einen Fuß vor den anderen stellen kann. Kein Platz zum Niedersetzen ist mehr zu finden, alle Bänke sind voll, alle runden Ottomanen an beiden Enden des Foyer, wo die schwarzen Herren und die dunklen Dominos die bunten Blumen, welche dort pyramidenförmig aufgestellt sind, wie Erde umgeben. Von Einem zum Anderen schleichen sich die grausamen Sirenen und suchen so Viele in ihr Netz zu ziehen, wie nur möglich. Die blonden Fremden, welche pilotlos umhersteuern, werden am leichtesten ihr Raub. Manchmal hört man auch einen plötzlichen Schrei, es entschlüpft eine Nymphe, die schnell aus einem sie umgebenden Kreise sich losreißen will, aus Furcht erkannt zu werden.

Bisher haben wir meistens nur von der Klasse der Dominos gesprochen, die am wenigsten comme il faut sind. Die anderen, die in der Welt Gesitteten, sind aber auch in großer Anzahl da. Sie zeichnen sich durch die Einfachheit ihres Costüms aus und sind von oben bis unten schwarz verhüllt. Denn den Ersteren kommt es nicht so sehr darauf an, unkenntlich zu sein. Diese aber gehen nicht hierher, um gesehen zu werden, son-

dern um zu sehen mit ihren eigenen Augen, um wo möglich zu hören mit ihren Ohren, um hier und da eine kleine Lehre, eine Warnung zu geben, oder sich irgend einer kleinen Rache zu entledigen, — kurz um zu intriguiren.

Das ist so recht die Lust der Pariserin, und wie versteht sie diese Kunst, wie bequem ist dazu dieser unsichtbar machende Mantel. Hat sie keine eigenen Affairen zu verhandeln, ist sie von keiner guten Freundin ausgeschickt worden, um für sie irgend eine Spur ausfindig zu machen, irgend ein Geheimniß in die Hände zu bekommen — so macht es ihr schon Vergnügen, sich den ganzen Abend mit dem einen oder anderen Unbekannten herumzuziehen, dessen Verstand ganz auszusichten, sein Herz durch und durch zu prüfen.

Doch laßt uns nun zum zweiten Schauspiele übergehen, zu dem buntesten, dem belebtesten, dessen Scene der ganze übrige Theil des großen Opernhauses ist.

Darf ich meinen Augen trauen? Was ist dieß für ein buntes tolles Gemisch? Was will diese Musik, die da rauscht, kreischt, brauset, kracht, als ginge es nur darauf los, die Saiten zu zersprengen? Was ist dieß für ein Durcheinanderspringen? Heißt dieß Tanz? — Es ist der verpönte, aber doch geliebte Cancan, jenes Musikcorps die Bande des unübertreffbaren Musard, jene Menge die Jugend von Paris, d. h. sie besteht aus Männern jedes Standes, während der weibliche Theil nur gewissen Ständen angehört. Sind es denn wirklich weibliche Wesen? Ja, an ihrer Zartheit, an ihrer Grazie erkennt man sie, aber kaum daß ihr Costüm sie verräth. In

sammetnen weiten Beinkleidern, zierlichem Jäckchen und gesticktem Chemisette, mit Hütchen oder Kappe, lose geknüpfter Cravatte und hinten lang herunterhängender Schärpe stellt sich hier die wahre Etudiante oder der Titi*) dar, dazu ist sie maskirt. Die Herren sind wieder unmaskirt, aber im Costüm; darunter sind die sogenannten Chicards**), die lächerlichen Pierrots mit ihren weißen Spitzmützen und rothen Nasen, die knappbehosten lustigen Postillons de Longjumeau und die Türken die hervorstechendsten. Viele Costüme der Frauen sind ohne viel Sinn und Verstand, ganz phantastisch, ohne Harmonie der Farben, halb männlich, halb weiblich — viele sehr hübsch — viele häßlich, die langen weißen oder gelben Perrücken von Pferdehaaren erinnern sehr an sträubendes Haar.

Von hohen Federbüschen weht es, die Bänder, Shawls und Röcke fliegen. Mein Auge verwirrt sich, meine Gedanken schwirren. Welch' ein Tanz! Wie sie sich fliehen mit Wuth, wie sie sich suchen mit Kühnheit und Feuer, wie sie zaghaft, graziös vor einander trippeln. Wie die Männer hoch springen und stampfen im Triumph, wie sie sich auf die Kniee werfen und selbst in dieser Stellung weder Pas noch Figuren

*) Ein anderer Name für die Grisette.

**) Wer oder was ist Chicard? Es ist schwer, eine Definition davon zu geben. Es ist der Phönix der Tänzer, ein Erzspaßvogel, die bizarrste Maske. Lebt das Original noch? Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall hat es sich in's Unendliche vervielfältigt.

vernachlässigen. Da schwenkt Einer seine Arme wie Windmühlenflügel, da steht ein Anderer auf einem Beine. Jener scheint seinen Nachbar herauszufordern, und wir sehen ihn schon im Begriff, mit ihm sich zu duelliren, und dabei begleitet das Mienenspiel die Gliederbewegung. Die kleine Grisette weiß durch alle diese Labyrinthe sich anmuthig hindurchzuwinden. Wie sie minaudirt, wie sie sich ziert und mit Selbstgefälligkeit ihre kleinen Schritte betrachtet; wie sie oft auch impertinent und ausgelassen ihrer Glieder Geschmeidigkeit zeigt, wie sie endlich vom Taumel der Leidenschaft hingerissen wird und sich ihrem Cavalier in die Arme wirft. Kurz keine Feder kann eine solche Cancan-Quadrille beschreiben. Knochenlos — „désossé“ sagen die Pariser — das scheinen sie Alle zu sein.

Man begreift nicht, woher ihnen diese ungemeine Gelenkigkeit kommt. Ist der Boden vielleicht bezaubert? — elastisch schwankt er unter mir. Man sollte glauben, es hätten Kobolde dort unten ein höllisches Feuer angeschürt, welches Alle wie Funken, Schwärmer und Raketen in die Luft sende. Oder behext Musard sie Alle mit seinen Pauken, seinen Hackebretern, seinen Cymbeln und wer weiß was für anderen, Ohrenfell zerreißenden Instrumenten?

Nun kommt der „galop infernal.“ Es ist ein wahres Stück auf Leben und Tod. Wer da nicht fliegen kann, der muß in der Mitte oder an den Seiten stehen bleiben. Wie der Wind ein Mühlrad treibt, so geht es rund um, daß Einem schwindelt; nicht nur ein

Paar faßt sich, sondern drei, vier Paare zugleich, Männer mit Männern, vielleicht Einer auf den Schultern des Anderen, Mädchen mit Mädchen. Alles reißt sich untereinander mit fort, wälzt sich rund um und wirbelt sich hinab, fliegt wie der Blitz und jauchzt und jubelt. Eine wahrhaft bacchantische Lust hat sie Alle ergriffen. Es ist ein Wunder, wie so viele kleine zarte Gestalten hier mit fort können, und daß sie nicht unter den Füßen zertreten werden. Hier lassen sich Blicke thun in die Mystères de Paris.

Einzelne kleine Mädchen haben sich selbst die Freiheit genommen, ohne Maske zu erscheinen. Ausgelassene Dominos und einige uncostümirte Herren mischen sich auch dazwischen.

Doch lange hält man den Staub, die Hitze und das ewige Wanken des Bodens nicht aus. Kaum daß man hier seines Lebens sicher ist. Bleibt man recht in der Mitte, so wird man überrannt, weil sich die Quadrillen sogleich wieder zu Hunderten ordnen. Will man sich auf die Seite drücken, nahe an die dichtbesetzten Bänke, so wird man auf die Füße getreten. Stellt man sich auf eine der Treppen, so schwebt man plötzlich ganz sanft mit allen Nebenstehenden von oben nach unten, denn ein Haufen Masken vermochte sich auf keine andere Weise Eintritt zu verschaffen als dadurch, daß er sich ohne Weiteres auf die dort Stehenden warf.

Da muß man sich in eine Loge flüchten, und dieß

ist am Ende auch der einzige Platz für die blos Neugierigen und friedlich Gesinnten.

Von dort, von oben herab, bietet das ganze bunte Gewimmel das merkwürdigste Schauspiel, und die Pracht der unzähligen Kronleuchter ist allein schon eine Merkwürdigkeit. Ich sah, wie im Galop infernal die Tänzer Musard selbst auf ihre Schultern hoben und im Triumphe herumtrugen. Der kleine Mann bebte, da er den ausgelassenen Haufen sich nahen sah, und schien sehr unbehaglich über der Masse von Pierrots zu schweben, obgleich er sich immer kopfnickend und höflich für all ihre Vivats bedankte. Er ist jedoch an diese Triumphzüge gewöhnt.

Einen anderen Hauptspaß gewährte ein Regen von Karten, welcher plötzlich vom Paradiese herunterfiel. Man glaubte Wunder, was es sei, — und es waren Adressen von Costümverleihern, die sich dem geehrten Publicum empfahlen. In der That ist dieß zur Fastnachtszeit kein unwichtiges Geschäft in Paris, wo man vor allen Ladenfenstern das bunteste Flitterwerk ausgestellt sieht.

Auch im Opernhause selbst sind Costüme zu haben, und Viele legen sie erst hier an. Masken, Nasen, Bärte, Perrücken und was sonst noch dazu gehört, Alles hängt hier in einem Corridor, und daneben ist ein Cabinet zum Ankleiden. Man sieht einen Elève de l'Ecole polytechnique in diesem Cabinete verschwinden und als Capuziner wieder herauskommen. Gleich darauf hängt ihm auch schon sein kleiner Titi am Arm.

„Foule! Foule partout!“ Man erstickt. In al=

len Couloirs, auf den Treppen, in allen Logen, im Foyer, überall ist ein solches Gedränge, daß kein Apfel zur Erde kann. Und je später es wird, desto seliger, desto berauschter werden die Tänzer. Hat denn der Gott Amor ein ganzes Hagelwetter von Pfeilen, ohne zu zielen, aus seinem Köcher auf sie herabgeschüttelt? Oder sollte man ihn selbst, den Kleinen, nicht lieber in ein Tollhaus stecken? Denn hier macht er's zu arg. Die Tänzer sind ihrer selber nicht mehr mächtig. Jeder hat nur Sinn für seinen Gegenstand; gleich elektrischen Funken glitzern die Augen, immer vier und vier bei einander; Armverkettungen giebt es in jeder Ecke. Und der Mund, was lispelt er; nichts Anderes kann es sein, als:

„Radoudja, ma maitresse, que j'aime tes yeux,
Quand de tes cils s'abaisse un regard amoureux.
Viens à moi que je presse ton corps plein de souplesse,
Que je morde la tresse de tes noirs cheveux.“

Im Foyer lüftet es sich nach und nach. Da schleicht Jemand traurig unter der Pendule hin und her, man ist ihm wortbrüchig geworden, oder man hat das Rendezvous vergessen. Denn dieß ist immer der Ort, wohin man sich um die und die Stunde bestellt.

Fremde langweilen sich gewöhnlich zu Tode auf dem Opernballe; sie finden hier nicht gerade die angenehmste Seite von Paris. Das Treiben daselbst erschreckt sie mehrentheils, und wohl mit Recht.

Erdrückender als Alles finde ich den Staub und die Hitze. Eine Engländerin würde nie davon träumen, auch nur aus Neugierde hinzugehen.

Jeder Pariser hat ein Mal oder öfterer in seiner blutjungen Jugend auf diesem Balle getanzt. In vernünftigeren Jahren hat er sich auf das Foyer beschränkt, und dahin geht er bisweilen auch noch mit greisem Haar, mag es nun sein, daß er eine anonyme Einladung dazu bekommen hat, und die Neugierde ihn plagt, oder daß er eine Stunde da zubringen will „pour se désennuyer.“

Die Pariserin comme il faut geht selten hin; wenn sie sich dazu entschließt, so muß sie schon einen gewissen Anlaß dazu haben.

Es sind wahre Saturnalien. Am folgenden Morgen meint ein Vernünftiger, der sich darunter gemischt, er habe Alpdrücken gehabt.

Schon die Scene vor dem Opernhause ist merkwürdig, die unendliche Fülle der Wagen, die Masse neugierigen Volks, die dort wartet. Lichterpyramiden flimmern in der Straße. Es ist ein lustiges, tolles Leben und Wogen.

Die kleinen Titis sieht man in ihren leichten und flitterhaften Gewändern zu Fuß durch Dick und Dünn hindurchschlüpfen. Dieß ist die Entree in die große Thür. In der Passage de l'Opéra, da ist es noch ganz etwas Anderes, da giebt es einen wahren Queue infernale oder Teufelschwanz, und mitten hinein sich zu wagen, von scharlachnasigen Pierrots sich schieben zu lassen, von impertinenten Spaßvögeln angeredet zu werden, das Geschrei, Gespringe, Gejubel zu ertragen — denn es scheint hier wahrlich, als ob die Pariser in's ewige Himmelreich einzögen und es kaum erwarten könnten — von diesem

tobenden Menschenstrome sich fortreißen zu lassen, sag' ich, dazu gehört schon Muth.

Auch beim Ausgang fand ich ein sehr merkwürdiges Schauspiel, einen Chiffonnier und eine Chiffonniere, die bei ihrer Laterne Dämmerschein beschäftigt waren, mit ihren Haken hier eine genaue Examination des zusammengefegten Kehrichts zu halten. Schätze fanden sie hier gewiß, ja Schätze. Die abgefallenen Schleifen der Schönen lasen sie auf und die verwelkten Blumenbouquets. Wer weiß, welch' ängstlich klopfende Herzen diese Sträußer getragen haben mochten!

„In vierzehn Tagen werden viele Etudiants und Etudiantes sterben," wurde mir von Jemandem gesagt. Nach dem Carneval ist die Sterblichkeit in dieser Klasse jedes Jahr sehr bedeutend. Und es nimmt mich nicht Wunder. Sie tanzen sich hier zu Tode. Ich meine, das unsinnige Springen schon könne sie tödten. Dazu echauffiren sie sich und laufen so ohne Vorsicht wieder hinaus. Ich dachte daran, als ich in meiner Loge oben saß. Nun sah ich auf einmal mit Goethe's Augen. Meine Loge wurde der Glockenstuhl, ich der Thürmer, das Parterre der Kirchhof mit seinen Gräbern; die Lustres haben Alles in's Helle gebracht, und Musard klippert und klappert mitunter darein.

Die bunten Flicken der Costüme werden zu Todtenhemdlein. Alle Rundungen der Arme und Nacken fallen weg vor des Thürmers Seherauge, und sie tanzen und lassen's an vertrackten Geberden nicht fehlen. Da haben wir das Ganze.

Also ist der Opernsaal auch so ganz undeutsch nicht.

Die Sommerbälle.

Im Mai, wenn die Rosen blühen, da macht der Studiant, und wer da will, den Garten der Chaumiere oder Mabille, die Eremitage oder, wenn's hoch kommt, Ranelagh zu seinem Tanzboden. Da hängen die Lampen in den Palmenzweigen, da giebt's keine Masken mehr, nur der etwas tief eingedrückte Hut der Dame verbirgt ihr holdes Gesicht. Hold sage ich? Aber oft thut sie es wohl, um es zu verstecken.

Manche, die die Luft zu heiß findet, oder die ihres Triumphes gewiß ist, legt ihr Hütchen bei Seite auf die Bank zu einer guten Freundin. Andere tragen nonnenhaft und coquett einen schwarzen Schleier, unterm Kinn geknüpft.

Selbst der große Shawl genirt sie nicht, und das Beutelchen am Arme fliegt. Ja es fliegen hier auch Arme und Beine, wenn gleich die polizeiliche Aufsicht über den Anstand der Bewegungen hier etwas strenger zu sein scheint als beim Opernballe. Diese Polizei der Sittlichkeit wird durch Municipalgardisten repräsentirt, welche hie und da hinter einem jener Palmenkronleuchter stationirt sind, die Arme ineinander geschlagen und die Augen unverwandt auf alle Kreuz- und Wellenlinien, auf alle Sprünge und Schwenkungen der vier Hauptglieder des Körpers gerichtet haben und, so wie sie Abweichungen von der règle générale finden, so wie eine von jenen Atti-

tuden, welche außer dem Bereiche der hier prakticirten Sittlichkeit liegen, eine der sogenannten „poses prohibées,“ vorkommt, sobald der zügellose Jüngling seinen Grund im Meere der Leidenschaft verliert, als gestrenge Richter hervortreten und dem Uebertreter warnend in's Ohr flüstern: „Monsieur, modérez vos désirs.“ Bietet Jener diesem wörtlichen Widerstand Trotz, so kommt's zum thätlichen, und er muß sich's gefallen lassen, wie ein Schulkind vor die Thür geschickt zu werden. Doch morgen kommt er ungebessert und eben so frech wieder herein.

Die Besucher des Ranelagh im Bois de Boulogne sehen allen den anderen Gartentänzern über den Kopf weg. Die netten, scharfen Umrisse der kleinen Grisette sind hier nicht mehr zu finden, statt dessen Schönheiten, die einen Namen haben, der sich auf „ette“ endigt, und andere Uebergangswesen. Außerdem sieht man hier auch die Elegante mit dem Elegant sich mischen.

Die Chaumiere ist der Tummelplatz oder lieber die gymnastische Schule der Etudiants; sie liegt in ihrem Quartier. Der Ball Mabille in der Allée des Veuves ist „plus comme il faut;“ dort finden die Flaneurs der Boulevards Abends eine bleibende Stätte, und der Lion der Champs Elisées zeigt sich hier im Glanze seiner glatten Haut und im Stolze seiner Mähne.

Solch' einem Habitué sind alle Tänzerinnen, die sich dort einfinden, wohlbekannt. Er sucht sich immer die unternehmendste aus, die, welche es der Mühe werth hält, den Cancan léger so recht à la lettre zu neh-

men, die sich wie eine Feder in die Luft blasen, oder sich in der Pastourelle, mit fest aneinander gehaltenen Füßen und weit ausgestreckten Armen, bei der Ronde herumschwenken läßt wie ein Feuerrad.

Als Sittenstudium des Sodom und Gomorrha von Paris sind diese Bälle al fresco gewiß sehr merkwürdig, und mancher Fremde steht hier baumstill, wie der Municipalgardist, nur nicht mit ruhig ineinander geschlagenen Armen, sondern mit gefalteten Händen, und rennt fort, die Arme gen Himmel gehoben: „O hemme dieses Sturmes Toben.“

Auch als Studium der Anatomie möchte der Cancan fleuri, der Walzer Chicard, die Polca négligente, wie sie hier vorkommen, nicht uninteressant sein. Man macht dabei die wichtige Notiz in seinem Taschenbuche, daß die Knochengelenke der Franzosen mit anderem Oele geschmiert seien als die der meisten anderen Nationen, daß ihre Glieder vielleicht nur durch Faden zusammenhängen, wie die des Puppengliedermanns, und daß ein Zug der Violine die ganze Maschine in den Gang bringe. Oder sollte ein Anatom lieber so schreiben:

1) galvanische Funken bewegen sich zwischen dem concaven und converen Knochenende;

2) für Armverschlingungen haben sie eine neue Erfindung gemacht, denn nicht einzelne, einfache Kettenringe formen sie, wie bei unserem Walzer, nein, la valse chicarde ist ungefähr wie eine malthesische Kette, Ring um Ring.

Die Polka.

Was bekommt nicht Wichtigkeit in einer Stadt, wie Paris? Man braucht weder Bücher zu schreiben, noch Heiligenbilder zu malen, um dort zu einem Renommee zu gelangen. Hat nicht selbst das simple Wasser, haben nicht die „allumettes chimiques allemandes“ ihren Ruf (cri)? Sind nicht die Namen der beßten Patissiers und Glaciers, der ersten Galettesbäcker und Straußbinderinnen im Aller Munde? Hat nicht ein Geschichtenerzähler oder Zahnauszieher sein bedeutendes Publicum?

Was Wunder, wenn ein Tanzmeister bis in die Wolken erhoben wird, wenn er selbst der Urheber von dichten Staubwolken ist, die unter allen Atlasschuhen der Wintersalons bis spät in den Mai sich erheben? Was Wunder, wenn ein neuer Tact, ein Seitensprung, kurzum ein Tanz, der Gott der Welt wird? „Nouveauté,“ das ist das Wasser, nach dem die Kinder der Pariser Wüste lechzen.

Da erscheint Monsieur Cellarius, der Retter, und ihm zur Seite die Polka, seine Adoptivtochter, denn fertig geharnischt war sie nicht aus seinem Gehirn entsprungen, er hatte sie nur aufgegriffen, ein Kind fremden Landes in einfachem Gewande. Er gab ihr eine Tournure, Grazie und einen schönen Namen — die Namen in „a“ klingen immer so offen und öffnen sich leicht Aller Herzen — so wurde sie vom Stapel gelassen, und alles Volk jauchzte: „Vivat Cellarius!“ Und einen kräftigen Lebenskeim hat er herausgezogen. Das Volk jauchzte,

und stand umher und nahm keinen Antheil, ja wie Wenige waren der Glücklichen, die im beschränkten Centrum eines Salons sich dem lebhaften Viersprung, dem Schieben, dem Retiriren, dem unerwarteten Umschwunge, der Wendung von rechts nach links, dem départ gracieux der bewunderten Polka hingeben konnten. Weiß wie Schnee glänzten ihre Kleider unter dem Kronleuchter, der sie fast ganz in seine Strahlen einhüllte, verklärt waren die Gesichter dieser Auserwählten. Selig pries sich, wer als Zuschauer in einem solchen Salon sich befand.

Wer nicht groß genug war, stieg auf einen Stuhl oder ein Sopha; der Enthusiasmus, die Rage, die Nouveauté, die Fureur bringen dergleichen Emancipationen zu Wege. Was sah man Anderes als jenes kleine, gelobte Polkareich? Was hörte man als die slavischen Nationaltöne?

Aber von Gosen aus verbreitete sich das Licht in alle Lande, und allmälig nur vermehrten sich die Kinder Israel. Lange mußte man auf die Losungsfrage: „Und kennt Ihr denn nicht den wahren Gott, die Polka?“ kopfschüttelnd antworten.

Aber der Beharrlichkeit gebührt der Preis und dem treuen Kämpfer die Krone. Cellarius, anfangs der einzige Prediger, hatte nur eine Zunge für: „Un, deux, trois, quatre“ und nur zwei Füße für „le pas simple“ und „le pas double“ — und wie war er in Anspruch genommen! Am Ende hieß es, er sei nur noch von 2 bis 3 Uhr Morgens frei, und diese Stunde gebrauchte er doch nothwendig zum Schlafe. Von einer Straßenecke zur anderen las man das Wort Polka in großen Buch-

staben. Man erzählte, daß auf einem Balle ein Herr sich durch seine Gewandtheit in diesem Tanze so sehr ausgezeichnet, daß er die Bewunderung Aller erregt habe, und daß eine Dame, da Niemand ihr den Namen dieses Tänzers hatte nennen können, auf die Vermuthung gekommen sei, er müsse ein Tanzlehrer sein. Sie fragte ihn in diesem Wahne, ob er ihren Töchtern nicht einige Stunden geben wolle, was er annahm und folgendes Tages zu bestimmter Zeit sich einstellte. Er widmete diesen jungen Damen seinen ganzen Nachmittag und brachte sie, zum Entzücken der Mutter, schon ziemlich weit in der edlen Kunst, empfahl sich aber mit dem Bedauern, daß er nicht wiederkommen könne. Die Dame, welche sehr reich war, glaubte ihm nicht weniger als 100 Franks für diese einzelne Stunde schicken zu dürfen. Folgendes Tages erhielten die Töchter der Mutter, die zu voreilig geurtheilt hatte, en retour eine Auswahl der schönsten Bonbon- und Chocolatekästchen, wenigstens 100 Franks an Werth. Ein freundlicher Dank für die angenehmen Stunden, welche der Unterzeichnete in der Gesellschaft jener Damen zugebracht habe, begleitete sie. Der Name des Briefstellers war ein sehr edler und bekannter des Faubourg St. Germain.

Keine Freuden ohne Leiden; so hatte auch die Polka ihren dornigen Begleiter, nämlich die Polka-Morbus. So hieß der Schmerz, welchen der Neuling regelmäßig jeden Morgen, nachdem er den Abend vorher tüchtig gepolkt hatte, an der linken Seite des rechten Fußes spürte. Weder diese Krankheit, noch dieses Wort, war

vor der Erfindung der Polka bekannt, also wurde auf diese Weise auch der Dictionnaire bereichert, und noch mehr durch das abgeleitete Verbum: „polker" und die Substantive: „Polkeur, Polkeuse." — „Je polke, j'ai polké hier" und „je polkerai ce soir." — Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft hatten nun keine andere Thätigkeit mehr — Morgens Deputirter — Abends Polkeur. Ja man tröstete sich selbst und seinen Nachbar bisweilen mitten im Schweiße der Rede, der für des Volkes Beßte floß, mit der Abenderholung der geliebten Polka. Es gab der Versammlungen unzählige, wo Schüler von Cellarius ihre erlernten Sprünge Anderen, die nicht bis zu diesem Stern selbst hatten gelangen können, aus Freundschaft mittheilten — und bis Mitternacht wurde man nicht müde; sie tanzten zu Zwölfen hintereinander her, wie die Schafe, die Sprünge der Ersteren treu nachahmend. Wehe den zehn Fingern, die dazu aufspielen mußten, sie mochten am nächsten Morgen, mehr noch als die Füße der Tänzer, die Polka=Morbus verspüren. Wie glücklich, wer nun endlich den Pli weg hatte, wer den Sprung und die Courage gewonnen, mit seinem Cavalier sich zu lanciren, zuerst rundum, dann sich rück= und vorwärts schiebend, im Kreuz und in unzähligen anderen schweren Variationen. Die Polka nahm die Stelle des Alps ein, sie setzte sich dem Schläfer auf die Brust und ließ ihm keine Ruhe, bis sie ihn aufgerüttelt hatte, und er seine „allumette chimique" um die Wachskerzen flackern ließ und in seinem „bonnet de coton" sammt übrigem Nachtcostüm vor der Psyche figurirte mit solchem Eifer, daß seine Nach=

darin unten den ganzen folgenden Tag an den Kopfnerven litt.

Von den beiden Hauptabtheilungen, le pas simple und le pas double, haben wir gesprochen; man könnte sie auch „la Polka sautée“ und „la Polka sentimentale“ nennen (das Erstere kommt unserem Russisch, das Zweite unserem Schottisch gleich). Der Unterabtheilungen gab es nun noch unzählige, welche durch die mehr oder minder große Grazie der Tänzer entstanden; denn dieser Tanz hängt so sehr von der Willkür des Tänzers ab, daß er dem Cancan ebensowohl gleichen kann, wie dem anmuthigsten, poetischsten und sinnreichsten Gliederspiel.

Da wurde nun die Kritik wach; da erkannte man die Eingebürgerten des Balles Mabille, die Füße, welche an die Verzuckungen des Cancans schon gewöhnt waren. Da wandte man sich schaudernd ab von der zu großen Freiheit mancher Polkeuses, da fühlte man sich hingerissen von der Eleganz und Würde eines anderen polkenden Paares. Die deutschen Bonnen manches Hauses standen an der Thür und lachten sich einander zu, da sie sahen, was denn eigentlich der fremde Tanz war, wovon die Herrschaften so viel Wesens machten. Sie gingen und tanzten ihr Schottisch mit ihrem deutschen Vetter in der Küche.

Dessenungeachtet verlor die Polka nicht an Ansehen. Selbst der ernste Kreis einer literarischen Soiree, in einem Salon ohne Klavier, forderte wohl ein Paar auf, die Polka inmitten des Zimmers mit Begleitung des Gesanges aufzuführen, um die Wißbegier zu befriedigen.

„Merci, merci, je voulais seulement savoir ce que c'est.“

„Est-ce que vous dansez la Polka?“ war die erste Frage, welche in der dürren Anfangsstunde eines Balles, wo man sich an die Seiten der Wände drückt und der deutsche Clavierspieler noch auf sich warten läßt, der Nachbar an seine Nachbarin richtete. Welch ein Segen, die Polka reicht allein schon hin als Stoff der Unterhaltung! „Savez-vous le pas double? — Franchement, je préfère le pas simple, j'espère, Mademoiselle, que vous me ferez le plaisir. De qui l'avez-vous appris? Est-ce de Monsieur Cellarius? — C'est le premier élève de Monsieur Cellarius qui me l'a montrée. — Je l'ai appris dans douze leçons et je l'ai désappris dans la treizième et j'ai été obligé de prendre encore une douzaine.“

So polkirt man sich mündlich durch, bis es nun zum Stehen und Springen kommt, und da merkt man denn oft zu seinem Schrecken — denn Aller Augen sind auf die Tanzenden gerichtet — daß der gesprächige Cavalier noch nicht einmal richtig eins, zwei, drei, vier hat zählen hören; bald ist er genöthigt, sich mit Müdigkeit zu entschuldigen, denn er hat die Polka heute schon drei Stunden lang auf einer Matinée dansante gesprungen, und die Polka-Morbus hat sich schon jetzt eingefunden.

Auch das Theater, der treue Spiegel der Gegenwart in Paris und nicht der Gegenwart allein, reflectirte diesen Modetanz bald und gab ihn vollkommener zurück

als das Urbild. Und während Monsieur Cellarius mit seinem Rufe und Geldbeutel nach England hinzog, um Beides zu vergrößern, errichtete man ihm oder seinem Wunderkinde noch spät bis in den Juni hinein Blumenaltäre; ja die Polka feierte darin den größten Triumph, daß sie fast zwei ganze Monate die Winter-Saison von **1844** verlängerte.

Ich habe indeß schon von ihrem Untergange prophezeien hören. Es ging die Sage, daß sie sich wohl noch eine Saison halten würde, daß dann die Opernbälle sich ihrer bemächtigen und sie so zerzausen und zerfetzen würden, daß ihr Garaus die Folge sein, daß sie wenigstens in den Salons der eleganten Welt ihr Angesicht nicht mehr würde zeigen dürfen. — Das mag wohl passiren; denn es liebt das Volk, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."

Einstweilen hat sie sich für den Sommer noch zu den Bällen im Freien geflüchtet und spielt ihre Melodieen auf den Drehorgeln, ihr Schicksal mit Stoicismus erwartend.

Die todten Pariser, ihre Wohnplätze und Feste.

M o n t m a r t r e.

Die todten Pariser? — Ich kenne ein solches Geschlecht nicht. Sind nicht die Pariser die Lebendigsten der Lebendigen? Sind sie nicht vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen? Stehen ihre Zungen jemals still? Sind ihre Gedanken jemals schlafen gegangen? Nein, nein, P a r i s e r und t o d t, das ist ein offenbarer Widerspruch, das können wir nicht gelten lassen.

Nun ja, du kennst dieß Volk wohl nur auf den Boulevards im Palais royal, in dem Tuilerieengarten, in den Champs Elisées, im Bois de Boulogne, auf den Fêten, in der Deputirtenkammer und in den Soireeen, wie es spaziert, liest, ißt, sitzt, schreit, parlirt und sich amüsirt. Komm nun, mein Fremdling, zu einer stillen Stadt, zu einem stillen Garten. Hier magst du spazieren zwischen Cypressen und Akazien, dich setzen auf Hügel und lesen manchen Spruch; aber die Pariser dort haben ausgesessen, ausspaziert! Sie sind todt, todt!

14 *

Es ist doch Schade d'rum. Doch ruhen sie in einer schönen, blumenreichen Stadt; es ist der Cimetière Montmartre, nicht so weltberühmt wie sein Bruder Père Lachaise, und auch nicht der Wohnort so vieler großen und vornehmen Todten, aber in seiner Art auch sehr schön; ja, es giebt Leute, die den Montmartre dem Père Lachaise vorziehen.

Die todten Pariser wohnen auf Hügeln, auch sie sehnen sich nach Freiheit und vermeiden die niedrige, dumpfige Luft. Dazu ist auf den Höhen der unsterblichen Seele der Weg zum Himmel abgekürzt.

Die beiden genannten Todtenstädte, die größten von Paris, wovon eine zugleich die berühmteste der Welt, sind auf Hügeln gebaut. Der Boden des Montmartre ist sehr uneben, und auf einem der höchsten Punkte zur Rechten hat man eine sehr schöne Aussicht nach anderen fernen Hügeln und nach St. Denis hin. Da winkt der schneeweiße Thurm der Kathedrale und scheint zu sagen: „Die Schatten, welche ich bewache, sind, ist auch ihre Asche verstoben, doch noch höheren und älteren Geschlechts als deine, Freund Montmartre." Auf dieser Höhe aber finden wir das Grab und das einfache Monument der Herzogin von Abrantes, welche der Welt manch geschwätziges Blatt zurückgelassen hat, und welche einst im Auf- und Niedergange jenes gewaltigen Sternes stand, der wie ein Komet herangeschossen kam und wie ein Komet sich wieder verlor. Sie starb im Jahre 1838 und hat zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassen, wovon eine an einen Banquier verhei-

rathet, die andere im Kloster ist; einer der Söhne ist Capitaine du génie. Ihr Portrait und die Attribute ihres Talentes, Papierrollen und Federn, bilden den einzigen Schmuck dieses Denkmals.

Neben ihm finden wir die Grabstätte des berühmten Schauspielers Nourrit. „On l'avait sifflé une nuit à Naples, et il s'est jeté par la fenêtre," sagte unser Führer. Er starb 1839, und seine Freunde ließen ihm dieß Denkmal setzen. Es ist immer mit frischen Blumen geschmückt, und ein Haufen von frischen Immortellenkränzen lag in einer Wölbung des Monuments. Seine Frau vereinigte sich hier mit ihm einige Monate nach seinem Tode, sie starb aus Kummer. Armer Nourrit! die Beschauer deines Grabes haben ein mitleidigeres Herz als die deiner Talente.

Hier sieht man auch aus der Ferne die Kapelle, welche über dem Herzen des Herzogs von Montebello erbaut ist. Ein Helm und ein Schwert, mit Eichenlaub umwunden, zieren diese einfache, aber schöne Wohnung, und die Inschrift spricht: „Ici est déposé le coeur du Maréchal Lannes, Duc de Montebello." Sein Körper ist im Pantheon beigesetzt. Sonderbar, daß man den Todten ihr Herz nicht auf der rechten Stelle sitzen lassen will; denn après tout sind sie vielleicht die einzigen ehrlichen Leute. Sie stellen sich nicht ungeberdig, sie suchen nicht das Ihre, sie trachten nicht nach Schaden, sie widersprechen nicht und lassen sich genügen mit den paar Fuß ihnen angeerbten Erdreichs.

Unter mir sehe ich einen sanften niedrigen Akazien-

hain mit einer weißen Monumentenstadt. Ich steige hinab und wandle dazwischen umher. Und muß es dahin kommen mit uns Allen? Soll auch dieses Auge, das froh zum klaren Himmelblau hinaufschaut, mit schwarzer Erde gefüllt, und dieses Ohr, das dem Gesang der Arbeiter dort zuhorcht, auf ewig verstopft werden? O ihr todten Pariser, ich beneide euch nicht. Hat denn die Erde nicht Blumen genug, immer neu und immer frisch, daß man sich beständig darauf freuen könnte? Montmartre, du bist eine Hyäne, mit ewig offenem unersättlichen Rachen. Du bist der ächte Märtyrerberg, wenn „martre,“ wie augenscheinlich, von „martyr“ herkommt. Oder hat Mars hier seinen Tempel gehabt, wie Andere sagen, so bist du, Montmartre, die Festung, aus welcher der Tod das Leben beschießt. Und hat auch Mercur hier gewohnt, wie behauptet wird, so wollen wir sagen: „O Bote des Himmels, trage die Schatten leicht und behend zu den ewigen Hainen des Olympus.“ — Der Himmel sieht düster aus, weil ich Staubgedanken gehabt habe. Lasset uns, statt die Todten zu beweinen, lieber die Ermahnungen befolgen, die wir fast auf jedem Steine finden: „Priez pour eux! priez pour eux!“ Die Katholiken beten für die Todten. Ich meine aber, sie sind schon eingegangen zu jenen Freuden und bedürfen unserer Fürsprache nicht mehr; die ihrige, so nahe dem ewigen Throne, könnte vielleicht mächtiger wirken für uns, und darum nennt sie ein Dichter: „ye mighty dead.“ — Mir scheinen daher solche Inschriften, als: „Ange du ciel, prie pour nous,“ natürlicher.

Bete, daß diese Lippen von nun an nicht anders als rein reden, bis sie einst auf immer unter Blumen geschlossen für uns beten, — daß diese Hände nicht anders als rein handeln, bis sie unter dem engen Deckel gehalten sind für ewig. „Nous naissons, nous vivons, nous mourrons, voilà les seules convictions que nous puissions avoir ici-bas,“ hatte Jemand neulich gesagt. Soll denn nicht einmal die Liebe zur Ueberzeugung werden, unglückseliges Leben!

Doch still, da schlafen drei Brüder, die kurz nach einander verstarben; hier ist noch Einigung im Grabe. Schweigend wandle ich weiter, und mein Pfad ist benetzt mit den Thränen der Gatten, Mütter, Kinder, Freunde. Was ist die Weisheit dieser Welt! Dankt man uns auch noch nach dem Tode dafür? Ich lese keine Inschrift, die sie erhebt, aber: „bon époux, — bon père, — ami dévoué et sincère, il laisse d'éternels regrets.“ — Also die Liebe lebt doch noch länger, sie hört nimmer auf. „Ci-gît en paix la .... simple, bonne et chérie.“ Also die Einfachen ruhen in Frieden. „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ — Ja, auf dem Berge Montmartre liest man eine zweite Bergpredigt. Und um so eindringender ist diese Predigt, da alle ihre Sprüche so einfach sind. Denn in ihrer Kirchhofsprache, wie in manchen anderen Dingen, übertreffen uns die Franzosen an Einfachheit.

Hier ist ein Grab mit weißen Blumen bepflanzt, mit weißen Rosen, weißen Astern, weißen Margarethen, weißen

Levkojen und weißen Stockrosen, zwischen denen blaue Vergißmeinnicht stehen. Dieß Blümchen nennt man hier auch „l'oeil de la vierge," und eine Jungfrau ist's, die hier schläft. „La mère vient quatre ou cinq fois par jour visiter le tombeau," sagte mir mein Führer. Mutterliebe schlummert nie. Aber auch Gatten sind treu. Man zeigte mir die Ruhestätte einer Engländerin und fügte hinzu: „Son mari vient tous les ans de son pays pour le renouveler." — Es befinden sich sonst noch viele Engländer unter den todten Parisern, und oft fiel mein Blick auf Inschriften, welche so beginnen: „Sacred to the memory of . . . . ." — Das auffallendste von allen Monumenten ist das der Herzogin von Montmorency. Es besteht aus einem hohen Obelisk, mit einem eisernen Kreuze darauf. Hier ruht sie ganz allein. Das Ganze ist mit einem eisernen Geländer umgeben, und die Erlaubniß, vier Lindenbäume außerhalb desselben an die Ecken zu pflanzen, hat 1500 Franks gekostet; also wiegt man noch immer wie zu Abraham's Zeit ein Stückchen Todtenacker mit schwerem Silber auf.

Indeß sollte man meinen, die Ehre, zu diesem großen Krönungsfeste oder Krönungssaale zu gelangen, könne nicht theuer genug belohnt werden; die todten Pariser sind buchstäblich mit Immortellenkränzen bedeckt. Auf langen Stangen hängen sie zu Dutzenden von einem Ende des Grabes bis zu dem anderen, und um sie vor der verbrennenden Sonne zu schützen (denn auch die Immortellen sind nicht unsterblich), hat man oft kupferne oder blecherne Dächer darüber gemacht. Dieß ist nicht

sehr graciös und poetisch. Hübscher sieht es aus, wenn sie nachlässig auf den Kreuzen oder an den kleinen Pyramiden, oder an den Ecken der Staketen hängen. Sie sind meistens frisch und glänzend, und dieß zeugt von der Sorgfalt der lebenden Pariser für ihre Todten. Nur hier und da blickt einmal ein braun gewordener Kranz durch, und da bleibt der Zweifler stehen und fragt: „Sind sie nicht ein Spott auf die Ewigkeit, diese todten Immortellen?“

Auch noch andere Gaben werden den todten Parisern dargebracht, z. B. kleine Gypsfiguren, knieende, die Hände betend erhebende Engel vorstellend (mit blauen, künstlichen Blumen bekränzt), oder eine Jungfrau mit dem Kinde. Blumensträuße, noch in ihrem Pariser Papiergewande, sah ich auf manchem platten Steine liegen. Viele Personen in Trauerkleidern begegneten mir mit solchen Gaben der Liebe in ihrer Hand. Dazu waren die Gärtner an allen Enden mit Begießen beschäftigt, und ich habe kein einziges vernachlässigtes Grab bemerkt. Diese Sorgfalt hat etwas Rührendes, und wer will nun die Pariser noch der Vergeßlichkeit, des Leichtsinns beschuldigen, da sie ihre Liebe, ihre Freundschaft so lange, bis über's Grab hinaus, erstrecken? Ja, die todten Pariser bewohnen eine hübsche, blumenreiche Stadt; indeß Montmartre ist weniger einer Stadt gleich als Père Lachaise es ist mehr ein Friedhof. Montmartre ist romantischer und auch romanischer, denn schon die Römer haben auf diesem Berge einige Landhäuser gebaut.

Kaum daß ich mich trennen kann von diesem Orte,

denn hier wird mir jetzt heimisch zu Muthe. Die lieben Todten, sie scheinen mir wieder zu athmen und in den Akazien zu lispeln. Nichts hör' ich als das Hämmern der Arbeiter, die dort eine steinerne Kapelle bauen, und die Töne einer melancholischen Romanze, die einer dazu singt.

Doch welche unverständliche Töne schallen von jenem Hügel herüber und wiederholen sich auf den übrigen? Es sind die Wächter. „On ferme la porte!“ Dieß ist das Zeichen für die Gärtner, Arbeiter und mich, den Rückweg anzutreten. Es ist sieben Uhr und die Stunde, von welcher die Todten sich selbst überlassen bleiben; sie empfangen nur bei Tage Besuche. Mir däucht, sie müssen sich freuen, daß die Lebenden mit ihrer Noth, mit ihren Seufzern und ihren Sorgen sich nun entfernen, um in ihre Soireeen zu gehen.

Père Lachaise.

Die todten Pariser ziehen, wie gesagt, die Bergluft den feuchten Niederungen vor und haben sich allenthalben, wo sie sich angebaut, eine schöne Aussicht gewählt, nirgends aber eine schönere, weitere, majestätischere, als sie Père Lachaise darbietet.

Versetzen wir uns gleich vor den Eingang der Kapelle. Ja die Pariser Todten sind nicht so weltlich, wie die Göthischen. Statt wie diese um zwölf Uhr Mitternachts ihre Sprünge zu machen, statt mit den Knöcheln den Tact zu schlagen und vertrackte Geberden zu ma-

chen, gehen sie hier um diese Lieblingsstunde, wenn ihre Freunde aus der unteren Stadt sie verlassen haben, fein bürgerlich und andächtig in die Kapelle, und da müssen denn Bellini und Boieldieu ihre Töne, ihre seligsten Töne leise, leise klingen lassen, nur dieser Geistergemeinde vernehmlich. Der Prediger zur Ausführung des Amtes giebt es auch genug, und sie können jede Nacht abwechseln, ohne Ansehen des protestantischen oder katholischen Glaubensbekenntnisses, denn die Todten auf Père Lachaise sind toleranter als die Lebendigen in Paris.

Die Kapelle ist hübscher von außen als von innen. Der einfache dorische Styl ist dem Zwecke angemessen, aber die innere Einrichtung könnte etwas edler sein. Lasset uns deßhalb hinaustreten und hier ausrufen: O wie schön! Die ganze Stadt der lebenden Pariser liegt zu unseren Füßen, das Pantheon uns gerade gegenüber, als könnten wir hineintreten. Wer weiß, ob Rousseau und Voltaire sich nun nicht auch bekehrt haben und, Nachts ihr kaltes unterirdisches Gewölbe verlassend, herüberschreiten zum Gottesdienst in der Kapelle, nicht als Freigeister, sondern als freie Geister. Grabmal drängt sich an Grabmal, und wenn schon Paris „le pays des monuments“ genannt wird, so verdient Père Lachaise noch weit mehr den Namen: „le jardin des monuments.“ Die Monumente stehen hier dicht gedrängt in Haupt- und Nebenstraßen, in allen erdenklichen Formen. Es sind nicht nur geisterhafte Kreuze (warum sollten die Todten denn auch noch ein Kreuz tragen und ein schweres steinernes? war es im Leben nicht drückend genug?).

Es sind nicht nur große, viereckige, nüchterne Gewölbe, die uns Angst machen, daß unsere lieben Todten sich erkälten könnten, und die uns mit Scham und Bedauern wieder zu unseren bequemen Sophas und Fußbänken zurückkehren lassen. Nein, sie sind hier selbst noch zu finden, wie sie leibten und lebten, unsere Freunde, und man schaut ihnen in's liebe Angesicht, und die Werke, womit sie die Mit- und Nachwelt beglückten, sprechen in deutlichen Zügen zu uns; von ihren Heldenthaten erzählt ihr Grab, und die Sinnbilder ihrer Musen lehnen sich über diese Stätten. Das ist eben das Schöne und Edle an den Todtenmälern auf Père Lachaise sowohl, als auf Montmartre und auf allen Kirchhofsäckern von Paris, daß sie in Sinnbildern reden, und höchstens in den kürzesten, einfachsten Worten von den Werken und dem Wesen der dort Ruhenden. Oft zeigen sie nur ihren Namen, häufig nicht einmal diesen. Da steht Casimir Perier hoch oben, mit „la Charte de 1830" in der Hand, la Justice, l'Eloquence und la Fermeté schmücken sein Piedestal. Noch herrscht er in diesem weiten runden Platze, den ein dankbares Publicum ihm eingeräumt, und kein eiserner Stab der Einzäunung ist ohne seinen Immortellenkranz, ein Kranz von Kränzen, mehr als hundert an der Zahl.

Da sind Abälard und Heloise, im Tode vereint, auf ihren Sarkophagen. Schon hat die Zeit einige Züge in ihren Gesichtern verwischt, aber noch immer kommen fromme Seelen und legen frische Immortellenkränze auf die gefalteten Hände der Liebenden. Und diesen näm-

lichen Kränzen entlehnen wieder die lebenden Adonisse ein Blümchen, um es als Zeichen ihrer heißen Verehrung einer schönen Hand zu überreichen.

Hier steht der General Foy, noch immer das Volk anredend mit überzeugenden Worten. Ein Fuchs (mit einem Immortellenkranze um den Hals) bellt über Lafontaine's Stein. Molière ruht daneben unter einem sehr einfachen Sarkophage. Bellini flüstert seine Opern uns zu, und die Muse weint, daß das Schicksal ihn uns nicht noch für mehre ließ. Unter einem wundervollen Marmortempel, auf einem Kissen, weich wie Sammet, ruhen die Krone und die Wappen der Fürstin Demidoff, die ihre Besitzerin, da sie unter den Sarkophag stieg, zurückgelassen. Der Maler Géricault liegt nachlässig ausgestreckt auf seinem Grabe, mit Pinsel und Palette in der Hand. Von Talma zeugt sein Name in großen Buchstaben, und auch seine Besucher wollen von sich zeugend reden, indem von ihren Namen sein Grabstein vollgekritzelt ist. Therese Bourgoin leistet ihm Gesellschaft. „Elle était jolie, comme il n'est pas possible d'être!“ rief eine Dame unserer Gesellschaft aus, — „elle s'est convertie et elle a fait une mort magnifique!“ In der katholischen Religion läßt sich Manches so plötzlich abmachen und wird doch noch für giltig angenommen.

Da liegen sie alle, die stolzen Marschälle Napoleon's, vor deren Commandowort Bataillone verwehten, wie Spreu. Da liegen sie, Masséna, Suchet, Lefèvre, Cambacères und viele andere, und ihre pompösen Monumente

verkünden ihre Heldenthaten und tragen ihre Büsten. Des Marschalls Ney Ruhestätte bezeichnet ein einfacher Grasplatz, mit einem Geländer umgeben. Viele unstäte Engländer haben es sich ebenfalls gefallen lassen müssen, hier auf friedlichem Boden ihr Haupt niederzulegen, und ich fand unter ihnen die Namen vieler bekannten Familien. Auch einem deutschen Freunde begegnete ich hier, unserem Ludwig Börne. Gerührt verweilte ich vor ihm und betrachtete sein melancholisches Gesicht. Sein Grabmal ist ein einfacher schwarzer Marmorstein mit seiner Büste von Bronze in Basrelief, und darunter ein kleines Basrelief, Frankreich und Deutschland, welche sich die Hände reichen, vorstellend, und zu beiden Seiten die Namen der berühmtesten deutschen und französischen Dichter. Eine fromme Hand, vielleicht eine deutsche, liberale, hatte auch hier kurz vorher einen Immortellenkranz dargebracht; es war wohl jene weibliche gewesen, die ihn während seiner Krankheit so treu gepflegt hatte und noch jetzt allein in seinem Andenken lebt.

Zwischen diesen hohen Pyramiden und Obelisken, zwischen diesen prunkenden Denkmälern der Großen, Fremden und Reichen giebt es auch viele bescheidene und niedere, viele einfache Urnen, aus Marmor oder Stein, mit einem Tuche bedeckt. Solch stumme Zeichen sprechen oft noch lauter als die anderen; mir däucht, als sähe ich die Thränen am Marmortuche hangen, als hörte ich die Seufzer der Zurückgebliebenen, als säßen sie umher mit gesenkten Häuptern. Häufig sieht man auch zwei Grabsteine neben einander und aus jedem

einen Arm aus Stein oder Bronze hervorgestreckt, deren Hände sich umfassen; ein Arm ist gewöhnlich zarter geformt und mit einem goldenen Armbande geschmückt. Dieß bezeichnet ein treues Gattenpaar, das auch im Tode noch vereint sein will. Ein rührendes Sinnbild! Oft ist die Inschrift erst auf einem Steine ausgefüllt, und das Urbild des anderen Armes ist also noch zu haben.

So blühen Ruhm, Thatengröße und Liebe hier aus den Gräbern hervor; Père Lachaise ist ein Buch, in dem ich oft und viel blättern möchte, und es ist ein heiteres Todtenbuch. Es giebt nichts Schreckhaftes, Schauerliches hier, man fühlt sich heimisch in dieser Welt, man möchte bei den guten großen Todten bleiben.

Aber auch die Eitelkeit hat nicht leer ausgehen dürfen. Einen bedeutenden und vielleicht den bedeutendsten Theil der Monumente machen nämlich die Kapellen aus, die über den Gräbern gebaut sind. Viele davon sind sehr hübsch, und wenn man durch die Oeffnungen der eisernen Thür hineinsieht, bemerkt man einen Altar aus Marmor, mit einem silbernen Crucifix geschmückt, und mit hohen Kerzen in Kandelabern, in der Mitte ein Körbchen mit weißen Blumen und vor den Stufen einen oder zwei schwarze Stühle. Eine solche Kapelle ist ein wahres Bethaus, und man kann dort andächtig sein. Aber die meisten dieser Kapellen verdienen eher den Namen von Boutiquen, so prätentiös sind sie ausgeschmückt, so beladen mit Kränzen, Blumen, Crucifixen und kleinen Gypsfiguren. Dieß sind gewöhnlich die Grabstätten der geringeren Klasse, und diese Geschmackwidrig-

keit ist deßhalb verzeihlich. Ja es hat auf den ersten Anblick etwas Rührendes, daß diese guten Leute meinen, sie könnten ihren Todten nicht genug Gaben darbringen, und mein Lächeln hatte demnach zweierlei Bedeutung, als ich in die erste dieser Todtenboutiquen hineinblinzelte und einen kleinen runden Engel von Gyps auf den Knieen mit gen Himmel gehobenen Händen und einen Orangeblüthenkranz auf dem Kopfe sah. Rund umher, auf dem Altare selbst, auf den Sesseln, auf der Erde waren Kränze von Immortellen, von schwarzem oder weißem Altas mit Silber umwunden, aufgehäuft in unendlicher Zahl. Sträuße aus gemachten oder frischen Blumen lagen umher auf der Erde und hingen unter dem Plafond. Der Altar war mit einem großen Crucifix und Blumen in Töpfen und Körben und mit Kandelabern, Inschriften und allem Erdenkbaren beladen; es war kein Plätzchen leer gelassen. Wie wollen sie sich nun hier hineindrängen und beten, wie kann selbst das Wort Raum finden? Andere Kapellchen, wo Alles weiß war und minder vollgepfropft, sahen sehr hübsch und unschuldig aus. Diese Kapellen und Altäre auf Gräbern sind der natürlichste Ausfluß der katholischen Religion, die für die Todten betet.

Die Blumenpracht, und vorzüglich die Rosen von Père Lachaise, die so berühmt sind, daß sie einem Theile desselben den Namen: „La vallée des roses“ gegeben haben, konnten wir heute nicht bewundern; denn die dießjährigen Blüthenblätter hatte der große Kirchhofsmund, die Erde, leider schon wieder verschlungen; aber

die rothen Beeren und Rosenäpfel schmiegten sich mit nicht minder schöner Bedeutung an den Stein, mit einer Art von Brüderschaft möchte ich sagen; denn könnten wir nicht die Beeren und Früchte als die Denkmäler der abgestorbenen Blüthen ansehen? Freilich bleiben auch sie nicht, der Winter nimmt sie wieder dahin. Aber werden diese Denkmäler von Stein denn ewig dauern?

Die Immortellenkränze.

Ich habe Père Lachaise und den Friedhof von Montmartre vorhin einen Krönungssaal für Arme und Reiche genannt. Eine goldene Krone trägt jeder todte Pariser; nein, nicht genug der goldenen Kronen und Kränze kann man ihm auf's Haupt legen, auf das erdebedeckte Haupt, als sei er im Tode vielköpfig geworden. Und das mag nicht gar unrichtig gedacht sein, denn wer weiß, wie viel die todten Pariser in ihrem Reiche hören und sehen, fassen und begreifen, da sie schon in diesem irdischen Jammerthale solche offene Sinne haben.

Die Immortellengärten, in denen Paris die Blumen zu seinen Todtenkränzen pflückt, liegen im Süden von Frankreich, bei Marseille. Wie eine ewige Sonne müssen sie strahlen, diese Gärten, manche Warnung muß aus ihren Blüthen lispeln.

Das Flechten der Immortellenkränze macht in Paris einen besonderen Industriezweig aus, und dieß ist kein Wunder, wenn man den ungeheueren Verbrauch derselben er-

wägt. Der Hauptmarkt dieser Waare ist vor den Kirchhöfen, d. h. in deren ganzer Nachbarschaft. Die lange Straße, ehe wir nach Père Lachaise hinaufgelangten, schien goldgelb zu beiden Seiten, und vor der Thür saßen die fleißigen Binderinnen. Beim Cimetière Montmartre fangen schon vor der Barriere diese Boutiquen an. Man könnte diese Straßen die Immortellenstraßen nennen, oder besser die Vorstädte der Unsterblichkeit; denn es gehören noch andere Geschäfte dazu. So machen auch die Steinhauer oder vielmehr die „marbrier-jardiniers“ eine eigene kirchhöfliche Profession aus. Da sieht man Denkmäler und Grabsteine in allen erdenklichen Formen ausgestellt, einfach und künstlich, aus schwarzem oder weißem Marmor, und daneben prangen die Schätze der Flora in Töpfen in eben so großer Auswahl.

Die Kränze interessiren mich am meisten. Sie werden so dicht und rund gemacht, daß man die kunstreiche Hand der Frauen bewundern muß. Zuweilen sind sie einfach, indem sie bloß aus gelben Blumen bestehen. Manchmal werden Namenzüge aus schwarz gefärbten Immortellen hineingeflochten. Oft ist ein Buchstabe, inmitten des Kranzes, selbstständig aus ungefärbten Blumen gewoben. Nicht selten sind Kreuze und Herzen aus Immortellen geformt. Der Zwischenraum der letzteren ist dann gewöhnlich mit einem Blatte Papier ausgefüllt, worauf entweder einige Pensées (Stiefmütterchen) gemalt sind, oder ein kleiner Tempel mit einer Trauerweide, mit den Worten darunter: „à mon fils chéri,“ — „à ma bonne mère“ ꝛc. Solche künstliche Sachen gefallen aber

nur den ungebildeten Augen; die einfachen runden Kränze sind die Opfergaben der Reichen und Gebildeten. Auch Kränze aus Buxbaum und Lebensbaum hängen hier, so wie Zweige von weißen gemachten Rosen und einer gewissen kleinen blauen Blume. Dann giebt es noch eine andere Art von Kränzen; sie sind weiß, oder weiß und schwarz und bestehen aus geschabtem Horn. Sie halten sich vielleicht länger als die anderen, sind aber bei Weitem nicht so hübsch und auch nicht so beliebt. Ich habe sie auf den Kirchhöfen kaum bemerkt. Auch die kleinen Engel und die Jungfrauen von Gyps sind hier ausgestellt. Das Ganze bietet eine sehr lebhafte bunte Scene dar, in der die gelbe Farbe prädominirt. Also haben die Todten auch ihren Bazar.

La fête des Morts.

Der Feste haben die lebenden Pariser genug: Volksfeste und Kirchenfeste, ländliche Feste, Feuer- und Wasserfeste, — warum sollten denn die todten Pariser vergessen sein? Warum sollte ihnen nicht auch ein allgemeines Fest angestellt, warum ihnen nicht ein Tag des Jahres besonders geweiht werden? Die liebevolle katholische Kirche, die da will, daß Alle, Arme und Reiche, Priester und Laien, warm in ihrem Schooße ruhen, die der Todten so gern gedenkt, die so viel für sie betet, so manche Messe für sie lesen läßt, hat natürlich einen Tag der Tage für dieß gute, harmlose Volk angesetzt, einen Tag, wo man sie besonders trösten, sie

besonders mit Lebensgluth umhauchen will, an dem die Besuche, die Gebete, die Kränze, die Thränen, die Kreuzeszeichen, die Gesänge, ja auch geweihte Wasserbäche auf ihre stillen Wohnungen herabregnen.

Dieses Todtenfest fällt auf den zweiten November, und schon der Vorabend desselben ist von großer Bedeutung. An diesem Abende bekleidet tiefe Trauer die Kirchen. „C'est un jour, où personne ne devait rire!“ sagte mir Jemand, der gar nicht zur Zahl der „bigots“ gehört, und in der That, die Weise, in welcher die Pariser dieses Todtenfest, ihrer Glaubenslehre gemäß, begehen, muß Jeden, der Theil daran nimmt, zur tiefsten Trauer stimmen.

Ich ging an diesem Abend in die Kirche St. Philippe du Roule, wo ein kleiner Katafalk mit einfacher schwarzer Draperie und einem großen weißen Kreuze darauf errichtet war. Der Altar war ebenfalls mit Schwarz behangen und mit einem großen und mehren kleinen weißen Kreuzen verziert. Zahlreiche Kerzen umstanden den Katafalk und den Altar. Die Priester reihten sich zu beiden Seiten auf Bänken, der „Diacre“ saß in der Mitte. Der monotonste Gesang dröhnte immerfort, abwechselnd von der Orgel und dem Chor, nur unterbrochen von den Episteln, welche die Priester, nachdem sie mit vielen Verbeugungen und Gegenverneigungen vom Diacre zu dem kleinen schwarzbehangenen Pulte geführt worden waren, einzeln absangen.

Gegen 10 Uhr erst war diese Vorbereitung, zu der sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden, zu Ende.

Niemand arbeitet an diesem Abende. Eine sehr fleißige Dame legte ihre Hände in den Schooß und sagte: „La veille du jour des morts est le seul jour de l'année, où je ne travaille pas."

„J'espère qu'il ne pleuvra pas demain!" bemerkte eine andere Dame von meiner Bekanntschaft an demselben Vorabende, „cela fera tort aux morts et aux vivants." „Aux vivants" bezog sich auf die Verkäufer der schon genannten Immortellenkränze. Aber daß der Regen auch noch Einfluß auf die Todten üben sollte, das schien mir ein Bißchen weltlich oder blind katholisch gedacht. Denn das Argument war, daß, da bei schlechtem Wetter nicht so viele Beter auf die Kirchhöfe kommen würden, die Todten an der Summe des Lösegeldes zur Befreiung aus dem Fegefeuer verlieren möchten.

Mit dieser Betrachtung begann ich den so ernsten Tag, und eine zweite, nicht erfreulichere gesellte sich hinzu, nämlich die, daß doch die Menschen nicht aufhören wollen, das Heilige zu profaniren. Man hatte mir erzählt, daß am vorigen Abend so ernsthafte Schlägereien auf Montmartre vorgefallen seien, daß man sich genöthigt gesehen habe, die Gensdarmerie herbeizuholen. Diesen Vorabend des Festes benutzen nämlich Viele, die Gräber der Ihrigen auf den folgenden Tag auszuschmücken, und der Andrang des Volks war dabei sehr groß gewesen.

Jeder, der auch nur einen Verwandten im Todtenreiche hat, unternimmt an diesem Tage eine Wallfahrt zum Kirchhofe, sollte ihm selbst die Spur des Grabes

unbekannt sein. Viele fahren dahin in Wagen voller Blumen und Kränze.

Auch ich, obgleich ich keine geliebte Todte auf jenem Gottesacker zu beweinen hatte, schloß mich den Pilgern an, als Erinnerungsfest den Tag begehend, da wir Protestanten nun einmal gegen das Losbeten aus dem Fegefeuer protestiren.

In den Immortellenstraßen wurde der Handel mit all dem schon genannten Todtenkram eifriger als je betrieben; es war auch eine größere Anzahl von Waare da; Kränze aus rothen Immortellen und aus frischen Blumen, oder aus künstlichen Papierblumen wechselten mit den gelben ab. Auch die Knochen- oder Hornkränze waren heute nicht bloß weiß und schwarz, sondern verschiedenartig gefärbt. „Voyez, Madame, arrangeons nous! Cette couronne ne vous convient-elle pas?" So geht es lebhaft auf diesem eigenthümlichen Markte her, wo der Fleiß unter freiem Himmel wohnt, wie allenthalben in Paris, und wo man die Kränze entstehen und wachsen sieht.

Auf Montmartre angelangt, sahen wir eine fromme Schaar um das hohe steinerne Kreuz versammelt, welches inmitten eines freien Platzes, nicht weit vom Eingange, sich erhebt und hier anstatt der Kapelle dient. Die meisten Leute waren in Trauerkleidern und lagen weinend auf der feuchten Erde, — die Priester in der Mitte sangen die Todtenmesse, begleitet vom Serpent. Viele Thränen flossen, lautere Andacht herrschte, beson-

ders als der Curé, blaß, schmächtig und höchst ernst aussehend, seine kurze und schöne Rede sprach.

Das freie Himmelsgewölbe war unser Dom, und obwohl dieß immer der passendste Ort ist, Gott anzubeten, wie viel mehr noch am heutigen Tage, wo unsere Augen sich aufrichteten zur Befreiung so vieler Seelen. „Vous vous êtes réunis ici, mes frères, pour prier pour les ames de ceux, qui vous ont précédé," so that sich der fromme Mund des Predigers auf, — „et à cette occasion solennelle je vais vous adresser quelques mots, pour vous faire bien pénétrer de l'importance accablante de ce jour. Es ist unsere heilige Pflicht, uns der Todten zu erinnern, denn sie waren einst unsere Brüder und unsere Schwestern, ihre Gedanken waren uns offenbar, ihre Handlungen kreuzten die unserigen, sie lagen in unseren Armen, ihre Hände faßten unsere eigenen Hände. Gedenket euerer geliebten Todten und weinet. Bedenket aber auch zugleich, daß sie vielleicht noch nicht erlöst sind von den Fesseln der Sünde, und weinet und betet für sie. O, betet mit Inbrunst, daß durch die Kraft euerer heiligen Gedanken ihre Pein möge vermindert werden. Betet und höret nicht auf, damit sie bald mögen vereinigt werden mit der glücklichen Versammlung aller Heiligen. Es giebt vielleicht unter den Todten einige, die keine Angehörigen mehr haben, welche zu ihnen kommen konnten. Lasset sie nicht einsam stehen, beuget euch auch über ihre Gräber und betet für sie. Und während ihr so heiße Thränen vergießet über die Staubhügel der Eurigen,

kehret auch in euch selber ein, saget euch: die ganze Welt ist ein weites Grab, die Natur, nimmer gesättigt, verschlingt heute, was sie gestern erstehen ließ; mein Stündlein mag auch nahe sein; vielleicht habe ich heute zum letzten Male diese Todtenstätte freiwillig besucht, wer weiß, wie bald meine eigene sterbliche Hülle hier unter Kränzen ruhen wird! Lasset solche Gedanken euch begleiten, ermuthigen und läutern, wenn ihr von diesem Gottesacker wieder zurückkehrt in's thätige und geräuschvolle Leben. Da alle euere Freuden Gaben des Himmels sind, könnt ihr je zu viel zurückgeben aus der Dankbarkeit eueres Herzens? Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. O warum wolltet ihr nicht zu dem kleinen Häuflein gehören?".

So ungefähr sprach der gute Mann, der dann, die Versammelten ermahnend, sich dem Gebete anzuschließen, und mit dem heiligen Wasser sie Alle weihend, von dannen ging, um selbst eine theuere Stelle aufzusuchen. Die übrigen Priester und Chorknaben sangen nun noch ein Gebet am Kreuz und setzten sich dann, mit dem Crucifix voran, in Bewegung, immer singend, um ihre Procession durch alle Wege des Gottesackers zu machen, indem sie zu beiden Seiten die Gräber mit geweihtem Wasser besprengten.

Wir verfolgten unterdeß eine andere Richtung und erfreuten uns an den ausgeschmückten Gräbern, welche die zarte Sorgfalt der Verwandten bezeugten. Der Laurustinus mit seiner Unschuldsblüthe, die bunten Sterne des Chrysanthemum, die zarten Haideblümchen waren allent-

halben frisch gepflanzt, die gebrochenen Säulen mit neuen Kränzen umwunden, kein schwarzer verwelkter Kranz war zu sehen, und dieß erweckte Bewunderung und Hochachtung in mir. Hier sah man eine einsam Knieende; dort, neben dem Grabe der Tochter, wo Alles weiß blühte, saß die Mutter, mit mehren Anderen traulich und ruhig sich unterhaltend. Es war, als leisteten sie der einsamen Abgeschiedenen Gesellschaft, und gewiß unterhielten sie sich von ihrem Leben. An einer anderen Stelle wandelte eine schwarze Dame mit ihrem aufgeschlagenen Gebetbuche auf und nieder. Weiterhin begegnete uns eine alte Frau, laut schluchzend und sich gegen ihre Nachbarin beklagend. Es war eine würdige Todtenfeier! Und wie passend, daß dieses Fest in den Herbst fällt; denn streute nicht auch die Natur freiwillig ihren Goldregen der Blätter über die Gräber aus? Dieß ist, so zu sagen, der Geburtstag der Todten, das heißt, im ächt katholischen Glauben beten wir, daß sie geboren werden mögen zum ewigen Leben.

Aber ich starb dreifach an diesem Tage, durch den düsteren Gedanken der irrenden, leidenden Seelen, — die Natur im Sterbekleide und mein eigenes, einsames Herz! — So blickte ich nach dem Thurme von St. Denis, der fernhin am Horizonte so weiß hervortrat, und dachte, mit welcher Pracht wohl dieses Fest über den Grabstätten jener Königsfamilie begangen werden müsse. Hier war ich an dem Grabe Nourrit's angelangt und las die Worte: „Spes eorum immortalitate plena est.“ Wie liebevoll seine Freunde, die ihm dieß schöne

Denkmal setzten, seiner gedenken, war deutlich zu sehen an dem Glanze und der Frische der Blumen. Und man muß glauben, daß er dieß verdiente, da, obgleich Katholik, er doch ein fleißiger Bibelleser war. Aus diesem Buche der Bücher schöpfte er, wie einer seiner Bekannten mir sagte, die Vorbereitung zu seinen Rollen. „Il lisait tout ce qu'il y avait de meilleur dans la bible."

So pilgerten wir weiter, bis wir an die sogenannten „fosses communes" kamen. Diese bilden einen schroffen Gegensatz zu dem übrigen Theile. Nichts als schwarzbemalte hölzerne Kreuze mit weißen Inschriften, alle gleich dicht gesäet, von kleinen schwarzen Staketen umgeben. Blumen, wenn gleich nicht so auserwählte, wie an den einzelnen Denkmälern, blühten auch hier, und der liebenden, wenn gleich armen Hände waren viele beschäftigt, ihre Immortellenkränze aufzuhängen. Die „fosses communes" sind der Theil des Kirchhofs, auf dem die Armen unentgeltlich beerdigt werden. Man läßt jedes Grab fünf Jahre unangetastet, aber dann fällt es der Zerstörung anheim, und die Stätte gehört dann den Verwandten nicht mehr. „Oui, nous n'aurons pas plus de deux années encore pour notre fille," sagte eine alte Frau mit einem tiefen Seufzer. Es muß den Armen sein, als ob die Ihrigen zum zweiten Male stürben an dem Tage, wo man ihre Grabstätte auf immer zerstört. So predigt diese Stelle mit doppelter Kraft, daß alles Irdische vergeht. Früher war es aber noch nicht einmal so gut eingerichtet; man hatte eine

allgemeine Grube und ließ die Särge einen auf den anderen hinabgleiten.

Durch eine Mauer von dem übrigen getrennt, aber durch einen Seitenweg und ein offenes Thor zugänglich, liegt hier der Kirchhof der Juden. Wir gingen hinein. Aber welche Verwüstung herrschte ringsum, besonders auf der ganzen einen Seite, welche die „fosses communes“ zu enthalten schien oder vielleicht noch unoccupirte Plätze, die durch nichts als durch numerirte lange eiserne Stäbe bezeichnet waren. Kein Kreuz mehr! — Nichts als einfache Marmorplatten mit einem hebräischen Spruche, dem alten Testamente oder dem Talmud entnommen — wenig Blumen. Die Juden tragen also keine große Sorgfalt für ihre Todten, abgesehen davon, daß dieses Todtenfest für sie keine Bedeutung hat. Das einzige Grab, welches einige Auszeichnung hatte, war eines ganz im Hintergrunde, mit Ziegenköpfen an den Ecken der Marmortafel geschmückt und mit Ziegenköpfen ringsum am Staket. Die Bedeutung hiervon konnte ich nicht einsehen. Aber es erinnerte mich an des Schlächters Grab, welches sich auf Montmartre befindet und zwei große Ochsenköpfe als Attribute trägt.

Als wir Montmartre verließen, strömte erst recht die Menge der Pilgrimme herein, denn die Sonne, die sich bisher zaghaft hinter den Bergen gehalten, hatte sich erhoben; es war warm, wie im Sommer. Wir aber nahmen Platz in einer kleinen Caleſche und fuhren immer an der Stadtmauer entlang auf den Boulevards extérieurs dem Père Lachaise zu, welche Tour eine

Linie beschreibt von dem äußersten Norden nach dem äußersten Osten von Paris. Sie beträgt gerade ein Viertel des Umkreises der Stadt und geht an mehr als einem Dutzend von Barrieren vorbei. Bei der letzten von ihnen, der Barrière d'Aulnay, befindet sich der Haupteingang von Père Lachaise.

Die Boulevards extérieurs sind eben so häßlich in ihrer Art, wie die Boulevards intérieurs glänzend sind; das Pflaster ist unter aller Kritik holperig, zernichtet durch die großen Heerden von Ochsen, die über diese Straße zu ihren Bestimmungsorten, den Abattoirs, geführt werden, deren sich hier mehre in der Nähe befinden, als l'abattoire Montmartre, l'abattoire Chopmette, l'abattoir Ménilmontant, welches letztere das bedeutendste ist. So herrscht hier fast ewiger tiefer Koth, die Bäume sind unerfreulich, die hohe Mauer an der einen Seite schließt die bunten Freuden der Hauptstadt der Welt ein; elende Wohnungen reihen sich aneinander. Blousenmänner sind fast die einzigen Fußgänger, steinbeladene Wagen, vor denen fünf bis sechs einzeln hintereinander gespannte Pferde sich abquälen, das einzige Fuhrwerk.

Doch in der Nähe von Père Lachaise streckte sich heute zu beiden Seiten eine lange Reihe von Privatequipagen und Fiakern, Hunderte an der Zahl. Eine Gensdarmentruppe hatte ihren Stand vor den Pforten eingenommen, und wir strömten mit der Menge, die sehr beträchtlich war, hinein; aber die weite Todtenstadt Père Lachaise hat Raum für unzählige Todte und Lebendige. Unter den Letzteren bemerkte ich viele Priester,

viele blos Neugierige, weniger Trauernde; diese mochten wohl schon am Vorabende gekommen sein, man konnte es an den Zeichen ihres Andenkens, die sie zurückgelassen hatten, sehen.

Es ist nicht zu beschreiben, wie reich, wie künstlich die meisten Gräber ausgeschmückt waren. Das eines Knaben von acht Jahren strahlte wie ein Kleinod: ein steinernes Kreuz war mit Kränzen von künstlichen weißen Rosen, von rothen Rosen, von Orangeblüthen u. s. w., an denen künstliche Thautropfen glänzten, umwunden. Die Erde war mit frischen Stauden bepflanzt und dazwischen mit natürlichen Blumen bestreut, kein Plätzchen blumenleer. Es war, als wenn man von fernher die Mutterstimme hörte: „Schlaf', Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du."

Die Kapellen, deren es so viele hier giebt und die alle, wie ich schon früher beschrieben, schöne marmorne Altäre enthalten, waren heute von zahlreichen Kerzen erleuchtet. Die Flammen waren die Gebete der Verwandten, die zum Himmel emporbrannten.

„Mais, où est donc mon cousin?" so rief eine ganze Schaar kleiner Kinder, mit Kränzen über den runden Aermchen, fragend und suchend um die Mutter herlaufend. Es war des Vetters Grab, welches sie suchten. Man behandelt an diesem Tage die Gräber wie Personen: „Où est mon cousin? — Où est mon père? — Où est notre mère chérie?"

Viele Equipagen waren bis ganz in die Mitte des Kirchhofs hinaufgefahren, und eine stille, schweigsame,

ganz in Trauerflor gehüllte Familie stieg aus einer derselben heraus und verlor sich tief in die Gräberhaine. Vor allen fiel mir noch das Denkmal eines Capitains auf, der bei der Belagerung von Antwerpen 1832 im 30. Lebensjahre erschossen worden war. Es ist eine schwarze Kapelle mit der Inschrift: „Decorum est pro patria mori." Durch die Fenster der geräumigen Kapelle schien der Kerzenglanz und die Blumenpracht. Große Blumenkränze von weißen Rosen und feuerrothen Baumnelken mit langen flatternden Atlasbändern waren nach außen aufgehängt, dazu ein riesengroßer Kranz aus Lorbeerblättern. Urnen mit weichem, grünem Moos standen umher, vielleicht um den Wunsch anzudeuten, daß der Todte weich ruhen möge.

So wandelten wir immer weiter zwischen all den leuchtenden Kapellen und den Monumenten der Helden und Großen, — zwischen all den Steinen, von edlen Thaten und Kunstwerken redend, — zwischen all den zerbrochenen Säulen und Urnen, — zwischen all den Gestalten und Büsten, wie sie einst leibten und lebten, — zwischen all den ineinander geschlungenen Händen der treuen Gatten, — zwischen all den Symbolen der Ewigkeit und des Schlafes, dem Vogel der Nacht, der Eule, und den Mohn-, Epheu-, Lebensbaum- und Eichenzweigen, wie sie in zartverwebten und weichgemeißelten Blättern von Stein sich ineinander schlangen, — zwischen den hohen Pyramiden der Reichen und den Christusbildern und heiligen Jungfrauen der Frommen: „Sous la protection de Jésus et de Marie on repose en paix. Ave Ma-

ria, gratia plena, dominus tecum." Und zuletzt langten wir wieder bei der hochgelegenen Kapelle des Kirchhofs an, von der wir ausgegangen waren. Wir stiegen die Stufen hinauf und kamen eben zur rechten Stunde, um noch etwas von der Abendpredigt zu hören. Der Altar war erleuchtet und mit einem weißen Kreuz auf Schwarz drapirt. Unzählige kleine Kerzen brannten auch auf den eisernen Haken der Pyramiden zu Ehren der Todten. Die Kapelle war ganz voll von Zuhörern, die ihr Ohr der ernsten Predigt liehen, welche sie ermahnte: „Ayez donc une dévotion sincère pour les ames purgatoires." Laut schluchzte Alles um mich herum, und ich hätte mit weinen können, denn es war mir, als sähe ich die Qual der leidenden Seelen und die Flammen um sie her, so deutlich wurde hier das Fegefeuer geschildert. Welch' ein düsteres Bild! Wie muß es ihnen Angst machen vor dem Tode, dachte ich. „Car il y en a fort peu, mes frères, qui seront permis d'entrer immédiatement dans les portes du ciel," so versicherte der Priester. Wie hoffnungslos muß dieser Gedanke sein! Ich war tief ergriffen, wie Alle, besonders als die Priester und Chorknaben mit hellen Stimmen einen der „sept psaumes de la pénitence" anstimmten; es schallte voll und schön in den leeren Wänden der Kapelle und wurde mit Thränen begleitet. „Auditui meo dabis gaudium et laetitiam, et exultabunt ossa humiliata." (Faites-moi entendre une parole de consolation et de joie, et toutes les puissances de mon ame, que vous avez abattues et humiliées, tressailleront d'allégresse.)

Der Psalm war geendet, und der Priesterzug wallte hinaus, um singend seine Procession durch die Grab-alleeen zu begehen. Auch wir traten hinaus, und die weite wundervolle Aussicht mit dem Pantheon u. s. w. lag wieder vor uns. Es war schon dämmerig, und die untergehende Sonne vergoldete am Horizonte einen lichten Streifen, der übrige Himmel war bedeckt, und so stellten sich die Umrisse um so deutlicher dar, — die Chorsänger, gefolgt von einer großen Menge, zogen die goldenen Alleeen hinunter; ich nahm die Richtung nach Abälard's und Heloisens Ruhestätte, meinem Lieblingsplatze in diesem großen Garten, und immer hörten wir den langsamen, monotonen Gesang der Priester bald ferner, bald näher schallen. Er erinnerte mich an eine Dämmerungsstunde in Irland, als ich das freilich wilde, aber auch melancholische Hullabalo der Keening women, wie die Wellen des Meeres, von fernher rauschen hörte. Während ich so bei den unglücklich Liebenden stand, die von ihren Freunden der Gaben viele bekommen hatten, denn Kopf, Hände, Brust und Füße waren mit goldenen Immortellenkränzen bedeckt, wie feierlich umwehte mich ihr ehrwürdiges Andenken, und dazu die fernher getragenen Töne. Was wahr ist, was lieblich, was groß, was edel, rein und poetisch, sei es als Gedanke, als Gefühl, als That, als Gebet, das steigt gewiß wie Weihrauch zum Himmel auf, ungefesselt, und wird, wie Abel's Opfer, Anerkennung finden. Es ist der Odem, der wieder dahin zurückkehrt, von wo er kam. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Denn Him-

mel und Erde sind in ewigem Kampf. Wer erriethe es, daß, da wir eben den Vorhof oder Markt des Kirchhofs verlassen hatten, sich unmittelbar darauf eine Jahrmarkts-scene vor uns aufthat mit ihren Kuchenbuden und Hazard-spielen, ihrem Rouge et Noir, allen den Schießübungen, blinden Violinspielern u. s. w.! — „Voilà bien les Parisiens qui se font un amusement de tout,“ sagte meine Begleiterin. „En vérité c'est comme s'il y avait une fête“ (ein Jahrmarkt). Dann flog wieder Paris mit all seinen ausgekramten und aufgehäuften Bedürfnissen der Menschlichkeit an uns vorüber, — bis wir im Westen angelangt waren.

So endete „le jour des Morts.“

Mont Parnasse.

Dieser Gottesacker ist wohl lange nicht so groß und berühmt als Père Lachaise und auch nicht so romantisch als Montmartre, indeß interessirt er mich sehr, denn hier ist die Ruhestätte der unermüdlichen Soeurs de charité, hier finden die noch übrig gebliebenen müden Beine und Arme der alten Invaliden endlich Ruhe; hier öffnet sich auch manches frühe Grab den fleißigen Studenten des gelehrten Faubourg St. Germain. Jene drei, Gelehrte, Krieger und Nonnen, theilen diesen Gottesacker hauptsächlich mit den Armen. Ganz dicht daneben befindet sich noch eine besondere und durch eine Mauer geschiedene Abtheilung für die Hospitäler. — Besonders schöne Denkmäler giebt es hier nicht, nur

einige wenige, die sich durch eine Büste oder irgend einen Schmuck auszeichnen. Aber jede der vorhin genannten Klassen hat ihre eigenen Abzeichen, — die Soeur de la charité Einfachheit, die Krieger einen Spruch des Ruhms, die polytechnischen Schüler eine hohe Säule. Die Soeurs de la charité haben ein Feld für sich und nichts als hölzerne Kreuze, mit dem Namen und Alter der Schwester darauf und den Jahren ihrer Vocation, wie z. B.: „Ici repose Marie Joséphine Abraham, fille de la charité supérieure de l'hôpital Necker, agée de 59. ans et de vocation 33, décédée le 9. Août 1836."

Die Superieures zeichnen sich durch ein steinernes Kreuz aus, nicht minder einfach als die anderen. Weder Blumen noch Kränze erblickt man hier. Man kann sich nicht erwehren, zu denken, daß sie dort oben der Blumen desto mehr ernten werden, und daß dieß einfache Feld mit Kreuzen sich auch in Bezug auf ihre Bahn hienieden deuten läßt, wo sie mehr Leiden getragen, als Blumen gepflückt haben. „De Profundis," der Anfang eines der sieben Psalmen der Buße, sind die einzigen ihren Namen bisweilen beigefügten Worte. Sie haben hier aber wieder ihre Gemeinschaft behauptet, insofern sie getrennt von den Uebrigen liegen, aber es ist auch ganz recht, da sie zusammen eine Familie ausmachen.

Sehr häufig sieht man auf diesem Kirchhofe eine hübsch geaderte, leichte Marmorsäule sich erheben, mit goldener Inschrift; gewöhnlich finden sich zwei, drei und vier beisammen. Diese alle gehören Schülern der polytechnischen Schule an. Sie tragen das Gepräge der

Frische, der Jugend; sie zeigen an, daß der, welcher darunter ruht, eine Stütze, eine Säule des Staates werden wollte, und seine Kameraden haben sein Andenken geehrt. „Les élèves de l'école polytechnique à leur camarade N......“ Auch mehre bedeutende Krieger und Freunde Napoleon's ruhen hier, und Adler oder Helme oder ausgesprochene Worte ihres Kaisers sprechen von ihnen laut. Dann schlafen hier viele Studenten der medicinischen Schule, und darunter fand ich einen jungen Engländer. Das Grab eines Fremden rührt mich fast mehr als das eines berühmten Mannes. Ihm drückten nicht die warmen Mutterhände die Augen zu. Wer kommt, auf seinem Grabe zu weinen? Nur fremde Töne hört sein Stein. O, wer vermißt das Sehnen dieser sterbenden Seele!

Während der fünf Minuten, welche wir hier bei den Fosses communes standen, sahen wir zwei Beerdigungen von Armen; sie waren wohl geeignet, zur höchsten Betrübniß zu stimmen. Der Sarg kam in dem sogenannten Corbillard an, wurde seiner schwarzen Decke entledigt und in seiner nackten Weiße von einigen der Begleitenden bis an's Ende der langen Grube getragen, wo ein Arbeiter bereit stand. Der Sarg schurrte hinunter und wurde dann in ein leeres Loch über einen anderen geschoben, etwas Erde davor geschüttet, und damit Basta! Eine trauernde Frau legte einen Immortellenkranz darauf, um damit die Stelle zu bezeichnen. Man ging fort. Eine andere Leiche kam, ein Negerknabe folgte weinend, — man stellte den Sarg auf den Grund der Grube, legte

zur Seite und oben darauf ein dünnes Bret, etwas Erde, und somit war es geschehen. Dieß bleibt so, bis ein anderer gebracht wird. Man setzt so drei, vier Särge, einen auf den anderen. Einer der Begleiter reichte dem Todtengräber einige Sous hinunter, man ging fort, und der Todtengräber zog sein Butterbrot aus der Tasche und aß. Alles ging geschwind und handwerksmäßig. Zwei Soldaten, die mit uns dabei standen und es ansahen, sagten: „C'est dégoutant; du moins on ne fait pas cela en Province." Ich dachte an unsere stillen Landfriedhöfe, wo auch die Armen bei einander ruhen können und nicht auf einander geworfen werden. „Wer kennt ihre Stätte noch?" — Kreuze drängen sich hier eins auf's andere. — Selbst hier haben sie sich aus dem Tumulte nicht retten können, immer noch Masse, keine Individualität für den Armen, kein Elbogenraum.

Es ist wahr, daß die Fosses communes einen sehr traurigen Anblick gewähren und schwerlich einen unsterblichen Gray mit sanfter Melancholie und süßer Wehmuth inspirirt hätten:

> „Hark! how the sacred calm that breathes around
> Bids every fierce tumultuous passion cease — —
> In still small accents whispering from the ground,
> A grateful earnest of eternal peace."

Solche Gefühle bleiben hier fern, es ist kein Friedhof.

Die Leichen aus den Hospitälern werden, wenn sie nicht von ihren Verwandten reclamirt worden sind, in Säcken begraben, ohne Sarg. Allemal um Mitternacht kommt

der Corbillard und holt sie ab. Von den Fosses communes unterscheiden sich die Fosses temporaires, für die man bezahlt und wo Jeder einzeln begraben wird. Ihre Dauer ist fünf Jahre, und die Kosten betragen fünfzig und zwanzig Francs. Nach Verlauf dieser Zeit kann man den Contract erneuern, aber man muß den Platz verändern. Die Tombeaux à perpétuité kosten 500 Francs; man kann sie so tief bekommen, als man will, und braucht die Summe erst in zehn Jahren allmälig abzuzahlen; wenn aber während dieser Zeit ein zweites Mitglied der Familie stirbt, so muß das Capital in Richtigkeit gebracht werden.

Schöne düstere Cypressenalleeen sind der einzige romantische Zug dieses Kirchhofs. Aussichten giebt es nicht.

In dem benachbarten Cimetière des hôpitaux ist zugleich eine Abtheilung für Verbrecher, und unter ihnen ist auch Fieschi begraben. Die Gräber sind nach Monaten eingetheilt, es herrscht hier mehr Ordnung und Schmuck als in den Fosses communes. Es sind Beete, mit Rasen bedeckt, und sie erinnern an die Dortoirs der Hospitäler.

Auch viele Bewohner des Faubourg St. Germain werden auf Mont Parnasse begraben, weil er ihnen am nächsten liegt. Als ich hinausging, saß da auf einem Steine vor der Pforte ein Invalide, dem beide Beine fehlten, mit einem sehr lebensfrohen Gesichte, seine beiden hölzernen Beine ließ er baumeln. Sein letztes Bett wird der Ellen nicht viele bedürfen.

Der Friedhof auf dem Mont Valérien.

Der Kirchhof von Montmartre ist hoch, Père Lachaise höher, aber der höchste Wohnplatz, den die Pariser Todten sich gewählt haben, liegt auf dem Mont Valérien.

Es ist ein kleiner ländlicher Friedhof mit der schönsten Aussicht; man erzählte mir, es sei früher sehr fashionable gewesen, sich hier begraben zu lassen. Hoch oben giebt es hier am Abhange eine steinerne Treppe, die in einen dunkelen Hain führt, wo der düstere, trostlose Schmerz in Cypressen dahin starrt, wo Thränen sich in Trauerweiden auflösen. An der einen Seite ist der Kirchhof der Jesuiten, die früher ihr Kloster auf diesem Berge hatten. Wir fanden ihn verschlossen, doch über die kleine Hecke hinweg und durch die Büsche sahen wir die hölzernen Kreuze in klösterlicher Monotonie neben einander stehen, vom großen steinernen Kreuze eines Superiors überragt.

An der anderen Seite ist der Ruheplatz der Weltlichen. Wir gelangten durch das Häuslein des Todtengräbers, das am Fuße der Treppe gelegen ist, dahin. Eine Mutter Gottes stand hier in ihrer Kapelle. Sie sollte wohl diesem einsamen Häuschen Schutz verleihen. Drinnen saß eine irdische Mutter, umgeben von ihren Kindlein und den Heiligenbildern an der Wand. Im Kirchhofe selbst kletterten wir auf und ab, lasen manch frommen Spruch, hier gab es deren längere als auf Père Lachaise, aber es fehlte dagegen an Werken der bildenden

Kunst. Nur ein epheuumrankter Sarkophag fiel uns als einfach und hübsch auf. Wir lasen daran: „Hic jacet Catharina de Bruce, Jacobi filia ex regali Scotorum familia. Obiit Parisiis die vigesimo quarto Jan. Anno 1829." Wie fern ruht sie von ihren Highlands, die Schottin! Hatte sie ihre Hülle so hoch hinaufgeflüchtet in dem Wahne, vielleicht doch etwas hinüberschauen zu können? Singt sie nicht unter ihrem steinernen Deckel: „My heart's in the Highlands, my heart is not here!"

Das Grabmal der Frau von Genlis war früher auch hier, aber Louis Philipp hat es versetzen lassen, nach Père Lachaise, glaube ich, um seine Lehrerin besser zu ehren.

Wallnußbäume verbreiteten ihren Schatten, der Lebensbaum war in Blüthe, und viele wilde Blumen sproßten zu meinen Füßen im Rasen. Gartenblumen wuchsen hier auch, aber nicht in solcher Fülle und nicht so sorgsam gepflegt wie auf Montmartre. Auch die Immortellenkränze und ihren goldenen Schein vermißte ich meistens schon. Es scheint, daß sich die Freunde der Todten selten bis hierher versteigen. Die Aussicht muß die Letzteren entschädigen, ganz Paris liegt zu ihren Füßen. Und wenn sie weniger weltlich gesinnt sind, die Todten, so können sie ihre Blicke auf Nanterre verweilen lassen, wo Sainte Géneviève geboren ward und wohin früher viele Processionen gingen.

Fern vom Weltengetümmel liegen sie hier, die guten, todten Pariser, und rund umher beschützt von den neuen Wällen und Mauern der Kriegskunst. Doch wer

weiß, ob nicht einmal der Tag kommen mag, wo man sie aus ihrer Ruhe wecken wird mit Kanonendonner und Bombengekrach. Da werden sie sich verwundert umschauen und meinen, es sei ihr Tag gekommen, der Tag des großen Richters. Aber es ist der Tag des Feindes, und die armen, müden Todten sind nur geweckt worden, um noch einmal Kriegsgeschrei und Streit und Zank zu hören und Jammer und Noth mit anzusehen. Schnell schließen sie die Augen wieder, wickeln sich fester ein in ihr Todtengewand und lassen um sich her vorgehen, was da will.

Les chapelles ardentes.

Wie die Wohnungen der todten Pariser mit Liebe und Sorgfalt ausgeschmückt sind, wie man sie mit künstlichen und natürlichen Blumen, diesem Lieblingsputz auch der lebendigen Pariser, ziert, wie man ihnen den Genuß der Kunst, der bildenden und steinbelebenden, zu Theil werden läßt, wie man ihnen Feste giebt und es ihnen an Gesellschaft nicht fehlen darf, so ist auch ihre Reise von der Lebensstadt zum Todtengarten mit vielem Pomp verbunden, besonders wenn ein vornehmer Todter bestattet wird. Kerzen glühen, Gesänge erschallen für ihn, die Kirche und sein eigenes Hotel legen ihr Trauergewand an für ihn, Vorhallen werden ihm gebaut, und alle Vorübergehenden nehmen Theil an seinem Schicksale, an seinem letzten Triumphe. Ja ganz Paris ist oft in Aufruhr um einen Todten, Regimenter sind auf

den Beinen, das ganze Artilleriegeschütz ist ausgerückt, alle Marschälle und Generale sind mit ihren Kreuzen und Orden behangen, alle Akademiker aus ihren Studien gerissen. Und wer viele berühmte Männer auf einem Haufen sehen will, der suche nur einer bedeutenden Todtenmesse beizuwohnen.

Mit jenen Vorhallen meine ich die Chapelles ardentes, welche einige Stunden vor der Beerdigung unter der großen Portecochère des Hotels eingerichtet werden. Sie sind je nach der höheren oder geringeren Stellung des Todten mehr oder weniger prächtig. Die hohe weite schwarze Draperie, welche diese Portecochère bedeckt und oben mit dem Wappen des Verstorbenen gekrönt ist, wird unten etwas zurückgehalten, und da sieht man in eine tiefe, aus schwarzem Gehänge gebildete, mit einem großen silbernen Kreuze verzierte Kapelle hinein, inmitten welcher der gleichfalls schwarz- und silberbehangene Sarg steht, mit zahlreichen Kerzen umkränzt. Die Vorübergehenden treten hinzu, um mit geheiligtem Wasser den Sarg zu besprengen, zu welchem Ende ein silbernes Gefäß mit dem Weihwedel (goupillon) darin bereit steht. Sich bekreuzigend gehen sie von dannen. Was bei den Reichen von Silber ist, die Franzen, Kreuze und Verzierungen, ist bei den Geringeren einfach weiß, und die Armen haben gar kein Gehänge, der bloße Sarg mit einigen Kerzen steht allein da.

Die Kosten einer Beerdigung in Paris sind nicht unbeträchtlich. Die einfachste Begräbnißfeier in einer Bürgerfamilie in Paris kostet wenigstens 700 Francs. Da-

für hat man einen Priester, der 24 Stunden bei der Leiche wacht und betet, und eine Messe. Eine prächtige Todtenfeier indeß, wo die Kirche und alle Priester im Trauergewande sind, wozu ein reicher Katafalk u. s. w. gehört, wo alle Messen des Tages für den Todten gehalten werden, kommt wenigstens auf fünf= bis sechstausend Francs. Das ist eine theuere Reise vom Faubourg St. Germain nach Père Lachaise. Man könnte für dieselbe Summe durch die Champagne fliegen, durch Metz, dann die Mosel hinunter bis Trier, dort den heiligen ungenähten Rock unseres Heilands mit gläubigem Herzen beschauen und die wunden Füße der Pilger; weiter die Mosel hinunter bis Coblenz sich winden, seine Freunde am Rhein besuchen, allerlei Festungen und Ruinen beschauen, die Lurleynixe brausen hören, auf dem glatten, unabsehbaren Wasserspiegel bei Bingen, oder bei Aßmannshausen, Johannisberg, Hochheim weinumkränzt sein Mittagsmahl einnehmen, in Frankfurt unter den neuen Kaisern gähnen, durch den Wald= und Obstgarten Deutschlands bis Dresden und noch weiter schwimmen, und wieder zurückfliegen nach Paris geradesweges, ohne weder rechts noch links zu sehen. Das könnte man Alles für ungefähr dieselbe Summe haben. Und ich würde diesen kleinen Ausflug jenem zum blumenbedeckten Père Lachaise vorziehen, vorzüglich da man ihn freiwillig machen kann. Denn wie geht es dem todten Pariser? In achtundvierzig Stunden bekommt er seinen Laufpaß, das ist die längste Zeit, die man ihn im Hause dulden darf. Den Pariser aus

seinem Paris jagen, welches er seine ganze Lebenszeit so geliebt hat, dessen Pflaster er hätte küssen können, das ist doch hart! Aber die Polizei mischt sich drein, und die spricht immer sehr bestimmt an diesem Orte.

Sobald in Paris zwei Augenkerzen erloschen sind und eine Zunge stille steht, wird der Fall der Mairie angezeigt; ein Arzt wird vom Gouvernement in's Haus geschickt, um zu untersuchen, ob die Person wirklich todt sei — die Pariser sind ja einmal so lebendig — und ob sie an der Krankheit gestorben, die der Hausarzt angegeben hat. Dieß geht gleich in den ersten vierundzwanzig Stunden vor, und ehe jener Arzt erschienen ist, rührt man den Todten nicht an. Jedes Quartier hat seinen Todtenarzt oder Paßertheiler. Die zweite Station der Reise des todten Parisers ist die Kirche, und dahin wollen wir ihn nun auch begleiten.

Beerdigung in der Kirche St. Thomas d'Aquin und in St. Merry. Der Reiche und der Arme.

Schwarz behangen war das Portal außen und schwarz behangen das innere Schiff der Kirche. So trat man in das geheimnißvolle Dunkel, in's finstere Thal. Ein hoher und sehr prachtvoller Katafalk, mit Silber gestickt und mit silbernem Kreuz überhangen, war inmitten aufgerichtet, rund umher auf den Stufen hohe Kerzen ohne Zahl, aber sie waren noch nicht angezündet. Der Altar war ebenfalls in reichem Trauergewande und mit einem Garten

von Kerzen bedeckt. Zur Seite des Katafalks standen Stühle, mit Schwarz behangen, für die nächsten Anverwandten.

Für verheirathete Personen ist die Kirchentrauer Schwarz mit Silber, für unverheirathete Weiß mit Gold. Diese Todtenfeier galt einer vornehmen Dame des Faubourg St. Germain. In einer Kapelle des St. Vincent de Paul wurde eine „basse messe“ gehalten, und der Priester war im Trauerkleide, aber der kleine Sacristan in seiner blauen Blouse und seinem Alltagskleide, wie diese Leute immer an den Wochentagen erscheinen. Auch hatte er nicht den Eifer Fridolin's, denn er murmelte seine Worte vor sich hin, während seine Augen umherschweiften. „Il n'est pas si bête de penser ce qu'il dit,“ sagte meine Nachbarin.

Darnach wurde noch eine Messe in der Marienkapelle gelesen, und bald darauf schlug es Zwölf. Die Kerzen um den Katafalk und auf dem Altare, sowie die Kronleuchter wurden angezündet; auf sechs hohen massiven Leuchtern zunächst am Katafalk und auf zweien vor dem Altar flackerte eine niedere grüne Flamme. „Und wenn ich schon wanderte im finstern Thal, so fürchte ich dennoch kein Unglück, denn du bist bei mir.“

Nun waren die Schweizer im reichen Ornate mit schwarzem Flor an ihren Stäben in Bereitschaft, die Huissiers mit ihren silbernen Ketten behangen, und die ganze Schaar der Priester und Chorknaben in Schwarz und Silber strömte aus der Sacristei, während der Sarg in die Kirche getragen wurde, umgeben von einer reichen Zahl von Verwandten und Freunden.

Nicht weit von der Kirchenthüre begegneten sich die Geistlichen und die Weltlichen. Da wurde der Sarg niedergestellt, und der feierliche Todtengesang erhob sich: „De profundis clamavi ad te, Domine." Es giebt nichts Schöneres, nichts Erhabeneres in der katholischen Kirche. Schon die bloße Erfindung dieser Töne giebt eine Gewißheit unseres ewigen Lebens; denn alles Schöne und Gute, was der Mensch erdacht, führt uns dahin. Wie müssen diese Töne die Verwandten durchdringen! Die drei nächsten standen in langen Trauermänteln mit breiten weißen Binden um den Arm, den Kopf gesenkt. Vorigen Sonntag noch hatte die Verstorbene selbst die Messe in dieser Kirche mitgefeiert, „in Lebensfülle strebend," und beim klaren Sonnenlichte — heute schrie die Seele aus dem tiefen Abgrunde hinauf zu Gott: „O Herr, höre die Stimme meines Flehens." Und nun trug man den Sarg weiter hinein und schob ihn in den Katafalk, wo die tröstenden Kerzen leuchteten, und die Verwandten (es waren darunter viele Männer von Ansehen und Ruhm) nahmen Platz rund umher und die Priester am Altar.

Immerfort schweben die Töne, immerfort steigen die Gebete auf, um den strengen gerechten Weltrichter zu versöhnen, und mir scheint, daß ich das Seufzen der Seele tief unten im Katafalk höre: „O Herr, verdamme mich nicht zum ewigen Feuer!" — Es giebt aber nur Eines, welches sie entbinden kann von der Last ihrer Sünden: „Das bist du, o Lamm Gottes!" Und als nun endlich der Priester die Hostie in die Höhe hielt,

da athmete die Seele unter dem niederen Sargdeckel wieder auf, da wurden ihre Freunde beruhigt, mit Hoffnung kann sie nun der Erde anvertraut werden, sie ist würdig der letzten Weihe. — Man zieht den Sarg aus dem Katafalk, der Priester besprengt ihn mit dem heiligen Wasser im Zeichen des Kreuzes und darauf die ganze Schaar der Verwandten und Freunde nach der Reihe. Ich dachte dabei: da diese Todte so viele Freunde hatte, so wird ihr Körper und ihre Seele desto vollkommener zum Leben eingeweiht. So wahr ist es, daß, wenn man viel geliebt hat, Einem auch viel vergeben werden wird.

Nachdem diese letzte Ceremonie zu Ende war, wurde der Sarg, mit seinem silbergestickten Laken bedeckt, aus der Kirche getragen, und der lange Zug der Wagen setzte sich allmälig in Bewegung zum gemeinschaftlichen Garten der Christen.

Ich sah am selben Tage in der Kirche St. Merry, die in einem Quartiere der Armen liegt, noch eine Todtenfeier. Ganz anders war es hier. Die Kirche war in ihrem gewöhnlichen Gewande. Niemand wußte lange vorher von dem Todesfalle. Ein Corbillard (Leichenwagen) hielt vor der Thüre, ein hölzerner Sarg wurde hereingebracht und nicht weit von der Kirchenthüre hingestellt. Ein Kranz von weißen Blumen lag darauf. Ein Priester wurde herbeigeholt, der Sacristan mit einer Kerze in der Hand begleitete ihn, die wenigen Verwandten, darunter alte Frauen in ihren Holzschuhen, ordneten sich stille zu beiden Seiten. Statt der tiefen Töne des Serpent, statt der reinen Stimmen der Chor-

finder, ertönten nur die Worte des Priesters, die er schnell über den Sarg hinmurmelte. Darauf trug man den letzteren in die Sacristei, und in diesem Augenblicke brach ein Mädchen, das unter den Verwandten gestanden, in lautes Schluchzen aus. Ich bemerkte, daß sie ein schwarzes und weißes Kleid anhatte, und vermuthete, daß die Verstorbene ihre Schwester gewesen sein mochte.

Sie blieb auf der Stelle wie angewurzelt stehen, aber eine alte Frau zog sie ziemlich unsanft hinweg. Niemand nahm sie weich und warm in die Arme, Niemand tröstete sie, sie verbarg ihr Gesicht in ihrer Schürze, und ich hörte den Klang ihrer Holzschuhe mit Schmerzen verhallen. Dieses Schluchzen und diese Thränen waren die hohen Kerzenflammen, der erhabene Gesang für die arme Todte.

Begräbniß eines Pair de France.

Die gedämpfte Trommel weckte mich. Ich sah aus dem Fenster. Da war eine Mauer von Soldaten rings um den Platz gestellt.

Unserem Hause galt es; ich hatte nichts davon gewußt. Ein Marquis, General und Pair von Frankreich, war darin verstorben und sollte heute Morgen begraben werden.

Gerade unter meinem Zimmer brannte die Chapelle ardente, und bald kam auch der Corbillard an, mit Federbüschen und kostbaren Gehängen prächtig verziert, und nun erschienen die Freunde und Verwandten, darunter viele Generale. In knappen kurzen Hosen, schwarzem Man-

tel und dreieckigem Hute figurirte der Maître de cérémonie zwischen dieser Wagen- und Menschenmasse. Er hat das Amt, das Ganze zu ordnen, und seinem Commandoworte müssen heute Majore und Generale gehorchen. „C'est le croque-mort en chef," sagte meine Freundin, mit der ich aus dem Fenster sah; „il a l'air d'un héros de comédie," bemerkte eine Andere. In der That, er muß diese Tragödie so oft, vielleicht täglich spielen, daß sie ihm zur anderen Natur wird, und je bunter es dabei hergeht, desto lieber ist es ihm. Der Sarg wurde in den Todtenwagen gehoben, vier Generale nahmen die Schnuren (les cordons) in die Hand. Die Pairskrone mit großen Perlen, das große Ordenskreuz der Ehrenlegion am breiten rothen Bande, der Generalshut, die Epauletten und der Degen wurden auf rothen Kissen hinterhergetragen. Dann kam der Sohn des Verstorbenen in langem Trauermantel, und ihm folgten viele Generale und Pairs und unzählige Freunde, Alle mit entblößtem Haupte, die leeren Wagen fuhren hinterdrein, und das Ganze ward von Soldaten umschlossen.

Wir folgten dem Zuge in die Kirche St. Thomas d'Aquin; schon war sie schwarz behangen, schon war die Menge darin so groß, daß wir kaum bis in die Mitte vordringen konnten. Das Requiescat in pace empfing auch diesen entseelten Körper wie alle anderen.

Das Libera me domine, das bittende, der Chorkinder unterbrach die tiefe Stille. Die Symbole des Ruhmes und Adels, die Krone u. s. w., blieben vor der

Thür des Katafalks auf Sesseln liegen. Nicht hatte der Degen sich des letzten Feindes erwehren können; die Pairskrone war nun gegen die Krone des Himmels umgetauscht worden. Wenigstens fleht der immertönende Gesang darum. Er hat die Angst der Seele gemalt, ihr Kämpfen und Gottes Zürnen, endlich kommt die Gnadensonne herab: „Beati mortui, qui in Domino moriuntur.“

Die Priester und Freunde sprengten das Weihwasser über den Sarg und verbeugten sich dann vor dem Sohne, dessen Thränen reichlich flossen. Ein alter General, der beste Freund seines Vaters, und ein junger Mann, sein eigener bester Freund, umarmten ihn. „What,“ rief ein Engländer in unserer Gesellschaft aus, „one man kiss the other? how soft! how weak!“

Ich aber sage: die guten Franzosen, sie haben Liebe und Zeichen der Liebe!

Der Sarg wurde hinausgetragen, die Kerzen gelöscht; der Zug ging nach dem Gottesacker. Wir begaben uns nach Haus, und an der Treppe begegnete uns der Kammerdiener des Generals mit dem Hute, den Epauletten und der Pairskrone seines Herrn.

Lafitte's Begräbnißtag den 30. Mai 1844.

Jacques Lafitte ist todt — le prince des raboteurs — wie er sich selbst genannt hat, oder der Vater eines Prinzen de l'empire, was er wirklich ist. Aber nicht seiner Abkunft oder Nachkommenschaft wegen, sondern

um seiner selbst und um desjenigen willen, was er aus sich gemacht, soll ihm heute auf seiner Reise nach Père Lachaise so viel Ehre geschehen.

Ganz Paris ist in Aufruhr; die Herren haben gestern Abend schon alle nervöse Damen in Angst gesetzt mit der Versicherung, daß eine Revolution ausbrechen würde auf dem Kirchhofe. Und ganz ungegründet ist eine solche Furcht wohl nie an Tagen der Oeffentlichkeit und des Auflaufes in Paris, besonders heute, wo es einem großen Partei-Manne gilt.

Ich ging um Mittag durch die Tuilerieen, und eine große Volksmasse wallte mir entgegen. In der Rue de la Paix wogte es noch mehr, alle Pfähle waren besetzt, selbst einige Laden geschlossen.

„Mais il repassera par ici en revenant de l'église,“ hörte ich aus jedem Munde. Endlich hatte ich das Haus meiner Freunde erreicht in der Rue St. Honoré au premier, ganz nahe bei der Place Vendôme. Da standen sie alle auf dem Balcon, hatten den ganzen Morgen dort gestanden und den großen Todten mit all seiner Umgebung zu Fuß und zu Pferd, in Uniform und im Civilrocke, mit und ohne Ordensband um den Vendome-Platz biegen und hinunterziehen sehen zur Kirche St. Roche. Ich sah nur noch, wie von Weitem die Federbüsche des Corbillards wehten, wie die Helme der Dragoner und die Lanzen der Lanciers in der Sonne blitzten bis weit nach dem Palais-Royal hin — sah, wie die Wagen und die Regimenter der Krieger bis nach

dem Vendome=Platze sich zogen und da noch nicht zu Ende zu sein schienen.

Unterdeß wurde eine große Messe von Händel in der Kirche gesungen. Hätte man Hoffnung gehabt, durch den Haufen sich drängen zu können, wie gern hätte man ihr zugehört. Aber so theilten wir das Schicksal des Wartens mit vielen anderen Sterblichen unter und über uns. Denn so weit das Auge reichte, waren alle Thüren, alle Fenster, alle Balcons mit Neugierigen besetzt. Sie glaubten Alle, wie die Zeitungen es Tags zuvor angekündigt hatten, Monsieur Jacques Lafitte werde von St. Roche wieder zurück, über den Vendome=Platz kommen, damit auf den Boulevards der Zug sogleich hinreichenden Raum finden möge, sich besser zu entfalten, als es in der Rue Richelieu der Fall sein konnte.

Aber die Journale hatten uns getäuscht, und nach einer Weile sahen wir von fern den Leichenwagen sich sehr langsam in Bewegung setzen, die blitzenden Helme ihm folgen und verschwinden; der uns nähere Theil des Zuges rückte nach, und länger und länger, und nimmer endend entwickelte sich dieser Schweif von dem Vendome=Platze her, Wagen an Wagen, darunter auch königliche. Ein Detachement kam nach dem anderen, Husaren, Lanciers, Nationalgarden, jedes Regiment hatte einen Trupp geschickt. Auch eine Reihe von Geschützen mit ihren Kanonieren war nicht vergessen. Schon längst war der Corbillard aus unserem Gesichte verschwunden, und noch immer ging es so fort. Fürwahr, Napoleon

da oben auf der Säule mußte heute seine Freude haben an diesen bunten Uniformen.

Nun denke man sich diesen ungeheueren Schweif nach Père Lachaise hinziehen; man bemerke, wie der liberale Todte vor dem Freiheitsengel der Julisäule vorbeipassirt; man vergegenwärtige sich alle die beredten Lippen, die über dem geöffneten Grabe sich aufthaten; man stelle sich die Masse Volks vor, die sich hinzudrängen wollte, dann den Enthusiasmus, der Béranger's Pferde vor seinem Wagen ausspannte, um ihn selber im Triumphe weiter zu ziehen; man erwäge ferner, daß diese ganze große Masse heißer Köpfe durch weise Vorsichtsmaßregeln im Zaume gehalten wurde, und man wird bekennen, daß dieß einen bedeutenden Moment für Père Lachaise, für Paris, für die Philosophie giebt. So ist denn Père Lachaise wieder um einen großen Mann reicher geworden. Paris mag sich der unendlichen Anzahl seiner berühmten Männer rühmen; aber Père Lachaise lächelt darüber, denn ihm fallen doch am Ende die meisten anheim.

Der größte Todte von Paris im Dom der Invaliden.

(Im September 1843.)

In der Höhlung eines nackten Felsens ruhte er einst, umspielt von den Wellen des Meeres; aber der Held des Tages, der kühne Seeprinz, führte ihn zurück über den Ocean und in die Mitte seiner getreuen alten Soldaten.

Noch spricht man mit Entzücken von der Procession,

als man les cendres de Napoléon vom Arc de l'Etoile die Champs Elisées hinab, über den Pont de la Concorde, vor der Chambre des Députés vorbei nach dem Dom der Invaliden trug. Hätte er es ahnen können, er, der selbst den Grundstein zu diesem Triumphbogen legen ließ, er, dessen Geburtsdatum unter diesem Steine ruht, der mit Marie Louise seinen festlichen Einzug hier hielt, daß einst seine sterblichen Gebeine durch dieses selbe Thor ihren Triumphzug halten würden? Wir sprechen oft von fabelhaften, abenteuerlichen, unwahrscheinlichen Dingen, als einer anderen Welt angehörend. Die Geschichte Napoleon's ist ein Gewebe von Mährchen.

Da stand ich nun unter dem hochgewölbten Dome; durch besondere Gunst eines Offiziers, eines der Inspectoren, war uns der Weg dahin gebahnt worden, denn dem Fremden ist in diesem Augenblicke der Einlaß nicht erlaubt, weil man darin arbeitet und Alles in der größten Unordnung ist, voll Schutt und Erdhügel und Tiefen. Man arbeitet an dem Grabmale Napoleon's. Vor der tiefen Grube stand ich, die man gemacht hatte zur Wölbung des Grabes. Und diese weite Grube trennte mich von dem Platze, wo der hohe Todte selber stand. Ach nein! noch mehr trennte mich von ihm, dem großen, angebeteten Helden seiner Zeit, — eine kleine Lattenthür und breterne Wände, welche Napoleon's Sarg verdeckten. Allein war er auf dem einsamen St. Helena, allein steht er nun auch wieder hier; fern von seiner Josephine, die noch immer in Rueil für ihn betet — fern, fern von seinem Sohne — getrennt von allen seinen Helden,

welche die freie Luft von Père Lachaise umweht — abgeschieden von der ganzen königlichen Todtenschaar.

O hätte ich nicht über die Grube springen, hätte ich nicht die schwache Thür und dann den Sarg aufsprengen mögen.

Unser Begleiter, jener Offizier, war bei der Oeffnung des Sarges zugegen gewesen, die hier gleich nach dessen Ankunft im Dome vor dem Könige allein stattgefunden hatte.

„Il n'était pas changé du tout. Il n'y avait que la semelle d'une de ses bottes, qui était un peu altéré.“

So scheint es demnach falsch, daß man diese ehrwürdigen Ueberreste allgemein „les cendres de Napoléon“ benannte, indeß war es ein poetischer Ausdruck.

Man zeigte mir das Modell des Monuments, welches indeß noch nicht vollendet war.

Ein Hochaltar soll erbaut werden, mit allegorischen Figuren, und eine Treppe hinter demselben in's Gewölbe führen, in dessen Mitte „les cendres“ in einem einfachen Sarkophage ruhen werden, den ringsum eine Arcade umlaufen wird, mit Statuen und allegorischen Figuren geschmückt.

Ob dieser Plan indeß nicht noch verändert werden wird, dafür kann Niemand stehen. Sieben Jahre können noch bis zur Vollendung desselben vergehen; denn manchmal mag die Geldquelle stocken oder der cararische Marmor sich unterwegs ein Bißchen aufhalten. Von 500,000 Francs Kosten hörte ich reden. Drum muß Na-

poleon in seiner kleinen Kapelle geduldig warten; man lernt ja Manches im Tode, was man im Leben nicht gekannt hat. Doch nein, der Kaiser hat auf St. Helena schon bittere, große Geduld gelernt. „Dieu que cet homme a souffert!“ rief neulich Jemand aus; es war freilich kein Legitimist.

Viele tadeln freilich die Idee, ihn im Schooße seiner Invaliden zu betten, und meinen, er hätte unter der Vendome-Säule bestattet werden sollen. Wie dem nun sei und wo er auch sei, Napoleon soll der Held und Stern sein von meinen lieben todten Parisern.

Aber da wir immerfort im Reiche des Gerippengeschlechts wandern, da wir wie Maulwürfe blindlings uns in alle Löcher stecken, da wir wie Hyänen auf Todtenraub ausgehen, so dürfen wir hier im Dome der Invaliden auch die Unglücklichen nicht vergessen, welche als Opfer des ersten schrecklichsten und mißglückten Angriffs auf Louis Philipp's Leben fielen. Man hat den verstümmelten Ueberresten die Ehre angethan, sie im Verein in dieser Kirche zu beherbergen. Dieser Leichenzug soll auch sehr prächtig gewesen sein, und dabei sehr herzergreifend. Er kam nicht von derselben Seite wie der Napoleon'sche, sondern von der entgegengesetzten, von den Boulevards her, wo man noch die Stelle des Falles der Getroffenen zeigt. Unter diesen Opfern war ein junges Mädchen, in einem weißen Wagen von einem weißen Pferde geführt.

Todtenmesse in der Kirche zu Neuilly.

Die Königin hat die Gewohnheit, alle Jahre am 27. September eine Todtenmesse für ihre verstorbenen Aeltern lesen zu lassen, und wir fuhren heute Morgen um 7 Uhr zur Kirche von Neuilly, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Die Kirche war von außen mit schwarzer Draperie behangen, so wie das Schiff innen ganz in Schwarz gehüllt; dieß Gehänge war oben mit vielen Nachbildungen des neapolitanischen Wappens geziert, welche mit silbernen Palmzweigen abwechselten. In der Mitte stand ein prachtvoller Katafalk, reich mit Silber geschmückt und von einer großen Anzahl Kerzen und Kandelabern umstrahlt. Der Hochaltar war ebenfalls ganz schwarz bekleidet, und die Priester officirten in ihrem prächtigen, schwarzen, mit Silber gestickten Ornate. Tiefes Dunkel herrschte also in dieser frühen Morgenstunde an der heiligen Stätte, nur vom Katafalk und Altar strahlte Helle. Schwarz bekleidet waren auch die Sitze. Wir kamen früh genug, um nach einander die Nationalgarde (die mit den dumpfen Tönen der Trommel hereinzog), die Gensdarmen, die Pompiers, einige Marineoffiziere u. s. w. ankommen und sich in Reih und Glied ordnen und am Katafalk und das ganze Schiff entlang aufstellen zu sehen. Auch die Corporation der Gemeinde von Neuilly, einige andere Offiziere und die zahlreiche Dienerschaft des königlichen Hofes in ihrer scharlachenen Livree rangirten sich auf Bänken und zu beiden Seiten des Katafalks.

Endlich kam die Königin, vom Bürgermeister geführt, und hinter ihr eine Hofdame am Arme eines Adjutanten, beide in einfacher tiefer Trauer. Sie gingen durch die Reihen, während die Nationalgarde präsentirte, und setzten sich zur Seite des Altars, so daß sie den übrigen Anwesenden unsichtbar blieben. Dann fing der Meßgesang an mit Begleitung des Serpent. Ich finde, daß in diesen tiefen, einförmigen Tönen das Geheimnißvolle, welches in der katholischen Religion liegt, die uns nicht erlaubt, den Schleier zu lüften, ausgedrückt ist.

Das Ganze war sehr feierlich, und viele Betrachtungen gingen in meiner Seele vor, während die Priester und Chorknaben sangen, — während sie vor dem Altar knieeten, segneten, anbeteten und das heilige Sacrament emporhielten, — während die Trommel wirbelte, die Soldaten alle auf ihre Kniee sanken, — während der Katafalk mit heiligem Wasser besprengt und von Weihrauch umduftet wurde, — während die ganze Versammlung andächtig diesem Allen folgte, — während die Königin wahrscheinlich ihrer Mutter viele fromme Gedanken widmete, zu dieser schon oft begangenen Todtenfeier gewiß in ihrem Herzen noch andere neuere und schmerzensvollere fügend. Denn die Königin ist eine fromme Frau, und man sagt von ihr: „S'il y a des Saintes au paradis, il faut nécessairement qu'elle les joigne après sa mort.“ Auch wurde sie neulich in der Zeitung „notre sainte Amélie“ genannt.

Ich gehörte zu einer Gesellschaft, die der Königin für eine kürzlich zugestandene Gnade zu danken hatte

und, diese Gelegenheit wahrnehmend, sich schnell nach beendeter Messe an die Kirchthüre stellte, die Fürstin dort erwartend. Ich hatte also, da sie sich im Vorübergehen aufhielt, völlige Muße, ihre hohe, wenn gleich magere Gestalt, ihre huldreichen, wenn gleich etwas scharfen Züge, und ihre silbernen Locken zu betrachten, sowie ihre sanften, leutseligen Worte zu vernehmen und ihr freundliches Grüßen zu beobachten.

Man bemerkte auf dem Rückwege, daß doch bisweilen ein Ungeheuer Gutes zu Wege bringen kann, wie es der Fall mit der alten, bösen, verstorbenen Königin von Neapel und dieser guten Mutter Frankreichs, ihrer Tochter, beweist. Die Letztere steht jeden Morgen um halb sieben Uhr auf und wohnt dann der Messe in ihrer Kapelle bei; darauf geht sie in das Zimmer des Königs, der sich selbst rasirt, und wohnt seiner Toilette bei, während sie sich mit Handarbeiten für die Armen beschäftigt. Dann sieht sie sich nach ihren Kindern und Kindeskindern und allen übrigen Mitgliedern der Familie um und beschäftigt sich bis zur Frühstücksstunde wieder mit Arbeiten für die Armen. Sie erinnert an die jetzige Königin Witwe in England, die in ihrer wohlthätigen Wirksamkeit eben so unermüdlich ist.

Der geliebteste Todte.

Ich habe von dem größten Todten in Paris gesprochen, nun darf auch der geliebteste Todte nicht vergessen werden, der, bei dessen bloßer Erwähnung noch

immer Augen feucht werden, Seufzer entschlüpfen und viele zweifelnde Warum emporfliegen, — der, für den ein Herz wahrscheinlich bis an's Ende einsam verlangend schlagen wird, der Liebling des Volks, der Liebling der königlichen Familie, der, in Lebensfülle strebend, dem Tode in die Arme gesprungen war, — der Herzog von Orleans. Da hatte er einen Fang gethan, der grausame, der raubgierige, der blasse Sensenmann, da hatte er zugegriffen, und o — wer kann es ihm verzeihen!

Oder meinten die Götter, ihm ihre besondere Huld zu beweisen, da sie ihn hinwegtrugen inmitten seines schönsten Glücks? „Les derniers moments d'une famille heureuse," so heißt ein Kupferstich, den man noch vor allen Bilderladen hängen sieht. Da sitzt der Herzog neben seiner Gattin, und der Graf von Paris und sein kleiner Bruder spielen um sie herum. Glück, Liebe und Frohsinn strahlen von allen Gesichtern. Das Bild soll den Moment vorstellen, wo er seine junge Familie zum letzten Male sah. In dem Augenblicke hatten die neidischen Götter sein Verderben beschlossen. Sie nahmen ihn für sich und ließen der schluchzenden Helene nur sein Ebenbild zurück in zwei hilflosen Kindern, und dem Volke seine Züge auf manchem Stückchen Leinwand.

Ich feierte den ersten Jahrestag seines Todes heute den 13. Juni 1843 in der Kirche zu Neuilly, wo Messe für ihn gelesen wurde. Die königliche Familie hatte sich nach Dreux begeben, um über den sterblichen Ueberresten des Geliebten selbst diesen Trauertag würdig und gewiß unter vielen Thränen zu begehen.

Die Todtenfeier in Neuilly wurde sehr einfach begangen. Soldaten umstanden den Katafalk, auch einige von den Marineoffizieren, die den Herzog auf seiner Expedition nach Algier begleitet hatten. Bei Erhebung der heiligen Hostie murmelten die Trommeln, die Soldaten präsentirten und sanken auf die Kniee; der Katafalk wurde von den singenden Priestern umzogen, und sie besprengten ihn mit Weihwasser. Die Kirche war gedrängt voll, und reichlich flossen die stillen Thränen, sowie am Morgen die lauten Kanonen von der Terrasse der Invaliden gedonnert hatten.

La chapelle St. Ferdinand, chemin de la révolte.

Eine trauernde Mutter setzte dieß Denkmal ihrem Sohne. Die Räume sind klein, aber sie enthalten Alles, was der Gegenstand erfordert, Heiliges, Tröstendes, Trauerndes. Schwarz bekleidet sind die Sitze und Altäre, die Fenster mit vierzehn Heiligen, welche die Namen der königlichen Familienmitglieder tragen, geschmückt, und die drei Rosen mit den drei theologischen Tugenden, dem Glauben über dem Eingange, der Liebe in der Kapelle, die dem heiligen Ferdinand besonders geweiht ist, und der Hoffnung dieser gegenüber und über dem Monumente des Herzogs.

Das Auge fällt sogleich bei dem Eintritte auf die kleine Statue der Jungfrau Maria mit dem Kinde, die sich in einer Nische über dem Hauptaltare befindet. Die

Mutterliebe wacht und herrscht hier. Zur Rechten ist das Monument des Herzogs, welches ihn in seinem letzten Augenblicke darstellt. Er liegt ausgestreckt in seiner Uniform, Gott zurückgebend, was Gottes ist. Ueber seinen Kopf beugt sich ein knieender Engel, von seiner früher verstorbenen Schwester Marie gearbeitet. Sie selbst nimmt ihn auf in ihre Arme, da er, von den übrigen Geschwistern scheidend, zu ihr zurückkehrt. Auf der Vorderseite des Sarkophags sieht man in Basrelief den Genius Frankreichs, wie er sich über eine Urne beugt und, eine Fahne zu seinen Füßen, seinen Verlust beweint. Die Hoffnung glänzte bedeutsam in der Rose über dem Monumente, und eine sehr schöne silberne Lampe, welche vor demselben hängt, heute aber noch nicht angezündet war, steht der Hoffnung bei und wird der ringenden Seele Nahrung geben. Die schwarzen Stühle und die beiden großen grau gestickten Lehnsessel sind von der Königin selbst gearbeitet. Was sich aus einem so kleinen Raume machen ließ, ist hier gemacht worden, er enthält drei Kapellen.

Ein heiliger Schauer durchzog gewiß Jeden, der an der Todtenstätte vorüberging. „Il est très-ressemblant,“ sagte eine Stimme hinter mir, und ich sah einen Mann in tiefer Trauer und zwei Augen mit Thränen gefüllt.

So gingen wir an den übrigen Heiligen vorüber, die diesen Tempel bewohnen, oder vielmehr von oben durch die Fenster hineinschauen, und der Glaube, wie er uns hineingeführt hatte, geleitete uns auch wieder hinaus.

Das Aeußere der Kapelle ist, wie ihr Inneres, einfach und doch geschmackvoll, ganz aus Stein gehauen und in Form eines antiken Grabgewölbes. Ein Kreuz, ebenfalls aus Stein gehauen, befindet sich darauf, wie die übrigen Verzierungen, in einfachem Style. Ein Platz, mit Bäumen bepflanzt, umgiebt das Ganze, das Haus des Priesters befindet sich daneben, sowie die Wohnung des Epicier Lecordier, den der König aus Dankbarkeit für die Dienste, die er seinem Sohne erwiesen, zum Hüter der Kapelle ernannt hat.

Basse Messe in der Chapelle expiatoire.

Heute ging ich um acht Uhr Morgens in die chapelle expiatoire zur Messe. Diese kleine Kapelle verdient wohl den Ruf eines Meisterwerks der Baukunst. Das Ganze ist seinem Zwecke angemessen und macht einen höchst ernsten feierlichen Eindruck. Das Gebäude wurde auf der Stelle errichtet, wo Ludwig XVI. und Marie Antoinette zuerst begraben wurden, und ist nicht sehr weit von der Place de la concorde, wo diese königlichen Häupter sich unter die Guillotine beugten, hinter der Madelaine gelegen. Nachher wurden die Ueberreste dieses Königspaares nach St. Denis geschafft, um dort mit dem Staube ihrer Vorgänger vereinigt zu werden. Dieß besagt auch die Inschrift über der Thüre des Eingangs: „Le roi Louis XVIII. a élevé ce monument pour consacrer le lieu, où les dépouilles mortelles du roi Louis XVI. et de Marie Antoinette, trans-

férés le XXI. Janvier 1815 dans la sépulture de St. Denis, ont reposé pendant XXI ans. Il a été achevé dans la deuxième année du règne du roi Charles X. l'an de grace 1826.“

Durch diese Vorhallen tritt man in einen auf einer Terrasse gelegenen Hof, der an beiden Seiten von Arcaden eingeschlossen ist und in zwei großen eingezäunten Grasplätzen die Ueberreste vieler anderer Opfer der Revolution enthält. Dann kommt man in die Kapelle, die in einfachem, aber großartigem Style erbaut ist; es ist ein Dom mit schönen architektonischen Verzierungen, und zu beiden Seiten des Kreuzes stehen die Statuen des Königs und der Königin, die man nicht ohne Thränen erblicken kann. Sie sind beide von großen Meistern gearbeitet. Ludwig in seinem Königsmantel, aber ohne Krone, ist das Bild der höchsten Verklärung. Mit ausgebreiteten Armen und mit gen Himmel gewandtem, heiterem Antlitz, scheint er die Pforten der ewigen Seligkeit offen zu sehen, um leichten Fluges mit jenem schönen Engel, der hinter ihm steht und den Finger aufgehoben hält, dort einzugehen. Er ist über alles Leiden, über allen Trost erhaben, er ist durchdrungen von Göttlichkeit. Meine Augen ruhten fast während der ganzen Dauer der Messe auf dieser schönen Statue, und gewiß, sie predigte verständlicher als die lateinischen gemurmelten Worte des Priesters im geblümten Meßgewande. Am Piedestal steht auf einer Marmorplatte mit goldenen Buchstaben das letzte Vermächtniß des Königs geschrieben, und dieses muß man Wort für Wort lesen, um sich eine Idee von der

völligen Ergebenheit und Großmuth dieses Menschen zu machen; welche fromme Gedanken, welche gänzliche Vergebung, welche Liebe! — Gewiß wurde seine schöne Seele, die er darin demüthig seinem Schöpfer vermacht, mit Freuden von Gott aufgenommen.

Die Gruppe, dem Könige gegenüber, ist nicht minder majestätisch. Marie Antoinette stellt den fast erliegenden, aber sich dennoch ermannenden Schmerz vor. Sie ist auf ein Knie gesunken, das andere hält sie noch aufrecht, ihr königlicher Mantel umfließt sie, die Krone ist ihr zur Seite hingefallen, ihr langes Haar wallt den Rücken hinab, mit beiden Armen umfaßt sie eine milde, ernste, weibliche Gestalt (den Glauben), die halb verhüllt vor ihr steht, ein großes Kreuz in dem einen Arme haltend. Dieß Alles ist so natürlich, daß man fühlt, wie die Königin sich anstrengt; man möchte ihrer Trösterin beistehen, sie aufzurichten, obgleich diese es so ernstlich meint, — es ist, als ob das schwere Kreuz auch uns auf der Brust läge. Und dann der rührende Brief, der ebenfalls auf dem Piedestal geschrieben steht, der letzte Brief, den Marie Antoinette an Madame Elisabeth schrieb, und worin sie ihr ihre Kinder und besonders ihren Sohn anempfiehlt. Dieß Alles macht einen unvergeßlichen Eindruck.

Unter dem Dome sind die vier Hauptstücke der Messe, das Opferlamm, das heilige Sacrament, das Evangelium und der heilige Geist, in Basreliefs dargestellt. Ein größeres über der Thür stellt die Ceremonie der Transportirung der königlichen Reste nach St. Denis vor. Der Altar ist

ganz einfach, ohne Bild; es war nichts Buntes da, als der rothe Sammet der Bänke und Stühle, die Stickereien des Priestergewandes und die goldenen Kandelaber.

Dieß Alles hätte ich lieber schwarz und von Silber gesehen, wie in der Chapelle St. Ferdinand. Uebrigens ist die Chapelle expiatoire geräumiger, edler und großartiger, wie dieß denn auch natürlich ist bei einem Denkmal für ein geopfertes Königspaar, die andere Todtenkapelle ererscheint dagegen jungfräulicher, wie dieß denn wieder angemessen ist bei einem in der Knospe geknickten König.

Nach vollendeter Messe ging der Priester, mit dem Kelche in der Hand, eine Seitentreppe hinunter, welche zu einer kleinen unterirdischen Kapelle führt, wo ein ganz einfacher Altar aus grauem Marmor über dem Flecke errichtet ist, wo Ludwig und Marie Antoinette begraben lagen. Wahrscheinlich administrirte er dort noch einmal das heilige Geheimniß der Kirche. Niemand folgte ihm, nur ich ging später hinein, um diesen Raum zu besehen. Ein ziemlich weiter Platz umgiebt die Bußkapelle, und er ist mit hohen Cypressen dicht bepflanzt, welche die Solennität erhöhen oder vielmehr uns darin einweihen.

Der gekrönte Kaiser und die betende Kaiserin.

Da steht er in seinem Römerhemde, kräftig und stolz, hinter ihm die Göttin des Sieges, die ihm den Lorbeerkranz über das Haupt hält, eroberte Städte zur Linken, eine ge-

demüthigte weibliche Figur zur Rechten; eine murrende männliche liegt ihm zu Füßen, darüber schwebt die Fama, laut posaunend seinen Ruhm, und die Geschichte, ihm zur Seite, zeichnet seine Thaten auf. So steht er da, der Held unseres Jahrhunderts, Napoleon, an dem Triumphbogen, dem Arc de l'Etoile, den er selbst anfing sich zu bauen, und den Ludwig Philipp (Dank ihm) im ursprünglichen Sinne vollendete. Welch ein Denkmal! Ja, ein Etoile, ein Fixstern, der ganz Paris beherrscht, und der, wohin wir auch in dieser weiten Weltstadt uns wenden, fast allenthalben uns bedeutsam zuwinkt.

Und da liegt sie, hingegossen auf ihren Knieen, ganz allein, betend und die Hände demüthig emporgehoben. Nach Paris wendet sich ihre Gestalt und auch wohl ihr Herz, dorthin, wo er im Triumph steht, deß Talisman sie war. Gutmüthiges Wohlwollen ist der Ausdruck ihres Gesichts, — Ernst und hohe Würde der des Kaisers. Immortellenkränze, dicht gedrängt ihre Ruhestätte umgebend, sind die Fama, die ihr Lob aushauchen. Dazwischen sind auch Kränze von Pensées (Stiefmütterchen) und Rosenkränze gemischt, ihr Namenszug in Schwarz schmückt die meisten, und noch bemerke ich ein großes „J“ aus weißen Immortellen, mit einer gelben Krone verziert. Keine Geschichte von Stein, die ihre Großthaten der Nachwelt erzählen will von Kind zu Kindeskind — aber unter den gelben Kränzen fällt mir ein beschriebenes Blatt Papier auf mit folgenden Worten: „Agréez les regrets amers d'une orpheline qui a toujours su apprécier les bontés de votre coeur; votre

perte a été trop prompte pour le bonheur des malheureux.“ — Die Waisen und Wittwen sind ihre Geschichtschreiber, keine Städte, die sie besiegt, zu ihren Füßen — unglückliche Herzen sind es, die ihre Wohlthaten erhoben. Wo sind denn die Könige, die Josephinen dieß Denkmal errichtet?

A
Josephine
Eugène et Hortense
1825.

So lautet die Inschrift. Wo sind denn die Namen der Hunderte von Helden, der unzähligen Siege und Schlachten, die den gekrönten Napoleon allenthalben auf diesem Triumph der Triumphbögen umgeben? — Ich sehe keine, aber nahe bei ihr steht ein einfaches Denkmal, ohne Statue, worunter ihr Onkel, Robert Marger Tascher (Gouverneur de la Martinique), ruht, welches Denkmal Josephine ihm errichten ließ. Und noch etwas weiter davon auf der anderen Seite des Chors schläft in Frieden eine andere ephemere Königin, ihre Tochter Hortense. Noch ist ihr kein Denkmal von Stein gesetzt worden, aber man hat es begonnen; denn ihr Körper ist erst seit zwei Jahren hier. Aber blühende Denkmäler finden sich auch hier in Ueberfluß, und darunter ein Riesenkranz mit den Worten: „A la mémoire de Hortense Beauharnais“ in Schwarz. Dieser war ihr von ihrer Milchschwester dargebracht worden, wie man uns erzählte.

So, wie wir es darstellten, liegt sie auf den Knieen,

die gute Josephine, in der Kirche St. Paul und St. Pierre zu Rueil — nicht überstrahlend eine Weltstadt — wir müssen sie aufsuchen in ihrer Einsamkeit. Da ist ihr Denkmal, ihre Ruhestatt, und ein paar Schritte davon im Schlosse Malmaison ihr Todtenbett.

Doch fernschweifende Linien müssen wir ziehen, um für den Kaiser diese drei Puncte zusammenzufinden, hin nach dem einsamen Felsen im Meere und zurück nach der Weltstadt, seitdem seine frühere Ruhestätte beunruhigt worden, und wir nun auch in St. Helena nichts mehr zu suchen haben als seinen letzten Hauch.

Es ist eine gar hübsche Fahrt hinunter nach Rueil und eine nicht minder hübsche Idee von vier Damen, einmal an einem kühlen Julimorgen eine Wallfahrt nach dem Ruheplatz der vielgeliebten und unglücklichen Kaiserin von Frankreich zu unternehmen.

Wir kamen zum Arc de Triomphe de l'Etoile, und wenn er auch heute am helllichten Tage nicht erleuchtet, wie am Fête du roi (ersten Mai), so ist und bleibt er doch der Stern von Paris. Von den vier Hauptgruppen, die sich an diesem Monumente befinden, interessirte uns heute am meisten die schon erwähnte Krönung Napoleon's, d. h. die allegorische Krönung. Das Portrait des Kaisers ist sehr treu, sagt man, und diese Gruppe die zweitbeßte von den vieren. Denn schöner oder am schönsten bleibt immer die ihr zur Seite stehende Gruppe, wo der Genius des Kriegs den Aufruf ergehen läßt. Diese beiden sehen nach den Tuilerieen hinunter. Freilich bemerkte einst eine Bäuerin

im Vorbeigehen, da sie Napoleon ansah: „Ce n'est pas si beau encore, pourquoi a-t-on mis l'Empereur en chemise?“ Es sind immer genug Bewunderer auf der Area, die den Triumphbogen umgiebt, zu finden, und man mischt sich darunter; auch Müssige oder Lesende sieht man auf den Bänken in und an den Bögen. Die Ersten träumen (ich weiß aber nicht, ob die Franzosen das je thun) oder bewundern die Bewunderer mit ihrem Guide in der Hand (auch das fragt sich noch, denn die Pariser sind nicht neugierig und begaffen wenig), oder sie lassen die Blicke hinunterschweifen auf die Champs Elisées und sie auf dem Obelisk ruhen, der auf dem grünen Hintergrunde des Tuilerieengartens sich scharf abzeichnet und auch noch Raum genug für den Palast läßt. Wir fahren die gerade Straße nach Neuilly hinunter. „Napoléon autrefois allait voir Josephine tous les jours lorsqu'elle était à Malmaison,“ und es schien, als ob auch heute er uns dahin begleiten wollte, denn wir hatten den Triumphbogen fast bis nach Rueil zur Seite. In Rueil angelangt (es ist ungefähr drei Lieues von dem Arc de l'Etoile entfernt), setzte uns der Wagen vor der Kirche St. Paul et Pierre nieder, wo man eben die Trauerdraperieen vor der Thüre abnahm, es hatte diesen Morgen ein Leichenbegängniß stattgefunden. „Demandez une grâce au bon Dieu, ma chère, quatre Pater et quatre Ave, toujours la première fois, que vous entrez dans une église, vous êtes sure de l'obtenir,“ sagte meine Begleiterin. Und wenn auch eine Protestantin sich begnügt, ein Vaterunser im Geist und in

der Wahrheit zu beten, so folgt sie doch gern dem schönen Beispiele ihrer katholischen Freundinnen, jedes Mal auf einen Stuhl niederzuknieen, wenn sie in die offenen Thüren eines Tempels tritt. Vielleicht dauert es noch eine Zeit lang, ehe sie sich auch an die schöne Menschlichkeit oder Frommheit gewöhnt, sogleich vor der Statue einer Kaiserin und vor ihrem Grabe auf die Kniee zu sinken und auch für ihre Seele zu beten. So beteten meine Begleiterinnen andächtig für Josephinen und Hortense, während ich vielleicht mehr an sie dachte. Hinter der knieenden Statue stand eine kleine Gypsfigur, ebenfalls Josephinen darstellend im kaiserlichen Schmuck, mit dem Scepter in der einen und einem Globus, der eine kleine Figur des Kaisers trug, in der anderen Hand; das Piedestal zeigte an einer Seite ein Medaillon von Eugen Beauharnais und Hortense im Basrelief. „Sa physiognomie exprime la bonté et la coquetterie — elle avait tous les accessoires de la beauté — et de la légèreté; c'était son caractère, c'est le caractère des Créoles.“ — Meine ältliche Begleiterin war selbst oft von der Freundlichkeit dieses Angesichts beschienen worden.

Es ist nur ein kleiner Spaziergang von Rueil nach dem Schlosse Malmaison. Es zeigt sich von fern im Gebüsch versteckt, und darüber erblickt man eine Reihe von Bögen, die uns wie ein altes Römerwerk vorkamen; es sind die Wasserleitungen von Marly.

Wir gingen durch Felder und begegneten einer Truppe glücklicher Schnitter mit Sense und Harke auf dem

Rücken, die einen eintönigen Gesang (le chant pastoral) mit dem Refrain: „Et ma petite maîtresse toujours à mes côtés“ in die Luft schickten.

„Mes braves gens, voulez-vous bien nous dire, où est le château de Malmaison?“ „Ma foi, Mesdames, ce serait avec beaucoup de plaisir que nous vous dirions ça, mais nous sommes des arrivants de la Basse-Normandie et nous cherchons de l'ouvrage.“

„Je suis sûre, que vous n'engendrez jamais la mélancolie, vous paraissez plus heureux que nous autres.“

„A b'en, pardi, je crois b'en, jamais nous ne sommes tristes, nous! et même si nous ne trouvons pas d'ouvrage, nous allons toujours gaiment chantant,“ antworteten sie im Chor.

Einer von ihnen, der die südliche Physiognomie und selbst die vivacité méridionale hatte (als Ausnahme von den Bauern der Normandie, die in Vergleich mit den übrigen Franzosen fast schon als langsame und ruhige Leute betrachtet werden), versicherte uns, daß, wenn er heute 50,000 Francs bekäme und sie morgen verlöre, ihn dieß nicht im Geringsten anfechten würde. Dieß entlockte meiner Begleiterin die philosophische Bemerkung: „malheureux celui, qui touche à l'arbre de la science,“ und zu der glücklichen Einfalt hingewendet, wünschte sie ihr: „de l'ouvrage, une bonne ménagère, une bonne santé et de beaux enfans.“ „Merci, merci et mille fois merci, belles dames! avez-vous quelque blé a couper, quelque herbe?“ — Wir versicherten ih-

nen, daß wir nur zu gern ein Gütchen, ein Paläſtchen ꝛc. haben möchten. Und ſomit gingen ſie ſingend weiter. — „Ce sont peut-être de coquins après tout, mais c'est égal, c'est pourtant charmant, que pour quatre sous on peut se transporter en moins d'une heure du tourbillon de Paris au milieu de champs riants et de chansons pastorales de la Normandie.“

Eine einſame kurze Allee führte uns nach dem Schloſſe. Der Wind lispelte in den Zweigen. „C'est comme si nous recevions la salutation de toute la nature,“ ſagte meine Freundin. Und das war wahr. Wem ſollte es auch ſonſt gelten, denn wir waren ja allein? Oder war in dem Zephyr noch ein Athemzug Joſephinens? Aber der Gruß des Pförtners und der Pförtnerin war nicht ſo geiſtiger und begeiſterter Art. „On ne nous permet pas, de montrer le château, depuis la reine d'Espagne y est.“

Wir ſprachen nun durch das Gitter mit dieſen guten Leuten, die ſchon zur Zeit Joſephinens dort ihren Poſten verſehen hatten. Wir ſchickten unſere Gedanken durch die Pforte, oder vielmehr die Ideeen kamen von dort zu uns geflogen. „C'est là où elle était exilée, où l'empereur allait la voir continuellement. C'est là, où elle pensait à lui, priait pour lui, et où elle vivait pour les pauvres et les malheureux. C'est ici, où en 1814 les alliés sont venu pour lui faire visite, l'empereur de Russie et le reste. C'était le jour de ses hémétiques, elle avait la coutume de prendre souvent de la médecine, elle voulait faire

l'aimable. Ce fut trop pour elle. Elle s'est trouvé mal et elle est morte la nuit même (ou quelques jours après). On pensait même qu'on l'avait empoisonnée.“ So erzählte man mir die schon bekannten Umstände, aber an Ort und Stelle. Malmaison ist kein zu freundlicher Name, und trübe sind auch die Associationen, die sich anschließen an den Aufenthalt einer exilirten und verstoßenen Kaiserin von Frankreich — und an eine geflohene Königin von Spanien. Sonderbar sind die Vergleichungen, die sich hier anstellen lassen zwischen einer Frau, die von Geburt nicht mehr zu einer Kaiserin berufen war wie du und ich, und dem Sohne eines Käsehändlers, welcher zum Gemahl einer Königin erhoben wurde.

Das Sterbehaus Corneille's

Zur Seite der Kirche St. Roch führt ein enger Gang, le Passage St. Roch, nach der Rue Argenteuil. In diesem Gange sind viele Läden, die nichts Anderes als religiöse Bücher und sonstige Gegenstände der Frömmigkeit enthalten, wie man sie auch sonst häufig in Paris findet. Man nennt einen solchen Laden „librairie de piété,“ und da sieht man Crucifixe von allen erdenklichen Materialien und in den eleganteſten Formen, Rosenkränze von allen Farben für fleißig betende Hände, zierliche Zeichen, in heilige Bücher zu legen, kleine Kapellen mit einer Madonna darin. Da hängen hübsche Benitiers in Gestalt von kleinen Muscheln, von goldenen

Engeln gehalten, die eine fromme Christin über ihrem Bett aufhängt, um sich Abends mit dem heiligen Wasser zu bekreuzen. Da sind künstlich ausgeschnittene und mit Gold und reichen Farben geschmückte Heiligenbilder, um sie an einen Lieblingsplatz des Gebetbuchs einzulegen. Auch die Portraits von berühmten Abbés und Predigern sind hier ausgestellt. Und unzählig sind die goldberänderten und schön eingebundenen Bücher: L'imitation de Jésus Christ, — die Geschichte verschiedener Heiligen, — die Geschichte von Notre Dame de Lorette, — Gebetbücher, mit einem goldenen Kreuze zugeschlossen u. s. w. Aber das Buch der Bücher sucht das Auge vergebens.

Wenn man nun in die Rue d'Argenteuil gelangt, so hat man nicht weit zu gehen, bis man Nr. 18. linker Hand das Haus findet, wo der große Corneille gestorben ist. Auch wir besuchten diese geweihte Stätte. Durch die Thüre, welche offen stand, sah man die Büste des Dichters aus Bronze, welche sich im Hofe in einer kleinen Nische in einer Mauer befindet, und wir traten hinein. Dieß Denkmal war ringsum geschmackvoll mit Blumen in Töpfen verziert, und den Scheitel des großen Mannes krönte gleichfalls ein Kranz von Immergrün und gemachten Blumen. „Nous lui faisons une couronne chaque année à la Sainte Pierre," sagte mir die Portière. Sie fügte hinzu, daß die Büste für sehr ähnlich gehalten werde und der jetzige Eigenthümer des Hauses sie habe setzen lassen. Die Züge Corneille's erschienen mir sehr edel, und unter der Büste stehen folgende Worte:

„Le grand Corneille est mort dans cette maison.
Le 1. Octobre. 1684.“
„Je ne dois qu'à moi seul toute ma renommée.“
„Erigé en 1834.“

Der Portier sagte mir, daß oben in einem Zimmer auch noch der Alkoven existire, in welchem Corneille gestorben sei. Seine Frau geleitete mich hinauf, damit ich ihn sehen möchte; man ehrt gern die Stätte, die den letzten Athemzug eines großen Mannes empfing. Das Zimmer war leer und unbewohnt, denn es wird dem Eigenthümer schwer, es zu vermiethen, eben dieses Alkovens wegen, der keine besondere Zierde ist; „aber“ sagte die Frau, „er will lieber die ganze Suite leer stehen lassen, als die Einrichtung des Zimmers zerstören; so heilig ist ihm das Andenken Corneille's.“

Die Königsgräber in St. Denis.

Charon — der Suisse — führt uns mit einer ganzen Schaar den Styx hinüber, das heißt die Treppe hinab und öffnet das Thor des Tartarus. Cerberus, scheint es, ist eingeschlafen. Oder bellt er uns in jenem kalten Luftzuge an? — „Messieurs, couvrez-vous.“ Kein duftiger Blumenzweig umlispelt die königlichen Schatten. Mir ist um einen Schnupfen bange.

Also hat Freund Hein sich hier ein eigenes Schatzkämmerlein eingerichtet, darin bewahrt er seine Pretiosen, seine Edelsteine und Königskronen. Ja Königskronen, deren hat er genug abgestreift, und sie liegen

hier zu Haufen. Eingetheilt hatte er sie in ihre verschiedenen Rubriken oder Dynastieen und sehr hübsch in besondere Kästchen oder Kapellen geordnet. Aber die Quintessenz, die Asche der Könige, hat er sich stehlen lassen von der Revolution, die noch gieriger war als der Tod, noch weniger schonend und ehrfurchtsvoll. Mit frecher Hand hatte sie die Königsgräber aufgerissen und entheiligt und verstreut ihre Gebeine. Heinrich IV. wurde, merkwürdiger Weise, bei dieser Gelegenheit ganz unversehrt und wohlerhalten gefunden. Man schreibt dieß der Weise seines Todes zu, indeß bleibt es doch ein großes Wunder, da beinahe zwei Jahrhunderte zwischen seiner Ermordung und der Gräberzerstörung lagen, von 1610 bis 1793. Ein roher Soldat riß der königlichen Leiche die Hälfte ihres Schnurrbarts ab, legte sie sich selber an und sagte, nun würde aus ihm der größte Held des Jahrhunderts werden. — Ludwig XV. hingegen, der letzte dort begrabene König, war schon in Staub verwandelt worden. So treibt auch die Verwesung ihr Spiel. Doch weiß Jeder, wie leichtsinnig dieser König ihr seinen Körper anheimgegeben hatte. — Die Knochen aller Könige wurden, wie bekannt, von den Wüthigen heimlich pêle-mêle in eine große Grube geworfen. Man hat sie nachher freilich wieder entdeckt und ausgegraben, Buß- und andere ernste Feierlichkeiten darüber gehalten und sie sammt und sonders in einem großen Sarge beigesetzt; aber das Einzige, was von legitimer und unvermischter Asche hier bleibt, ist die Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's, Ludwig's XVIII., des Herzogs

von Berry, des Prinzen Condé und des Herzogs von Bourbon, der beiden Töchter Ludwig's XII., Mesdames Victoire und Adelaide, deren Gebeine von Triest hierher gebracht wurden, und die von Louise de Lorraine, Gemahlin Heinrich's II., die in einem Kloster Moulins begraben waren und nach der Revolution gleichfalls hierher geschafft wurden.

Doch vergißt man, unter den niederen heiligen Gewölben wandernd, die Gräuel der Revolutionsverwüstungen; man bildet sich wirklich ein, daß die Könige und Königinnen alle dort ruhen unter den Sarkophagen, die so deutlich ihre Bildnisse tragen, wie sie leibten und lebten.

Von Dagobert I. an, dem Gründer dieser Kathedrale, bis zu Ludwig XVIII. werden sie uns alle vorgestellt. Laut und rasch ruft der Suisse ihre Namen aus, Namen, vor denen einst ein so großer Theil des Erdreichs zitterte und Millionen das Knie beugten.

Einige wenige Statuen der ältesten Könige fehlen seit der Revolution, und man hat sorgfältig den Umriß mit Kreide auf den Kenotaph gezeichnet, um sie später zu ergänzen, aber die meisten sind da; Könige und Königinnen und Königskinder, sie liegen traulich familienweise beisammen. Carlomann und Louis, die so friedlich zusammen regierten, ruhen auf dem Deckel eines Sarkophags wie Zwillinge, Pipin der Kurze liegt nicht weit davon, und Karl's des Großen Marmorbüste, die aus Aix la Chapelle hierher gebracht wurde, schaut umher.

Ludwig's des Heiligen Kapelle zeichnet sich durch ihre Farben und Vergoldungen aus. Bunte Büsten von ihm und seiner Gemahlin Margarethe, die eine an Zügen nicht hübscher als die andere, finden sich dort noch außer den liegenden Statuen. An Katharina von Medicis bewundert man das reiche, mit Lilien gestickte Gewand. Ludwig XIV. ist ein Basrelief errichtet worden, seine Büste vorstellend, mit allegorischen Figuren umgeben. Es ist im putzhaften Geschmacke seiner Zeit.

Der Prinz von Condé und der Herzog von Bourbon ruhen in einer geheimnißvollen Seitengruft, in die das Tageslicht nie dringt. Eisern und schmucklos sind ihre Särge, ein schimmerndes Lämpchen erhellt diesen Ort spärlich, dem man sich nicht ohne Schaudern und banges Gefühl naht.

So wie diese sogenannten „Caveaux" ein Buch der Königsgeschichten von Frankreich sind, so mögen sie auch zugleich eine Geschichte der Kunst genannt werden, wie diese sich von den rohen Entwürfen der ersten Jahrhunderte bis zu den gefälligen und treuen Formen des letzten entwickelte. Von der langen unförmlichen Gestalt der Königin Fredegunde in Mosaik bis zu der edlen Statue der knieenden Marie Antoinette, von der Mumiengestalt eines Childebert's gleich beim Eintritt bis zu dem schönen gedankenreichen Monumente des Dauphins (Ludwig's XVII.) in der letzten Kapelle ist ein großer Sprung. Aber es geht hier Alles stufenweise. Nach den schon erwähnten ungestalteten Mumien der ersten Dynastie finden wir die Statuen meistens auf Keno-

taphen liegend, mit einem Hunde zu den Füßen. Zuletzt entfaltet sich mehr Mannigfaltigkeit und Freiheit in den Stellungen. Die ersteren sind aus gemeinem Stein, die letzteren aber, von Ludwig X. an, aus Marmor.

In der letzten schon genannten Abtheilung finden sich sehr schöne Werke der Kunst, der Marie Lesczinska, Ludwig XVI. und dem Herzoge von Berry zu Ehren, und selbst schon Ludwig's XVIII. Monument wartet seines Bewohners, der noch unter dem Caveau d'attente ruht, bis er von Louis Philipp dort verdrängt wird.

Inmitten der Caveaux befindet sich die Chapelle expiatoire, wo jährlich Messe für alle diese unzähligen Königsseelen gelesen wird. Ihr gegenüber führt eine eiserne schön gearbeitete Gitterthür zu dem Gewölbe, welches Napoleon für sich und seine Familie zur Ruhestatt ausersehen, worin er sich aber etwas verrechnet hatte.

Und nun lebt wohl, ihr königlichen Schatten, dort scheint schon erfreulich das liebe Tageslicht durch's Schlüsselloch der Ausgangsthür, und der große Schlüsselbund rasselt, sie thut sich auf.

Dem Suisse aber war ich sehr abhold und betrachtete ihn als einen großen Despoten. Denn hätte er mich nicht noch einige Stunden allein dort lassen können, ohne sein katalogisches Geschwätz, in königlichen Träumen versunken! Oder befürchten sie vielleicht, daß man Unheil anrichten könnte unter diesen edlen Racen, daß man ihnen von zu vielen Wundern der Oberwelt erzählen könnte, daß sie zu viel neugierige Fragen

an uns richten möchten, und daß man Einen von ihnen, z. B. Charles Martel, hinaufschmuggeln könnte, um ihn durch die Railroads rc. in Verwunderung zu setzen? Darum hält man sie wohl so wohlverwahrt unter Schloß und Riegel, die geduldigen Königsschatten.

Die Morgue.

Einst, als wir von Notre-Dame kamen, gingen wir mit der neugierigen Menge hinein. Es machen sich's Viele aus dem Volke zur Pflicht, jedes Mal im Vorübergehen einen Blick in diese Todtenausstellung zu werfen. Sie ist zu jeder Zeit offen. Ich hatte mir das Gebäude größer gedacht. Man sieht oft ein großes Gedränge davor. Zur Zeit des Unglücksfalles auf der Eisenbahn nach Versailles soll man hier Tage und Wochen lang Queue gemacht haben. Die Zuschauer haben einen freien Raum und sind durch Fenster von dem eigentlichen Platze der Ausstellung getrennt. Durch diese sieht man die schwarzen marmornen Bettstellen mit messingenem Kopfkissen, zehn an der Zahl, in der Reihe stehen. Heute waren sie zum Glück alle leer; zum Glück! denn sie müssen einen schauderhafter Anblick gewähren, diese entstellten Körper, diese Opfer des Selbstmordes oder sonst eines plötzlichen unnatürlichen Todes. Nur einige alte Kleidungsstücke hingen oben auf Leinen, die Leichen werden nackt ausgestellt, nur mit einer kleinen lockeren Decke verhüllt, und die Kleider, welche man

bei ihnen gefunden hat, über ihnen aufgehängt, damit man sie wiedererkennen könne.

Doch ist in der Morgue die Reinlichkeit groß, und frisches Wasser läuft fortwährend über den steinernen Fußboden.

Zur Seite befindet sich das Zimmer des Concierge und anderer gerichtlicher Personen, die Auskunft ertheilen, wo sie verlangt wird.

Noch lebende Todte.

Wie l'homme de la nature et de la vérité mit seiner Fackel vom Pantheon aus noch immerfort die Welt erleuchtet, wie Voltaire's Leier ihm gegenüber niemals schweigt, so giebt es auch jüngere berühmte Todte, die nicht allein der Welt noch so gut als lebend, oder mehr als während ihres Lebens gelten, sondern deren Athem ganz besonders warm noch in einem auserwählten Freundeskreise weht. In Paris sind viele, viele solcher heiteren, lebensvollen Freundeskapellen guten großen Todten erbaut

In einer solchen Kapelle, die wohlverstanden keine Mauern zu Gränzen hat, findet man sein Bildniß, seine Statue — ich spreche von dem lebenden Todten — von verschiedenen Meistern, in vielfachen Gestalten. Da nehmen seine Schriften den Hauptplatz der Bibliothek ein, da spricht man seine Sprache noch, da erzählt man sich Züge aus seinem Leben, da sind alle Hauptgedanken mit ihm beschäftigt, da vervollkommnet man

seine Biographie mehr und mehr, da sammelt man endlich auch die kleinsten Stückchen Papier, die seine Hand beschrieben, und baut daraus einen Vergißmeinnichttempel, in den Alle, die ihn liebten, eintreten mögen.

Wir wollen hier von solchen in Paris lebenden Todten nur Bernardin de St. Pierre nennen und unseren Ludwig Börne. Die Verschiedenheit ihrer Nation, ihrer Geistesrichtung, thut hier nichts zur Sache — sie sind beide lebende Pariser Todte, und als solche fallen sie mir beide zugleich ein. Sie haben beide einen Hauptpriester, der in ihrer Kapelle officirt, das ist des Einen ehrwürdige anbetungswürdige Witwe, das ist des Anderen sanfte deutsche Freundin. In dem Wohnzimmer des Ersteren findet man die Züge des „Studenten der Natur," umschattet von dem langen Lockenhaar, welches er trug. Da sieht man seine Kinder, Paul und Virginie, als Säuglinge in der Wiege bei einander ruhen. Auch findet sich selbst eine Allee in den Tuilerieen, die seinen Namen trägt. Es ist die, welche, wenn man auf den Palast zugeht, rechts der großen Allee liegt; sie wird von den Freunden des Verfassers der Studien der Natur „l'allée de Bernardin de St. Pierre" genannt. Hier pflegte er täglich spazieren zu gehen und mit Diderot, Rousseau und noch mehren Anderen sich zu treffen. Man zeigte mir auch eine Statue, woran Diejenigen, die zuerst gekommen waren, ein Zeichen zu machen pflegten, an welchem die Anderen erkennen konnten, wer schon in der Allee harrte. Diese Statue,

die nahe beim großen Bassin steht, stellt einen der römischen Kaiser vor.

Eben so pflegt jene gute Deutsche noch immerfort traulichen Umgang mit Börne, woran ihr Mann Theil nimmt; sie macht Sammlungen von seinen Briefen, die er an verschiedene Freunde geschrieben, und ihr ganzes Leben ist ihm gewidmet. Noch sehe ich in Paris viele andere solcher Fäden zwischen dem Hienieden und Droben. So ist zum Beispiel ein Zimmer im Schlosse Neuilly ganz so eingerichtet wie die Stube im Hause des Epicier, worin der Herzog von Orleans starb. Ich glaube, es sind die Möbeln dieses Hauses selbst nach Neuilly geschafft und da aufgestellt worden.

Ferner hörte ich von einer Sammlung von Reliquien aus der Revolutionszeit, die, außer Knöpfen mit Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's Enthauptung, außer Broschen, welche die Guillotine vorstellen, und rothen Mützen, auch ein Taschentuch mit Blutstropfen enthalten, die aus Marat's Todeswunde fielen. Ich sah selbst einen anderen Reliquiensammler, der eine Haube der Prinzessin von Lamballe, angefüllt mit Briefen von ihr, besaß. Diese Haube fiel ihr ab, als sie aus dem Gefängniß geführt wurde, und man aus Irrthum auf sie schoß, was sie so erschütterte, daß sie ohne Bewußtsein niedersank.

Es werden noch Hauben à la Charlotte Corday getragen — sie sitzen ganz hinten auf dem Kopfe — und Fichus à la Charlotte Corday — sie hängen sehr lose um den Hals. Ihr eigenes Bildniß, mit eben dieser

Haube und diesem Fichu, sieht man sehr häufig auf den Boulevards.

Die Prinzessin Marie athmet noch in ihrer Jungfrau von Orleans, vor der Jeder gefesselt stehen bleibt, in der Galerie von Versailles und in ihrem reizenden, versteckten Atelier, welches sie sich im Tuilerieenschlosse selbst eingerichtet hatte, oder sie beugt sich in der Kapelle St. Ferdinand als tröstender Genius über ihren ihr nachgefolgten Bruder. Napoleon aber lebt aller Orten von Paris; man findet ihn selbst oft aus sehr trivialem Material dargestellt. So sah ich sein Profil einst in die Haut eines fetten geschlachteten Hammels eingeschnitten, — die Schlächter pflegen ihre Thiere gern zu verzieren. Napoleon's Büste thronte auf einem Holzhaufen in einem großen Holzhofe bei der Place de la Bastille. Von den hunderttausend Kupferstichen nicht zu reden, die den Kaiser in verschiedenen Augenblicken darstellen, noch weniger von seinen bekannten Säulen und Triumphbogen.

Todte Lebendige.

Wie sich von jenseits die todten Pariser herüberneigen, so schauen auch schon viele verwegene noch lebende Pariser in's Himmelsfenster hinein. Schau'! die guten alten Invaliden, stehen die meisten nicht ganz wörtlich mit einem Fuße, oder mit einem Beine, oder gar mit beiden Beinen, oder lieber mit einem Arme, oder mit Armen und Beinen zugleich im Grabe? Ge=

wiß, für sie braucht der Tod seine Sense nicht erst zu wetzen.

Sieh die lebenslustigen Etudiants, wie sie ihre graziösen Etudianten auf dem Opernballe tummeln, wie sie wüthend toll im Galop infernal umherkreisen, wie sie erhitzt aus diesen Saturnalien herausstürzen — sie wirbeln freiwillig in den Todtentanz hinein, sie braucht Freund Hein nicht erst einzuladen.

Dann giebt es unter den lebenden Parisern einen, der weder als Invalid noch stürmisch dem Tode sich in die Arme werfen will oder muß, sondern der im Bewußtsein, daß das letzte Körnchen seiner Sanduhr täglich näher kommt, sich schon ein Plätzchen ausgesucht hat, wo er bis zur ewigen Posaune ruhen will. Fern ist dieß Plätzchen vom Geräusche der Welt, das Meer nur umbraust und bespült es, — ein einsamer Fels ist es, und hohe Bäume beschatten es wahrscheinlich. Da will er ruhen, der Atala's frommes Ende besang — dahin werden auch ihm die Gedanken seiner Freundin folgen, wenn ihre Seele nicht bald mit der seinigen sich vereinigen sollte. Hoch oben in der Normandie ist es, wo Chateaubriand sich sein Grab gewählt hat.

So scheinen die todten Pariser die eigentliche Bevölkerung dieser großen Hauptstadt auszumachen, so scheint Paris selbst eine wahre Todtenstadt zu sein. Denn wenn wir den Deckel nun aufdeckten, so fänden wir da unten die Katakomben, welche die Engländer für ein wahres Mock=Paris halten müssen. Der Tod ist der eigentliche Fürst von Paris, und despotisch ist seine

Verfassung. Ein Geizhals ist er; denn er stiftet alle die Revolutionen, die Illuminationen und Eisenbahn-unfälle an, damit er sich allenthalben ein Schatzkästlein zimmern und füllen kann. Er nimmt seine mageren Backen voll Wind und bläst die guten Leute — nolens volens — von der Vendome-Säule, vom Triumphbogen und von Notre-Dame herunter. Seine Wagen rasseln den ganzen Tag; einer seiner Lieblingswege ist auf der Eisenbahn du rive gauche nach Meudon hin, vor der kleinen Chapelle de la Vierge des Flammes vorbei; die Place de la Concorde ist von jeher sein Revier gewesen, denn dort haben sich schon mehrmals ganze Schaaren zu seinen Fahnen bekehrt. Hat er nicht noch neulich am Feste des 29. Juli auf diesem Platze unzählige seiner guten Pariser erdrückt? Das muß man eingestehen, er hat auch seine Helfershelfer. Es giebt sehr viel lustige Croquemorts. Das sind zum Beispiel die Suppléanten verschiedener Anstalten, wie unter anderen die des Timbre royal, welche die Alten, Höherstehenden und Besserbezahlten ihm gern in die Hände spielen möchten, und sonst noch einige Unternehmende und Ehrgeizige, die ihm helfen möchten, die Ueberflüssigen vom Horizont hinabzuschieben. Denn herzlos macht der Tod die Seinen, herzlos im buchstäblichen Sinne. Das Herz wird besonders einbalsamirt und der übrige Körper besonders; das eine wird hier begraben, der andere dort. Da stehen z. B. in dem Caveau des Pantheon ganze Reihen von Urnen mit Herzen, und die Körper, denen sie einst gehörten, liegen weit davon. Das

Herz des Herzogs von Montebello ruht einsam und allein unter einer großen Kapelle auf Montmartre. Neulich hörte ich von einem einfachen Privatmanne, dessen Herz an der einen Stelle seines Parks bestattet ist, während sein Körper an einer anderen vermodert. Haben sich nicht die Bewohner von Montmorency um Grétry's Herz sogar gezankt?

Und auf der anderen Seite wieder, was Wunder, wenn die Pariser so vertraut mit dem Sensenmann werden, da er im Quartier Latin der Wissenschaft solch' hilfreiche Hand leistet, da er den Etudiants en médecine und den Malern und so vielen anderen Wißbegierigen solch' unzählige Wunder der menschlichen Maschine zeigt. Da essen sie ihr Frühstück in Gesellschaft mit seiner Familie, oder stecken ihr Sujet, mit dem sie besonders beschäftigt sind, unter ihr Bett.

Nicht so heimisch war's Ludwig dem Großen, dem Herrn Hein gegenüber, zu Muthe. Verließ er nicht eines Tages sein schönes Schloß in St. Germain, wo er geboren, im Unmuth, weil er den Thurm von St. Denis von dort sehen konnte!

Im Ganzen, bin ich überzeugt, denken die Pariser lieber der Todten als des Todes.

Aber was soll man noch lange sprechen vom Tode in Paris; die Wahrheit ist, daß er dort eine weit unbedeutendere Rolle spielt als das Leben, in Paris, einer Stadt, neben der alle anderen Städte der Welt so todt erscheinen.

Wasser in Paris.

Die Seine.

Nicht wie die Themse, stolz ob ihres Mastenwaldes, ob ihres Weltverkehrs — eine königliche große Wasserwelt, — nicht wie der Rhein, selbstzufrieden, klar, männlich und angebetet allenthalben, — sondern den Kopf gesenkt, geräuschlos, leblos, farblos, man möchte sagen wasserlos, schleicht die träge Seine dahin, die Königin der Städte theilend, nicht kühn durchschneidend. Nichts ist phlegmatisch und trüb in Paris als nur die Seine, kein Name von Allem, was da lebt und steht in dieser Stadt, ertönt so selten als der der Seine. Man sagt: „Il demeure à l'autre côté de l'eau," als ob bei dem bloßen Worte Seine man leicht vergessen möchte, daß es Wasser sei. Hat sie denn von Gelehrsamkeit den Kopf so voll, daß sie nicht mehr lächeln und tanzen kann und aus klaren Augen blicken?

Die Mauern ihrer Quais sind Bücherläden; vom Pont royal bis zum Pont neuf ist die Literatur aller

Perioden, fast aller Nationen, die belletristische sowohl als die wissenschaftliche, so aufgestellt, daß die Seine, meine ich, mit großer Bequemlichkeit — und diese liebt sie ja — alle die Titel lesen und daraus wählen kann. Denn um die Preise wird sie nicht streiten, sie sind so mäßig, daß man für einen Sou Robinson Crusoe — oder ein Drama von Voltaire kaufen, und für 50 Centimes schon seiner Bibliothek ein bedeutendes Werk zulegen kann. Da die Preise dabei das Hauptwunder, so sind die Bücher darnach in Rubriken eingetheilt, in solche zu einem Sou, zu zwei Sou; der Einband und die Frische des Papiers entscheiden hauptsächlich dabei, und so finden die verschiedensten Stoffe sich hier gesellig zusammen.

Jeder Vorübergehende, dem es gefällt, nimmt sich ein Buch heraus zum Ansehen, liest ganze Seiten darin, wenn er sich angezogen fühlt, ohne daß der Verkäufer, den man oft kaum bemerkt, Notiz davon zu nehmen scheint. Man kann auch das Buch, ohne zu kaufen, wieder weglegen und seine Wege gehen. Es herrscht hier eine so große Liberalität, daß man die gesammten Quais einen „Salon literaire gratis" nennen könnte. Doch so hochgelahrt auch die Seine bei Tage ist, so hindert es sie nicht, am Abend, wenn das Netz der Soirées sich über Paris ausspannt, auch an ihre Toilette zu denken, und ohne Ende hängt die blinkende Goldkette der Quai- und Brücken-Lampen über ihr schwarzes Atlaskleid herab. Und auf dem Pont de la Concorde bleibt man bewundernd stehen. Ruhig liegt sie da, wie eine orientalische Prinzessin, wie Radudja, der man singt:

„La nuit quand tu reposes
Sur tes doux sophas,
Quand tes lèvres de roses
Murmurent tout bas.“

Und eben, weil sie so coquett bei Abend und so gelehrt bei Tage, dazu so unreinlich in ihren Gewohnheiten ist, verweilen wohl die schönen Pariserinnen so ungern an ihren Ufern. Es giebt dort keine Stelle, auf der die Beaumonde sich vereinigt, sich niederläßt, wie auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden. Es giebt auf der Seine nichts Aehnliches wie die Alsterpavillons in Hamburg, die Abends den Schein ihrer Kerzen auf dem Wasser spielen lassen, und wo die jungen Leute rauchen und sich amusiren.

Niemals werden die Pariser singen können, gleich den Kindern Israels: An den Ufern der Seine saßen wir und weinten oder lachten. Niemand von ihnen sitzt an der Seine, um zu weinen, oder zu lachen, oder Eis zu essen. Drehen sie ihr nicht absichtlich den Rücken zu, wenn sie Abends in den Champs Elisées sitzen, der Musik zuhören, oder verstecken sie sich nicht bei Tage hinter die Gebüsche der Tuilerieen, um nur die trübe Seine nicht zu sehen?

Blau (ich meine ein bas bleu) ist die Seine doch nicht, trotz alles Bücherkrams rechts und links; nein, ihr ist das Nützliche die Hauptsache. Man könnte sie den großen Waschtrog von Paris nennen. Hat man je so viel tausend Nausikaa-Arme sich bewegen sehen? Gab es je eine Nymphe, die so wie die Seine bestimmt

war, die Schweißtropfen einer ganzen Welt zu tragen, auf die sie herabgedrückt, herabgeklopft wurden mit solchem Eifer? Wohl mag das Blut in ihren Adern schwerfällig kriechen, der Pariser Sündenbock ist sie! Deßhalb muß sie aber auch von Zeit zu Zeit getröstet werden, deßhalb liebt und umarmt man sie zu gewissen Jahreszeiten und giebt ihr Feste. Die schönen Pariserinnen wiegen sich dann in ihrem Schooße, die kühnen „Joûteurs“ lassen sich sonder Furcht hineinstoßen, und Königinnenmahlzeiten werden auf ihrem Rücken eingenommen.

Von Seine-Königinnen wimmelt es am Tage der Mi-carême, jenem Ruhepunkte der ersten Fastenzeit. Auf halbem Wege zum Osterheil angelangt, ist es den armen Seelen erlaubt, noch einmal sich umzublicken nach dem Glanze und der tollen Ausgelassenheit des Carnevals. Sie würden versinken ohne diese nachsichtsvolle Güte der Kirche.

Und so ernstlich blicken sie um sich, daß sie sich ganz wieder versetzen in die Maskenzeit, daß sie in dieser Oase der Fastenwüste eifriger als je nach bunten Maskenblumen haschen und an den Quellen des Tanzes und Frohsinns sich erquicken. Von Königen und Königinnen bildet sich ein ganzes Reich. Die Porteurs d'eau, die Poissonnières und Ecaillères (Schalthierverkäuferinnen) der Halle wählen ihre Herrscher für's ganze Jahr. Obgleich das Fest der Dames de la Halle das glänzendste und ihre Königin die reichgeschmückteste sein und in ächten Pretiosen und im feinsten Golde prunken soll, so wollen wir uns doch begnügen, an den Quais hinunter zu

wandeln und zu sehen, wie jedes Waschschiff seine eigene Königin gebiert und mit ihrem ganzen Hofstaate zur Procession an den Strand wirft.

La fête des blanchisseuses.

Hoch flatterten die bunten Bänder und dreifarbigen Flaggen am beblümten Tannenbaume, der über dem Dache eines jeden Waschschiffes aufgerichtet war, als ich am Morgen jenes Tages über den Quai d'Orsay, den Stolz der Seine-Quais, ging.

Noch waren die Händereihen in emsiger Bewegung, noch ließ sich das arme Zeuch klopfen und foltern, als ob heute ein ganz gewöhnlicher Tag sei. Nicht anders war es am bunten Quai-Voltaire, und ganz hinunter wandelte ich bis Notre-Dame gegenüber. Da gab es Leben und Volksversammlung bei dem Pont de l'Archevêché, der letzten Brücke, welche die Isle de la Cité mit dem südlichen Festlande verbindet, und die vor der Julirevolution ihren Namen besser verdiente als jetzt, wo sich nur noch einige Trümmer der Arcchevêché an die Kathedrale lehnen. Kopf an Kopf drängte sich hier das Volk auf der Brücke, am ganzen Quai hin bis dicht vor das Schiff. Eine glänzende Volksversammlung war es nicht, sondern die ächte Canaille der Cité, die sich durch viele nicht eben angenehme Grundzüge vom übrigen Volke auszeichnet. Desto auffallender war hier der anmuthige Schmuck der Königin, desto abstechender von dem Schmuze ihrer Unterthanen. Am Ufer brannte

ein Feuer. Es war ein Straffeuer. Die Königin des alten Jahres wurde in effigie verbrannt. Man erzählte mir: „Elle s'ennuyait d'être reine, et elle est partie il y a quelques jours.“ Vielleicht hatte sie keine Lust, die Kosten der Festlichkeit zu übernehmen, denn sie sollen in Allem oft bis nahe an tausend Francs kommen, je nachdem sich die Dame mehr oder weniger auszeichnen will. Der Exkönigin fällt es anheim, den Kuchen, die Wagen, die Mahlzeit, den Tanz u. s. w. zu bezahlen.

So hatte sich jene, wie gesagt, esquivirt, und da die Burschen beim Einzug in's Schiff sie vergeblich gesucht, so war eine große Puppe ganz à la Blanchisseuse, mit ihrem Tragkorbe (hotte), ihrer Bürste u. s. w., angekleidet und dieselbe nun in einem kleinen Boote unter dem Jubel der Menge verbrannt worden. Dann mußte eine Repräsentantin dieser flüchtig gewordenen Königin erwählt werden, welches Geschäft einige Zeit erforderte, und darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Diese erste Procession ist der Abdankungsact und die letzte Huldigungsscene der alten Königin, zugleich die Einholung der Riesenbrioche, durch welche ihre Nachfolgerin erkoren wird, die dann ihrerseits im Triumphe durch alle Straßen ihres Viertels geführt wird.

Voran gingen Musikanten, dann folgten Burschen mit flatternden dreifarbigen Bändern um den Hut und Fahnen in der einen Hand, den reichgeschmückten Tannenbaum tragend, — Kinder in schneeweißen Kleidern hinterdrein, mit einem großen Blumenkorbe, darauf zwei

andere junge Männer, die bestimmt waren, die gigantische Brioche zu tragen, welche sie bei ihrer Rückkehr hoch präsentirten. Nun kam die Exkönigin im weißen Kleide, die Blumenkrone auf die Stirn gedrückt, mit ihrem König am Arme, der stolz sich brüstete unter seiner Tricolor-Schärpe, und hinter ihnen ein langes Gefolge von rosenroth- und weißbekränzten Jungfrauen mit ihren bebänderten Burschen, — so bewegte sich der Zug über den Pont de l'Archevêché, an Notre-Dame vorbei, sittsam durch das Volksmeer steuernd, bis Alle über die nächste Brücke wieder zurückkamen und, da sie ihren Kuchen eingeholt hatten, in's Schiff hinunterstiegen, wo dann die Feierlichkeit der neuen Wahl vor sich ging. Sie geschieht auf dieselbe Weise wie beim Bohnenkönige, jede Blanchisseuse des Schiffs, die sich dazu hergeben will, und es sind immer die hübschesten und jüngsten, steckt ihre Stecknadel in das Stück des Kuchens, welches sie für sich abgeschnitten zu haben wünscht, und die, welche die Bohne darin findet, ist die Glückliche. Und sie wählt ihren König. Dieß Alles geht unter rauschender Musik vor sich, oft folgt Tanz hinterher, oft, wurde mir erzählt, führt man die neue Königin, so wie sie ist, sogleich im Triumph umher, in Holzschuhen und bloßen Armen, kurz in ihrem Waschcostüm. Da mir aber kein solcher Zug begegnete, so glaube ich, sie haben wohl meistens die Coquetterie, sich gleich in ihren Hofstaat zu setzen.

Als ich meinen Weg auf den Quais zurückging, begegnete mir ein Königinzug nach dem anderen, einer schöner als der andere. Unter einem geschmückten

Baldachin ruhte der Kuchen, oft auf atlasenem Kissen, von kleinen weißgekleideten Mädchen getragen. Einige lassen sich im Wagen durch die Stadt führen, andere gehen zu Fuß. So wandeln alle Nymphen heute auf trockenem Lande, man sollte sagen, die Seine sei übergetreten. Auch Porteurs d'eau, als Könige, mit bunten Bändern um den Hut und mit Gürteln geziert, begegneten mir, stolz vor ihrer Tonne aufmarschirend. Das ganze Volk war in Aufruhr, allenthalben Zusammenlauf, Neugierde, Lust. Zum Schluß folgte Mittagsmahl und Tanz im Schiffe.

Und so endet das Fest der Blanchisseuses für dieses Jahr; aber noch lange nachher sieht man den Tannenbaum auf allen den Schiffen prangen, bis die Blumen verwelken, die Bänder verflattern und die Nadeln des Baumes gelb werden und abfallen.

Les joûtes.

Dieß ist ein anderes Fest der Seine, ein nicht ganz so friedliches wie das vorige, doch eben so charakteristisch. Die Joûtes finden am ersten Mai, des Königs Namenstage, und am Julifeste statt, zwischen dem Quai d'Orsay und dem Quai des Tuileries, weil dort die wenigsten Wasch- und Schwimmschiffe liegen. Wir hatten uns am 29. Juli dazu unter dem Zelte, welches für die Auserwählten an der Bergo (dem flachen Ufergrunde) bei den Tuilerieen gebaut war, eingefunden. Dieß Zelt hatte bequeme Bänke und war schon

für den Abend mit Lampen behangen, weil man von hier aus auch das Feuerwerk ansehen konnte. An beiden Ufern, an allen Fenstern, auf allen Dächern und Balkonen wartete das Volk. Tiefe Stille herrschte auf dem weiten Schauplatze unter dieser großen Menge, die im Sonnenscheine sich gelagert hatte. Alles Wagenfahren war an diesem Quai und noch weiter hinunter den ganzen Tag über polizeilich verboten worden, die Schifffahrt auf diesem Theile des Flusses ebenfalls, und der ganze Schauplatz ungestört dem Vergnügen geweiht. Die spitzen Giebelhäuser der ferneren Quais schauten herüber, als ob auch sie Antheil am Feste nehmen wollten. Der Ueberblick des Ganzen war ergreifend, die Stille einer großen Volksmasse hat etwas sehr Erhebendes.

Einzelne Boote kreuzten auf dem glänzenden Wasserspiegel hin und her, mit Ruderern in phantastischer Kleidung, von denen einige Matrosen von Profession, andere es nur provisorisch und zum Scherz waren. Eine kleine Fregatte bewegte ihre Wimpel. Mit Musikbanden füllten sich mehre Boote, sie spielten wechselweise, und endlich erscholl die Trommel. Da kamen die Boote der kühnen Wasserkämpfer selbst angeschwommen, eines nach dem anderen, die rothen und die blauen. Dieß waren die beiden feindlichen Parteien, und jede besetzte sechs Boote mit mehren Kämpfern, lauter kräftigen Männern; einigen darunter fehlte sogar der Schmerbauch nicht. Ruderer und Fechter, alle sind leicht weiß gekleidet, mit scharlachenen gestickten Mützen und Schärpen die Einen und mit blauen die Anderen.

Nun hatten sich auch zwei andere Boote bemannt, worin mit Buch und Feder der richtende Magistrat stand. In dem einen hielt man eine blaue Flagge, in dem anderen eine rothe bereit, die als Siegeszeichen dienen sollten. Und noch einmal erscholl die Trommel vom Ufer als Zeichen des Anfangs — die Rothen hatten sich rechts, die Blauen links geordnet — da schickte jede Partei ein Boot ab, in welchem ein Fechter schon seinen Stand hoch auf der kleinen Bank im Hintertheile des Schiffs eingenommen hatte, auf seine lange Stange gestützt, mit dem Rücken gegen das Wasser gekehrt. Zuerst zogen sie aneinander vorüber und grüßten sich, aber beim zweiten Male nahmen sie einen festen Stand ein, auf ein Bein sich stemmend, — die Stangen waren erhoben, wurden gerichtet und kreuzweis auf die Gegner eingesetzt, aber dieß Mal blieben beide noch unerschüttert, trotz der nicht gar sanften Stöße, welche sie sich auf den Magen gaben. Die Stange hat einen runden Knopf am Ende, der wohlbewickelt ist, damit stoßen sie sich in den Leib.

Jedes Boot beschrieb einen Kreis, kehrte dann wieder um, und nun bei der zweiten Begegnung fiel der blaue Kämpfer rücklings in's Wasser. Die Fregatte feuerte eine kleine Kanone ab, die rothe Flagge entfaltete sich stolz in der Luft, der Triumph des Rothen wurde verzeichnet, eine rauschende Musik fiel ein, während der Besiegte, in's Wasser Gefallene, ohne sich zu besinnen, ohne auch nur einen Augenblick zu verschwinden, kühn mit beiden Armen die Wellen zertheilte und durch künst-

liches Schwimmen sich und das Publicum für den Fall zu entschädigen suchte. Triefend erreichte er das Ufer, ließ sich von einigen munteren Matrosen, die träg in ihrem Boote lagen, belachen, rang seine bunte Mütze aus und verschwand.

Darauf schickten die Blauen ein anderes Boot, und der nämliche kühne Rothe hatte das Recht, noch einmal zu kämpfen. Doch dieß Mal that er es mit geringerem Erfolge, das kalte Wasserbad ward ihm zu Theil, das Gelächter der Menge galt ihm, und seine Pflicht war es nun, so schnell wie möglich das Ufer zu erreichen, die blaue Flagge wehte, und für den Blauen schallte Kanonendonner und Musik. So ging es noch eine lange Weile fort. Manche hielten mehre Puffe wacker aus, ohne zu wanken. Manchmal war Einer drauf und dran, seinen Culbute zu schießen, er erhielt sich aber noch eben im Gleichgewicht. So wie Einer von seinem Bänkchen gefallen war, wenn auch nur auf die andere Seite in's Schiff, so warf er seine Lanze in's Wasser, stürzte sich selbst dahinter und schwamm an's Ufer, indem er sich verloren gab. So wollte es das Gesetz. Ueberhaupt wurden die Regeln mit höchster Genauigkeit, ohne Uneinigkeit und Mißverstand beobachtet. Der Richter mischte sich vermittelnd ein, wo es ein kleines Versehen galt, wo eine Stange länger als die andere befunden wurde, und man legte sie bei Seite. Einer that einen sehr complicirten Fall, indem er in der Luft sich noch einmal umschwang, ein Anderer fiel auf die Seite, ein Dritter stürzte auf's Gesicht; manchmal gab es

einen zähen Kampf, und keiner der beiden Fechter wollte weichen. Von den Blauen mußten viele ihre Schwimmkunst zeigen, die Rothen hielten sich tapfer auf den Füßen. Und immer schaute die Menge mit gleichem Interesse zu, und hin und her kreuzten die Boote der Müssigen, und bald feuerte die kleine Fregatte ihr Geschütz von Westen ab, bald von Osten.

Da kam, „pour varier nos plaisirs," ein Chinese angeschwommen, in einem Fasse rudernd mit kleinen Schaufeln an den Händen. Er preßte der dichtgedrängten Menge einen Jubelruf aus und ruderte emsig den Strom hinab.

Doch diese Curiosität störte den Gang des Hauptschauspiels nicht. Schon war kein blauer Fechter mehr vorhanden, und die letzten Rothen kämpften unter sich. Endlich waren nur noch zwei von ihnen geblieben. Jetzt kam der entscheidende Stoß; er war zwei Mal unbestimmt. Zum dritten Male blieb der der Sieger, der es auch am beßten verdiente, denn er hatte den Tag über sieben Gegner in's Wasser gestoßen. Hoch sprang er in die Luft vor Jubel, es schwenkte sich die rothe Fahne, lauter schallte der Kanonendonner, und unter Musik wurde ihm die Königsschärpe angelegt. Sein kleiner Sohn, mit dem nämlichen Costüme angethan, wurde neben ihn in's Boot gestellt. Die Richter des Spiels hatten noch Allerlei zu ordnen und zu berathschlagen, bis zu guter Letzt der Zug der Boote sich in Bewegung setzte, der König an der Spitze, um nun von einem etwas länger erwählten und weniger wässrigen Könige die Krönungs-

medaille und den Siegespreis, der aus einigen hundert Francs bestand, zu holen.

Darauf verlief sich auch das Volk.

Gebäude und Aussichten am Flusse.

Zum Stolz, wenn er im Geringsten sich dazu neigte, hätte wohl unser Fluß bedeutenden Anlaß; denn bespült er nicht die größten Kunstwerke aller italienischen, spanischen, holländischen und französischen Meister, — schläft an seinen Ufern nicht unbesorgt der König der Franzosen auf seiner harten Matratze, und das Kind, dessen Weg bis zum Thron nicht mit Blumen bestreut zu sein scheint, — hört er nicht ganz deutlich das Gemurmel der langen Reden der Akademiker, und noch viel deutlicher die Glocke des Präsidenten, welcher das wilde Gewirre des vielköpfigen Frankreichs zur Ruhe bringen möchte und es nicht kann? Dehnt sich nicht der säulenreiche freundliche Quai d'Orsay an seinen Ufern? Ja palastvoll windet er sich hin, der Fluß, Paläste steigen hervor bei jedem Zauberschlage seiner Wellen: le Palais de Justice, le Palais des beaux arts, le Palais de la légion d'honneur, le Palais d'Orsay, le Palais Bourbon, le Palais des Tuileries, le Palais du Louvre, nicht zu rechnen die Kathedrale, die er auch umarmt. Und eben diese Notre-Dame, mit der ganzen Isle de la Cité, eben diese königlichen Gebäude verschaffen uns auf jeder Brücke der Seine eine andere malerische, zauberische Aussicht.

Wer weilte nicht gern auf dem Pont de la Concorde, sollte sein Weg ihn auch alle Tage wie die De-

putirten hinüberführen? Da liegt die alte Cité mit ihren dichtgedrängten spitzen Häusern, von den beiden Thürmen von Notre-Dame ernst überragt, vor uns wie eine abgeschlossene Welt; weit schaut man zu beiden Seiten in die belebten Quais hinein, da birgt sich der Palast der Tuilerieen hinter blühenden Kastanienbäumen, so daß nur der rechte Pavillon hervortritt, und bildet mit dem Quai d'Orsay und seinen neuen Gebäuden den crassesten Contrast in jenem antiken Reiche. Links erscheint die reichgeschmückte, reichbewässerte Place de la Concorde, rechts die grüne Weite der Champs Elisées und der Arc de l'Etoile, hinter uns die Chambre des Députés.

Auf den drei folgenden Brücken, dem Pont Royal, dem Pont des St. Pères und dem Pont des Arts, da mißt man die ganze Breite des schönen Louvre als Hauptpunkt. Auf dem Pont des Invalides, da zeigt sich die Cité so schön, obgleich in größerer Ferne als auf dem Pont de la Concorde. Die Tuilerieen sind hier, außer einem Pavillon, fast ganz versteckt, die Cité ist entfernter, die Kuppel der Deputirtenkammer und die Akademie zeigen sich als Hauptpaläste, Grenelle eröffnet sich an der anderen Seite.

Aber lassen wir uns von einem mächtigen Geiste urplötzlich durch die Luft schwingen und über ein Dutzend Brücken hinweg am anderen Ende von Paris auf dem Pont d'Austerlitz uns niedersetzen. Wir werden es nicht bereuen, das Schauspiel ist wieder ganz neu, wir kennen kein ähnliches und finden es noch schöner als die früheren. Ja, wie festgebannt blieb ich einst eine halbe Stunde über das Geländer gelehnt stehen, versunken

in den Vollgenuß dieses Panoramas, das sich auf's Schönste beleuchtet darstellte. Ein Halbkreis von Kuppeln und Thürmen, darunter das Pantheon, weiß wie Schnee auf seiner Höhe hervortretend, der schmale Thurm von St. Etienne du Mont daneben, St. Sulpice mit seinen beiden Telegraphen und Notre Dame ganz nahe mit ihrer Sonne von Schwibbogen, und noch so viele andere Kirchen und Gebäude, — welch' ein Ideeenkreis! Die illustren Schatten irren unter dem Säulenlabyrinthe des Pantheons — ob Rousseau wohl zum Botanisiren sich nach dem Jardin des plantes hin verliert, der ihm hier so nahe? Sainte Géneviève, die sanfte Beschützerin von Paris, schwebt hier hoch oben in den Wolken unter der Kuppel des Pantheon und ruht in ihrem eisernen Sarge in der Stille von St. Etienne du Mont; der goldene Genius der Freiheit schwebt hoch in der Luft, nur mit einer Fußspitze die Julisäule berührend. — Le grenier d'abondance, welches Paris vom Hungertode rettet, — l'Arsenal, das seine Vertheidigungswerkzeuge bewahrt, — allenthalben Schutz und Wohlwollen für die Stadt, wohin man auch blickt. Und nun der Brücke gegenüber der Jardin des Plantes mit seiner Thierwelt, seinen Pflanzen aus allen Zonen, seinen aufgehäuften Schätzen aus jedem Naturreiche. Bei diesem grünen Punkte bleiben wir stehen, von diesem Baummeer wollen wir uns anziehen lassen. Denn die Salpetrière, uns ganz nahe, giebt nur traurigen Gedanken Raum, und weiterhin hört die Sprache von Paris auf, die Häuser stehen unregelmäßig, wie die letzten flüchtigen Zei-

len eines Briefes, und der Pont de Berry schließt die Brückenreihe der Seine, der Pariser Seine, die es wohl werth wäre, daß ihr ein kräftiges Lied gesungen würde.

Die Fontainen.

Wie es wunderbar erscheint, daß das schöne, das rege Paris eine so häßliche, trübe, uncoquette Nymphe, wie die Seine, in seiner Mitte leidet, eben so wunderbar erscheint dem Fremden die große Anzahl der kleinen Wassernixen, ich meine die Menge der Fontainen, die auf jedem freien Platze hervorsprudeln. Man sollte glauben, die Pferde und Fußgänger stampften sie aus dem Erdboden herauf, das Geräusch der Menge beunruhige die Wassergeister im kühlen Erdengrunde, und sie steckten den Kopf hervor, um zu sehen, wozu denn all' dieser Lärm, dieß nimmer endende Gerassel.

Nun, wir Pariser Sterblichen lassen uns ihre Neugierde wohlgefallen. Würde man nicht ohne sie schmachtend verderben auf der heißen baumlosen Place Louis quinze? Würden ohne ihre Gesellschaft die endlosen Reihen der Dryaden in den Champs Elisées sich nicht langweilen? Würden die Statuen in den Tuilerieen je Wasser, das erfreuliche, sehen, ohne die hohen Sprünge jener Nymphentaglionis? Würden die Blumen auf dem Quai aux fleurs nicht die Köpfe senken, ohne das geschwätzige Meermädchen dort? Welch' erquicklichen Ruhe-

platz würde die Populace des Marais und des Quartier St. Martin entbehren müssen, ohne der munteren Undine Tanz am Château d'eau? Wie würden das Gemüse des Marché des Innocents und die Blumen des Quai aux fleurs hinwelken ohne die weitausspeienden Löwen? Und die Gärten des Palais Royal, der Place Châtelet, der Place Louvois und der Place Royale, haben sie nicht ihren Mittelpunkt, ihren Hauptreiz in der murmelnden Fontaine, dem hochspringenden Brunnen? Spendet nicht Molière noch immer trinkbare Quellen? Muß nicht Tantalus, der Arme, das Wasser sich vor dem offenen Munde wegziehen lassen?

So halten die Nymphen so gut ihr Ballet tagtäglich in Paris, wie die Operntänzerinnen am Abend, groß ist ihre Zahl, und allenthalben zeigen sie sich in neuen Gestalten. Thiere, Früchte, Grazien, Götter sind die Spender dieser Gottesgabe: Wasser.

Vor Allem zeichnen sich die beiden Fontainen des Place de la Concorde aus; sie geben den größten Ueberfluß; sie rauschen buchstäblich herauf, sie rauschen hernieder. Und die beneidenswerthen Wassergötter, die dort in der Mitte sitzen, haben ein fortwährendes Schauerbad. Während Delphine unten und Schwäne oben ihre ewig offenen Mäuler und Schnäbel überfließen lassen und das flüssige Element auf die schön mit Muschelhalsbändern und Seepflanzen-Coiffuren geschmückten Tritonen und Nereiden, die unten im großen Becken schwimmen, herabgießen, spritzen Fische, welche diese ebengenannten schelmischen Nixen und Tritonen aufgefangen haben und hoch in den Händen

halten, ihren Wasserstrahl wieder nach oben in ein kleineres Bassin, welches von Genien getragen wird.

Eine dieser Fontainen ist den Meeresgöttern, die andere den Flußgöttern gewidmet, und jede hat dem zufolge ihre Symbole. Die Götter und Göttinnen des Oceans, auf ihren Schiffkielen ruhend, halten Korallen, Perlenmuscheln 2c. in ihren Händen, die Flußgötter Blumen und Früchte und Wein. Die Genien oben an der Meeresfontaine stellen die Astronomie, den Handel und die Seefahrt vor und tragen deren Attribute, die oberen Figuren der Flußfontaine repräsentiren den Ackerbau, die Manufactur und die Flußfahrt. Reizender noch ist das Wasserspiel dieser beiden Fontainen, und immer sieht man eine Menge Bewunderer und Gaffende darum versammelt. An einem heißen Tage nimmt Mancher sich dort ein kleines Regenbad, denn die Wasserdemoiselles und Wassermessieurs sorgen nicht allein für ihre Götter, sie sind auch den Vorübergehenden hold und theilen mit von ihrem Ueberflusse. Manchmal senden sie ihren feinen Staubregen bis weit nach den Tuilerieen hinüber; manchmal gar, je nachdem ein komischer Gedanke sie anweht, stürzen sie ihre erdentquellende Wolke mit aller Macht nach einer Seite hin.

Mittags, im ruhigen Sonnenscheine, lassen die beiden ernsten Götterkreise dieser Brunnen sich von dem siebenfarbigen Gewande der Iris leis umflattern. Abends, vom Gasmeere umgeben, hüllen sich die hehren Gestalten züchtig in einen weißen, luftigen Schleier ein und singen sich selbst zur Ruhe bis Mitternacht. Der Ober-

lisk steht in ihrer Mitte, schnurgerade und unbeweglich still. Er weiß nicht, was sie so geschwätzig und munter machen kann, hier in diesem fremden Lande. Er möchte sie fragen und sich beklagen, aber sie verstehen seine Hieroglyphensprache nicht, sie bespritzen ihn noch dazu von beiden Seiten. Er seufzt. Die acht Städtefiguren aber ringsumher sehen dieses Spiel an mit Lust. Behalten sie nicht immer ihre heitere Miene? Und ich glaube, die beiden Fontainen tragen viel dazu bei.

Nicht allein viel Freude und fröhliche Gesichter bringen die Fontainen in Paris zu Wege, sondern auch die Saiten der Poeten erwecken sie. War nicht die Muse der Madame Louise Colet inspirirt zu Ehren der Fontaine Molière, und viele andere Musen mit ihr zugleich? Aber die Stirn der ihrigen wurde mit dem akademischen Lorbeer gekrönt. Hat nicht Pradier's und anderer großen Künstler Meißel um dieser Fontaine willen dem Steine Form und Gedanken gegeben? War nicht am Tage der Einweihung, am 15. Januar, die enge Rue Richelieu ein wogendes Menschenmeer, ganz Paris auf den Beinen? Und alle diese Akademiker und anderen großen Schriftsteller früh am kalten Wintermorgen, in ihre Mäntel gehüllt, wohnten sie nicht dem feierlichen Momente bei, wo die Statue Molière's über der Fontaine nun endlich nach langem Harren enthüllt wurde, und begrüßten sie ihn, den großen Volksmann, nicht mit wohlausgedachten Reden und geziemenden Worten? War es doch um zwei Uhr Nachmittags mir noch kaum möglich, durch die Volksmasse

mich zu bewegen. Municipalgarden zu Fuße und zu Pferde waren auf allen Puncten stationirt. Ein wahrer Jahrmarkt hatte sich hier aufgebaut. Brioches, Echaudés, Galettes und allerhand sonstige Kuchenwaaren wurden umhergetragen und herumgeschoben. Der Name Molière's erschallte allenthalben, denn Medaillen mit der Statue wurden auf Tellern herumgetragen und den Vorübergehenden feil geboten: „La médaille qui a été frappée en l'honneur du grand Molière, deux sous!“ Blätter mit der Lebensbeschreibung des großen Dichters wurden mir vor die Augen gehalten: „La description de la vie du célèbre écrivain.“

Ich ließ meine Neugierde für heute noch unbefriedigt, weil der Haufen nahe bei der Fontaine zu dicht war, und kehrte zurück, um zwei Tage später, wo immer noch viel Leben dort herrschte, Molière in seinem Lehnstuhle über den ihm ergebenen Musen thronen zu sehen.

Am Tage der Einweihung, d. h. zur Stunde der Feierlichkeit, so erzählte man mir, waren die Fenster der Häuser vor der Fontaine zu enormen Preisen vermiethet. Man führte unter anderen ein Haus an, wo jedes Fenster zu 100 Francs vermiethet war, und da die Façade dieses Hotels deren 58 zählte, so kann man auf das ganze Haus 5,800 Francs rechnen. Wäre diese Summe dem Eigenthümer zugekommen (die Propriétaires in Paris werden gewöhnlich als Silber und Gold haschende Elstern, habgierige Raben angesehen, wahrscheinlich weil sie reich sind und weil die Locataires keine Lust zum Bezahlen haben), wäre diese Summe,

sage ich, nun einem solchen Vampyr, Blutegel, Geizhals, Krösus von Propriétaire totaliter zugefallen, so würde er darnach gegriffen, so würde er sich gefreut haben, während seine Locataires sich geärgert hätten, aber ich weiß, daß sie unter den verschiedenen Locataires zerfloß.

Am Abend jenes Festes wurde aux François „Tartuffe“ und „le Malade imaginaire gegeben.“ Die ganze französische Komödie figurirte in diesem Stücke und Beauvallet las das Gedicht von Louise Colet vor. Auch das Odeon fetirte Molière diesen Tag „d'une manière splendide“ und gab seine drei chefs-d'oeuvre: „le Misanthrope,“ „Tartuffe“ und „le Malade imaginaire.“

Viel ließe sich noch von allen unseren lustigen Undinen erzählen, von ihren verschiedenen Charakteren, ihren Formen und Namen. Aber sie sind selbst so geschwätzig, daß sie weiter keine Ausleger brauchen.

Man kann die Pariser Fontainen in drei Rubriken eintheilen, nämlich in solche, die bloß zur Lust dienen, solche, an denen Porteurs d'eau schöpfen, und solche, die zur Reinigung der Straßen fließen. Diese letzteren sind des Tages über geschlossen; man nennt sie auch „borne-fontaines.“ Sie befinden sich fast an allen Straßenecken, werden alle Abende um sechs oder sieben Uhr geöffnet und laufen dann mehre Stunden, um die Straßen zu reinigen und zu erfrischen; auch kommen dann die Armen schnell herbei und schöpfen behende. Um diese Stunde giebt es ein solches Geriesel und Geräusche in Paris, daß man fast fürchtet, der Zauberlehrling möge sein Wort vergessen haben, und es werde bald

schlimm um die Stadt und ihre Bewohner stehen. Aber bald sieht man die Wasserdiener ebenso behende wieder laufen, um die Hähne, einen nach dem anderen, zu verschließen, wie sie vorher sich bemühten, sie zu öffnen; so daß bei solchen Vorkehrungen Paris schon sehr an Reinlichkeit gewonnen hat, im Vergleich mit dem, was es früher war. Ein Engländer erzählte mir einst: „Fifteen years ago you could smell Paris at least eight miles off. At that time there were not yet any arrangements made for letting the foul water run off. In fact the dirt of Paris was still in its glory.“

Les grandes eaux de Versailles.

Träume sind Schäume, und Schäume sind Träume! So kommt es mir nun auch wie ein Wassertraum vor, was ich neulich, am Sonntag den 1. October 1843, in Versailles sah. Alle Brunnen und Quellen der Tiefe hatten sich aufgethan; aber es war eine Freudenfluth. Der Gott des Himmels und der Meere war nicht erzürnt auf seine Menschenkinder, er wollte ihnen sein freundliches Lächeln und seine Tänze zeigen, nicht seine verheerende Kraft. Auf, auf, alle ihr Nymphen und Najaden, aus eueren verborgenen Gemächern und Höhlungen! Was macht ihr da unten? Scherzt ihr mit den Kobolden und bespritzt sie, wenn sie euch mit bunten Steinen werfen? Haltet ihr vielleicht heimliche Gemeinschaft mit den Todten unter der Erde und bewacht sie, wie Undine ihren Huldebrand? Nährt ihr die Wur-

zeln der Grashalme und Eichen, oder seid ihr bemüht, von unten hinauf euere farbenreichen Tropfen zu speien, bis sie zu Vergißmeinnicht und Wasserrosen sich verkörpern? Nun, was ihr auch da treibt, heute sind wir hergekommen, und die ganze Menschenmenge mit uns, hierher nach diesem königlichen Park, den ihr so oft zu euerem Tanzsaale wählt, heute sind wir gekommen, euch in eigener Gestalt zu beschauen und uns daran zu ergötzen. Darum zögert nicht lange. Für die Musik zum Tanze werdet ihr auch selbst sorgen mit euerem Gemurmel und Geplätscher. Die Illumination wird Gott Apollo geben; freilich zögert er noch ein Bißchen, im vollkommenen Glanze hervorzutreten. Ist es, weil dort ganz unten über den Tapis vert hinaus sein Wagen noch immer im Meere steckt? — Doch ehe wir unsere Blicke von dieser Terrasse so weit schicken, lasset uns für's Erste bei seiner Mutter Latona verweilen, die mit ihren beiden Kindern in einem großen Bassin am Fuße dieser Höhe unzählige Frösche und Eidechsen bespeit, die rings um sie her schwimmen und ihren dampfenden Gischt wieder nach allen Seiten senden. Das sind die verwandelten Bewohner von Lycien. Unser gefälliger Cicerone, der seine eigenen Namen für manche Stücke hatte, nannte dieß „la pièce de la reine des grenouilles."

Dieß sprudelnde und erzürnte Froschreich kostete uns in der That manches O und Ach der Verwunderung; denn wir hatten bisher nur kleine Anfänge dieses großen Wasserspiels gesehen, wenn gleich lieblich genug, wie z. B. einen Tiger, der einen Bären zur Erde gewor-

sen hatte, und gegenüber einen Jagdhund mit einem Hirsche unter sich, die einen Wuthströme, die anderen Triumphbäche sich entgegensendend.

Weit dehnt sich der Blick hin, über das Froschreich hinaus, über die flammenden Granatbäume, die tausend Statuen, die steifen Taxuspyramiden, die bunt bewegte Menschenmenge auf dem langen, sammetnen Rasenplatze, genannt „le Tapis vert,“ und hinweg über Apollo's Bassin.

Nun aber wollen wir uns selbst in die Weite begeben. Die Oeffnung jeder Allee zeigt eine schlanke Nymphe im Hintergrunde, ihr Geflüster herrscht überall.

Man sagt, daß ihr köstlicher Schmuck und ihre Erscheinung dem Gouvernement hier jedes Mal 20,000 Thaler kostet, bloß wegen der Vorbereitungen und der Reparaturen, die nachher immer nöthig sind. Die großen Wasser spielen deßhalb nur bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. am Tage St. Louis ꝛc. Heute war ein Extratag, zum letzten Male im Jahre. Denn seitdem die Eisenbahncompagnieen sich erboten haben, einen Theil der Kosten zu tragen, läßt man sie öfterer als sonst spielen, welches Schauspiel diesen Gesellschaften, da es eine Menge von Passagieren herbeizieht, natürlich zum Nutzen gereicht.

Les petites eaux spielen allemal am ersten Sonntage jedes Monates vom Mai bis September. Es ist aber ein bei Weitem unbedeutenderes Schauspiel. Die Hauptnymphen, Froschköniginnen, Apollo ꝛc. halten es nicht der Mühe werth, sich dazu herauszuputzen.

Indeß hat uns der weiche Rasen ohne Unfall bis

zum Bassin des Apollo geleitet, welches unser allwissender Führer „le char embourbé“ benams'te, denn was kümmerte er sich um die Mythologie. In seiner Idee war dieß tout bonnement ein Wagen, im Moraste steckend, nicht der Himmelskönig, der mit seiner goldenen Last aus dem Meere hervortaucht. Die vier Götter, die sich muthig emporarbeiten, erschienen ihm als eben so viele Postgaule, die in der Nacht sich von der Landstraße verloren hatten, die Wasser ausposaunenden Tritonen als eben so viele um Hilfe schreiende Postillone. Indeß sendet Apollo uns feinen Staubregen in Fülle herab zum Morgenbade, aus der Trompete der Tritonen scheint mir der Morgengesang der Lerche zu dringen, die Nasenlöcher der Delphine schnauben sanfte Zephyre aus.

Nun wird auch gewiß die Sonne an unserem Himmel sich nicht lange mehr bitten lassen, zu erscheinen. Und sie erscheint und verwandelt all den milchweißen Perlenschmuck der Wasserjungfern in Diamanten, Rubinen und Smaragden. Nun ist auch alle ihre Lustigkeit erwacht, die liebe Eitelkeit feuert sie an, und wir sehen sie im „Bosquet de la Colonnade“ den großen Reigen tanzen. Zweiunddreißig an der Zahl, schlingen und winden und neigen sich hier „les Dames blanches“ rundum, zwischen jeder ein corinthischer Säulencavalier. Es ist „la grande chaine du cotillon.“ Aber sind sie denn toll, so zu springen und zu singen, während in der Mitte die unglückliche Proserpina vom finsteren Pluto dem Tageslichte entrissen wird? Man sollte fast denken, es geschehe aus Schadenfreude, weil sie auch verurtheilt

sind, nun den ganzen Winter im Schattenreiche zu wohnen. Doch nein, sie wünschen die Gespielin dort bei sich zu haben, und mit ihnen wird sie im verjüngten Frühling zurückkehren. Tanzt darum nur immer zu, ihr leichtfüßigen Najaden, und wendet eueren Rücken dem bleiernen Saturn zu, der dort mit seinem Flügel, umgeben von spielenden Kindern, im Wasser liegt und sich bespritzen läßt. Könnten wir doch heute seine Flügel durch und durch nässen, daß er vor Schwere sie nicht wieder aufzuheben vermöchte! Hier wollen wir nicht lange verweilen, man möchte uns sonst nach Young's Idee für Thoren halten, denn für diese nur ist dieser herrliche Gott aus Blei gemacht. Thorheit und Eitelkeit wohnen nahe beisammen, und da kommen wir zu dem „bassin du miroir." Wie hoch die Gestalt dieser Nymphe sich hebt, majestätisch und königlich! Darum möchte es ihr wohl erlaubt sein, sich zu beschauen in dem klaren Wasserspiegel, der sie umgiebt, und worin selbst der grüne Grasrahmen, der ihn einfaßt, sich wiederspiegelt.

Sie bewacht den Weg zum „Garten des Königs," der hier verborgen blüht. Scharlachene Geranien sprießen am Fuße jedes Baumes. Es sind die purpurnen Lippen der Erde, die sich hier aufgethan, um das mitleidsvolle, geweihte Wort „Schatten" auszusprechen. Blasse Hortensien fassen die Beete ein, als erschräken sie, daß selbst dem harmlosen Blumenreviere Gränzen gesetzt werden müssen. Stille herrscht in Flora's Reiche, und sie selbst, die Königin, thront auf einer rothen Mar-

morsäule, ihre Unterthanen überschauend. Die Blumen sind philosophischere Wesen als die geschwätzigen Nymphen, und deßhalb lagern wir uns hier im Rasen zu ihnen hin, in ihr Anschauen versunken. So viel für deutsche Reflexion. Die Franzosen aber stimmen für die Form und wollen sie allenthalben hervorlocken. Ein Blättchen Papier, ein Stück Baumrinde dient gleich dazu. So suchte ein kleiner Knabe hier eine Kastanie auf, und sein Vater mußte ihm zeigen, wie er ein Gesicht daraus schneiden könne. Ich kann eben nicht sagen, daß Vater oder Söhnlein ein eminentes Künstlergenie ahnen ließen, denn des Knaben Klage war: „je ne sais pas, comment faire," und des Vaters Trost: „fais comme tu l'entends." Aber ich habe neulich dieselbe Frucht in einen gähnenden Mönchskopf mit seiner braunen Kappe, die aus der natürlichen Schale bestand, auf dem Schädel umgewandelt gesehen, und er war vortrefflich.

Jedoch, da dieß der lustige Tag der Nymphen ist, so müssen wir wieder auf und zu ihnen zurückeilen; sie sind unermüdlich heute, aber es giebt auch erzürnte Götter unter ihnen. Da liegt der Riese Enceladus, der mit seinen Kameraden, verwegen genug, den Himmel erstürmen wollte, da liegt er unter den Trümmern der Berge Ossa und Olympus, die Jupiter auf ihn herabstürzte, um ihn zu zerschmettern. Dieß ist ein schönes Stück; sein Riesenkopf in der Mitte drückt alle Wuth der Verzweiflung aus und speit hoch hinauf bis zu seinem Feinde droben giftige Ströme. Selbst aus seinen beiden kolossalen Händen, die an den Seiten auftauchen

und noch am Felsen sich anklammern, quellen die Strahlen hoch empor, um zu zeigen, wie krampfhaft und kraftvoll er die Felsen drückt. Ringsumher liegen Felsenstücke, aus denen ebenfalls Quellen aufspringen, im Wasser. Kurz hier scheinen die Wasserströme so natürlich, so ohne alle Kunst, so geschickt hervorzukommen, daß man menschliche Anstrengungen, Wasserleitungen, Kosten ganz außer Augen setzt.

„Welch eine Idee des Reichthums diese unzählige Masse von Tropfen giebt!" sagte einer meiner Freunde, als wir vor dem sogenannten Obelisk still standen. Ja, hier kann man sich einen Begriff machen von den Schätzen der Höhle der vierzig Räuber, von den Perlen und Edelsteinen, die bei jedem Worte aus des guten Mädchens Munde fielen, von den gefüllten Säcken der drei Eidame in der Chronik der drei Schwestern, mit einem Worte, von den unermeßlichen Gütern aller östlichen Nabobs und aller westlichen Geizhälse. Nützlicher aber mag es vielleicht noch für Schatzlose sein, sich bei diesen Wasserperlen die Perlengedanken, die Perlenreden und Perlenhandlungen des großen Ormuzd vorzustellen und daran zu denken, wie ein solcher reiner Gedanke, wenn er rund ausgedrückt ist, wie jener Wassertropfen in vielfältigen Farben strahlt.

Von diesem Wasserobelisk kommen wir nun gar zu einer Wasserfestung, denn so stellt sich die sogenannte „Cascade des cent tuyaux" dem Auge dar. Kleine Thürme stehen rund um einen hohen; sie steigen aus einem Kranze von Schilfpflanzen oder Röhren (woher der Name)

heraus; die ganze Masse fällt in breiten Laken an der Seite von Terrassen herunter und in einen umgebenden Teich. Allein so schön auch diese Festung, es gefällt uns nicht, uns hinter derselben zu verbarricadiren; denn noch haben das Vergnügen und die Mannigfaltigkeit ihre Endschaft nicht erreicht, und weiter und weiter müssen wir streben.

Was verbirgt denn dieser geheimnißvolle eingeschlossene Platz? Welcher Gott hat sich hier versteckt? — Versteckt? Dieß ist wohl Koketterie? Denn Hunderte haben ihn doch herausgefunden, den schönen Apollo, wie er, von seiner heißen Tagesreise ermüdet, sich hier im Bade erfrischt, um dann bei Thetis auszuruhen, in deren kühle Grotte, mit Epheu behangen, man hineinblickt. Dieß ist ein künstliches Stück und Alles vielleicht zu künstliche Natur; indeß hatte ich schlechten Geschmack genug, die epheubedeckten Felsen und die allenthalben hervorquellenden und leise herabrieselnden Bächlein zu bewundern. „Dort wird Apollo abgeseift, parfümirt und frisirt," sagte ein Spottvogel neben mir. In der That, man sieht in der Mitte auf den Felsen selbst Nymphen eifrig bemüht, ihre Dienste dem Sonnengotte zu leisten. Zu beiden Seiten werden die muthigen und unruhigen Pferde von Tritonen getränkt. Die Sonne, welche zwischen den Felsenstücken und durch das Laub hindurchschien und verschiedene Schattirungen des Epheus hervorbrachte, verlieh dem Ganzen einen reizenden Effect, und ich verließ mit Bedauern dieß „bosquet des bains d'Apollon."

Aber ein neues und schöneres Schauspiel wartete unserer, d. i. Hunderte und Hunderte von Menschen

umstanden und umlagerten erwartungsvoll das größte Bassin des Parks. Wir gesellten uns zu dieser bunten Menge, in welcher die scharlachenen Beine der vielen Soldaten und Offiziere zwischen den Blousen der Arbeiter sich von fern wie Klatschrosen zwischen Kornblumen ausnahmen. Stühle wurden hier ausgeboten wie allenthalben in Paris, wo es etwas zu sehen giebt, denn sitzen müssen die Pariser im Freien, und heute lohnte sich das Stuhlverkaufen der Mühe, da der Miethpreis von zwei auf zehn Sous gestiegen war.

So saßen wir denn voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, denn noch herrschte tiefe Stille im Kreise der Vasen, Löwenköpfe, Drachen und Götter. Neptun und Amphitrite walteten hier in Mitte ihres Reichs. Dieß ist das bassin de Neptune, und hier wollen die Nymphen ihren Haupttanz aufführen. Da steigen sie empor im Nu sammt und sonders, es springt und fließt und rauscht und schäumt von allen Ecken und Enden, rechts hin, links hin speien sie, die geschäftigen Geister, nach oben fliegt's und herab braust's. Der Gott und die Göttin schauen das Treiben mit Lust, und die Menschenkinder rund umher schlürfen voll Wonne das Schauspiel ein. Höher und höher heben sich die schlanken, durchsichtigen Gestalten. Das Ganze ist wie das Bouquet beim Feuerwerk. Die Phantasie sucht zu ergänzen, was die freilich schöne Wirklichkeit vergessen hat. Sie zaubert kleine Gondeln mit bunten Segeln hin, die sich von den Nymphen bespritzen lassen, und läßt zwischen ihnen Schwäne herumschwimmen. Sonst fehlt nichts zur

Vollkommenheit der Scene, die so vielleicht eine halbe Stunde und länger anhält, als wollte sich das Füllhorn nimmer erschöpfen und leeren. Doch alles Schöne erreicht nur zu früh sein Ende. Wir hatten dieß bunte Spiel von der Seite und von vorn gesehen und wollten nun nach hinten uns begeben; da hörte ich, als ich eben den Blick etwas abgewendet, einen aus unserer Gesellschaft „O weh!“ ausrufen, sah hin, und Alles war wieder stumm wie zuvor, die Menge der Urnen, Bäche, Löwenrachen auf ein Mal wasserlos und das große Becken wie ein stiller Spiegel, kalt, glatt und ungerührt von der Aufregung und dem Jubel, die eben noch um dasselbe und auf ihm sich tummelten. Schwarz und dunkel sahen die Vasen und Figuren aus, und als wir nun näher hinzutraten, erblickten wir in ihnen und um sie herum allerlei Ungeziefer, Kröten und Eidechsen. Haben die Nymphen diese als Abzeichen, daß das Geschaute kein Traum gewesen sei, zurückgelassen?

Hinter dem Meergötterpaare ist aber noch Leben und Weben; himmelhoch springt die Fontaine des Drachen, und leise und lieblich rauschen die Kindernajaden in der Allée d'eau zu beiden Seiten, als seien sie Sträuche, in denen der Zephyr spielt. Der mächtige Geist da brunten aber ruft sie, seine Kinder, er meint, sie hätten genug gespielt und gewirbelt. Es scheint, als trennten sie sich ungern vom Anblick der bunten Erdoberfläche, von den fröhlichen Menschen und Bäumen. Die niedliche Nymphe dreht und windet sich, sie sträubt sich mit Macht; aber er hat sie schon bei den Beinen gepackt, der Gewaltige, niedriger und niedriger wird ihre

Gestalt, sie rafft ihr Gewand zusammen, nicht mehr flattert ihr Schleier, nicht mehr streckt sie die Hand aus, um ihren Reichthum von Perlen und Silberstaub auf uns auszustreuen. Hinunter, hinunter in den kühlen Grund! — schon zürnt der Wasservater und Onkel Kühleborn. Wir wissen aber, daß die Nixchen ungehorsam und eigenwillig sind. O weh, sie kann sich nicht länger halten, sie sinkt und sinkt; jetzt ist sie nur ein kleines Flämmchen noch, niedrig wie in Myrtill's zerfallener Hütte, sie flickert und flackert, sucht sich noch ein Mal wieder zu erheben, aber vergebens. — Nun ist's auf ein Mal wieder ganz still. Die Stimme aus der Gruft hat triumphirt und den fröhlichen Lauf gehemmt.

Er hat das Nymphchen, froh, leicht und munter,
Zu unser'm Leidwesen gezogen hinunter.

Kein Röcheln, kein Stöhnen. — Gott gebe uns Allen einen so leichten Tod! Sie ist hinweggetanzt. — Wie ganz anders das Erlöschen eines Raketensterns, pft! und er ist dagewesen. Dieß ist der plötzliche unerwartete Tod, und wenn ein Leben so nahe bei den Himmelssternen angefangen und sich entwickelt hat, so braucht es auch keine weitere Benachrichtigung. Das Ersterben einer Fontaine ist wie das leise, linde Einschlafen im Herrn. Eine Feuerseele, ein enthusiastischer Geist hat eine kürzere Existenz, sendet seine Strahlen weiter und vergeht mit einem elektrischen Schlage, weil er in kurzer Zeit so viel gegeben, so viel Kräfte verschwendet hat. Eine Wassernatur fließt langsamer dahin, bleibt auf der Erde, glänzt weniger, beglückt länger, stirbt allmäliger.

Und die hohe Pyramide, auch sie muß vergehen? Wäre sie von Stein, so sollte es mich nicht wundern, wenn unsere Bitten sie nicht rühren könnten. Aber sie sinkt im goldenen Strahl der Abendsonne, die das Gehölz umher und das erhabene Schloß zum Abschied anlächelt. Wir stehen entzückt! „A toutes les gloires de la France“ war dieß Ganze errichtet. Dieß ist ein Stück der großen Nation, ein Schönheitsstrahl der „belle France“.

Wie Versailles und St. Cloud ihre grandes eaux und ihre petites eaux haben, wie im Jardin du Luxembourg, im Tuilerieengarten und den Champs Elisées die Jets d'eau ohne Aufhören springen, wie auf allen freien Plätzen von Paris die Fontainen immerfort rauschen, so ist auch in den Privatgärten kein Mangel an tanzenden Nymphen. Selbst in dem ganz kleinen Garten des einfachen Bürgers findet man gewöhnlich ein Fontainchen, sei es auch noch so anspruchslos. In dem nicht viel mehr als sechs Fuß breiten und eben so langen Garten eines Invaliden sah ich ein ganz kleines Dingelchen von einem Springbrunnen, welchen er sich selbst eingerichtet hatte und in welchem ein Kork auf- und abtanzte.

Kurz, man ist hier den Nymphen unter allen Göttern am meisten hold.

Les porteurs d'eau.

Es giebt eine Abtheilung Cavalerie und Infanterie im Chore der Wasserträger zu Paris, ich meine diejenigen, die ihre große Wassertonne mit großem Geklirre auf einem einspännigen und zweiräderigen Karren hinter sich

herziehen lassen, und diejenigen, welche ihre Eimer selbst auf dem Rücken tragen. Die, welche ihr Wasser fahren lassen, sehen immer etwas wohlhabender aus als die eigentlichen Träger und sind es wahrscheinlich auch. Im Ganzen sind sie ein tüchtiger Menschenschlag. Blau ist ihre Hauptfarbe, wahrscheinlich weil des Wassers Farbe blau ist. Wichtige Personen sind sie, denn sie leiten den Lebensborn in die Wohnungen hinein.

„Uh!“ — schreit der Wassermann, und mit Fleiß scheint er sich diesen flüssigsten der Vocale ausgesucht zu haben. Er sollte eigentlich „eau“ rufen, aber so lang zieht er sein Uh! aus, so richtig hat er die Note gewählt, nicht zu hoch, nicht zu niedrig, daß ich immer an seinem Rufe meinen Morgentrank schöpfte. Er klang wirklich wie ein klarer, erquicklicher Bach.

In manchem Quartiere von Paris ruft der Wassermann aber gar nicht. So habe ich ihn im Faubourg St. Germain und in der Chaussée d'Antin zum Beispiel nie gehört. Hier kommt das Wasser schweigsam die hohen Treppen heraufgeflossen, man kennt es schon an seinem Geplätscher, an dem schweren Gange des Wasserträgers: „Trapp! Trapp!“ und an Kühleborns Klingeln: „C'est le porteur d'eau!“ Er füllt die Fontainen des Hauses, und das Wasser läuft durch die Filtrirmaschine.

Alle Wochen bekommt er seinen Lohn, der größer oder geringer ist, je nachdem die Familie viele oder wenige trunklechzende Lippenpaare, viele oder wenige staubansetzende Körper zählt, und der Wasserverbrauch eines Hauses erfordert jährlich schon eine nicht unbedeutende Summe.

Wie die Nixen selbst geschwätzig und lebendig sind, so scheinen auch ihre Diener, die Wasserträger, diese Eigenschaften zu besitzen. Da sitzen sie unter den Fontainen auf ihren Eimern oder vielmehr auf den gebogenen Holzstangen, an denen sie die Eimer tragen, und plaudern, und einzelne Wasserträgerinnen giebt es auch dabei. Dieß ist gewiß der angenehmste Augenblick des Tages für die Brüderschaft, und wenn ich sie so versammelt sah auf ihrem nassen Teppich, da dachte ich immer unwillkürlich an all die Unterhaltungen und Unterredungen, die an Brunnen stattgefunden haben; da kam mir der Jacobsbrunnen vor die Augen, und die Samariterin, die ewiges Leben schöpft, da sah ich Rebecca ihre Kameele tränken und Moses den Stein vom Brunnen wälzen; da horchte ich Herrmann's und Dorothea's Unterhaltung, da dachte ich an das Mädchen, welches ihrer Spindel in den Brunnen nachsprang, und an Undine selbst, wie sie langsam aus dem Brunnen stieg, von welchem Bertha den Stein hatte abwälzen lassen, an die irischen Holy wells, wo die Leute „go their rounds", und an den Well of St. Patrick, welcher denjenigen, die zuerst aus ihm trinken, die Herrschaft in der Ehe angedeihen läßt, und an die Quellen, welche hineingeworfene Gegenstände versteinern — und, und — an Alles denke ich, was da fluthet und fließt.

Wollte man nun glauben, daß bei diesem Wasserverkehr, Wassergeschrei und Wassergebrause an allen Ecken und Enden von Paris Mäßigkeitsgesellschaften existiren, und daß die Pariser die Wasserkur für eine Pa=

nacee erklären, so würde man sich irren. Wohl habe ich die Blousenmänner außerhalb der Barrieren, um ihre hölzernen Tische vor den Guinguettes (kleinen Schenken) versammelt, etwas Schwarzes trinken sehen. Sie schlürften es aus großen Gläsern — das kann doch kein Wasser sein, obgleich es schwer ist, zu rathen, was es sei. Es ist ihr vin ordinaire, und man muß gestehen, daß er ungewöhnlich ordinair, an Farbe aber unter allen Getränken dem Wasser am meisten entgegengesetzt ist. Wohl habe ich manchen Pariser den guten Father Mathew „un fanatique" nennen hören, aber nie eine Spur von Verlangen nach seinem wässerigen Einfluß gespürt. Gewiß haben sie ihn nicht so nöthig wie Paddy, und vielleicht bedürfen sie seiner gar nicht, denn schon im Vergleich mit den Deutschen und Engländern scheinen die Franzosen mir ein sehr nüchternes Volk zu sein, und ich glaube, daß das wilde Leben am Sonntage vor den Barrieren mehr aus wahrer Lust als aus der Wirkung des Weins entspringt.

Abgesehen von dem Volke, sind die höheren Stände gewiß die allermäßigsten, die es giebt. Wie Jungfern kommen einem alle Herren vor, vorzüglich wenn man von England herüberkommt, und man sieht sie ihren Wein nur mit Wasser vermischt trinken. Und nun gar les demoiselles, wie schrecken sie zurück vor einem Kuß des rothbäckigen Bacchus; selten, daß sie einmal die Wassernymphe durch seine Annäherung sanft erröthen machen. Der edle Hopfensaft wäre ihnen vollends ein Gräuel. Fremde wollen das Seinewasser aus Vorurtheil nicht in puris naturalibus trinken, sowie auch die Bonnen.

Auf die Kaltwasserkur habe ich nie im Entferntesten anspielen hören. Leid thut es mir, daß ich nie daran gedacht habe, sie auf's Tapet zu bringen. Mich däucht, ich höre die Franzosen lachen, zischen, sticheln auf die guten leichtgläubigen, schwärmerischen Germanen, denen der Arzt weiß machen kann, daß zwei Dutzend Humpen kaltes Wasser täglich, so und so viele Douchebäder, Schauerbäder, Sitzbäder, Schwitzbäder, — ein nüchternes Mittagsessen, — Milch-, Cacao-, Gerstenkaffee- und Soupe-maigre-Diät, — ein ländlicher Spaziergang, — sehr frühes Aufstehen und zeitiges Zubettegehen, — eine nüchterne Gesellschaft von Lahmen, Blinden, Verwundeten, Leberkranken, Nervösen, — daß dieß Alles gesund machen kann — sapristi! davon würde ja ein Pariser in zwei Tagen sterben, und hätte er zu wählen, lieber würde er direct in's Fegefeuer fahren.

Gefrorenes Wasser.

Aber wenn wir ihm mit gefrorenem Wasser kommen wollen, das nimmt er besser auf, mein Pariser. Eben die süßen, roth, gelb, grünlich oder andersfarbig gekleideten Nymphen, die da sinnend still stehen und schweigen, die von des Winters Macht sich haben gefangen nehmen lassen und, mit Pomona's und India's Gaben geschmückt, nun im Salon erscheinen, — diese eben sind es, welche er vor Liebe umschlingt mit Zunge und Herz, während sein Kopf sich hinüber neigt zu seiner irdischen Nachbarin, der er betheuert, daß sie „Cybèle“ (si

belle) sei — heimlich einer Göttlicheren sich weihend. Und sollte er auch durch das weiße, rothe und gelbe Meer (ich meine das Orangeade- und Limonade-Meer) hindurchschiffen müssen, um zu ihr zu gelangen, sie muß er erreichen, und die Holde, damit man sie nicht erkennt, verkleidet sich in allerlei Gestalten, stellt sich uns als Birne, Apfel, Pfirsiche oder Spargel vor, und so liegt sie unschuldig im Muschelschälchen.

Aber in den Cafés, bei Tortoni und bei Blanche, da zeigt sie sich in ihrer einfachen Gestalt wie ein Eisberg. Ach, wer nennt alle die Namen des eisigen und doch so verführerischen Nymphenkreises, welchen der Garçon auf seinem zierlichen Bretchen uns präsentirt, wie schwer ist's, darunter zu wählen. Fräulein Pistache, die muß den Legitimisten gefallen, denn sie ist grün, Fräulein Marasquin, sie ist begeistert und begeisternd, die Fräulein Vanille, Chocolat, Café etc., sie sind alle so sanft und so gut, die Fräulein Framboise, Fraise etc., wie sind sie so rosig. Es giebt auch Andere, die man Punch à la Romaine, Biscuit glacé und Tutti frutti nennt, wer weiß, ob sie nicht alle vorhergehenden noch übertreffen.

Eis verwandelt sich in Früchte, und Früchte verwandeln sich in Eis. Ein ewiges Widerspruchsspiel in der Welt des aufgeklärten Jahrhunderts. Wo ist der Garten, in welchem die oranges glacés und marrons glacées wachsen? Haben sie Jupiter Pluvius und Boreas zugleich angeblasen? Die oranges glacées sind wie Eiszapfen, welche Apfelsinenscheibchen gefangen genommen haben, sie

sind wie die Fliegen im Bernstein. Die Nymphe hält Pomona's Ueberfluß mit beiden Armen gefangen, wir beißen hinein, und da lacht sie, wenn uns beide Mundwinkel überströmen.

Eine Caraffe mit eau glacée wird gratis mit dem Eise gebracht, und es ist in Paris eine allgemeine Sitte, im Sommer ein paar Pfund Eis aus dem Café holen zu lassen und damit das Wasser im Hause zu kühlen.

So lassen die Pariser das Eis in sich hinunterlaufen, weil sie nicht selbst auf dem Eise laufen können. Und wer weiß, ob ihnen die Seine einen großen Gefallen thäte, wenn sie sich von des Winters starren Armen umfangen ließe, und ob sie nicht lieber die Polka und den Cancan tanzten.

Vom heiligen Wasser.

Von der trägen Seinenymphe, die mit sich anfangen läßt, was man will, — von all den tanzenden, neckenden, schäkernden Brunnen- und Fontainennixen, die in Paris und Versailles, in St. Cloud und überall, wo man hinsieht, ihren Reigen halten, von warmen und kaltherzigen Wasserjungfern haben wir geschwatzt oder geträumt. Aber sind sie denn alle so weltlich, so heidnisch wie jene? Giebt es keine, der man, wie der wohlbekannten Undine, eine Seele eingehaucht hätte?

Ja wohl, es giebt eine christliche, geweihte Wasserwelle, die in das ewige Leben hinüberquillt. Und sie ist nicht von gestern her, man kann nicht sagen, daß sie vor Jahrhunderten, vor Jahrtausenden geschaffen worden

sei. Wer ist ihr Vater und ihre Mutter? Neptun und Thetis, die Heiden, haben nichts mit ihr zu thun. Sie war, ehe die Welt war. Sie war verborgen in den Wassern ohne Ende, über welchen der Geist Gottes schwebte, — sie war es, welche auf ihrem Nacken Noah's Arche trug, welche so mit dieser kostbaren Last unangetastet durch's Meer der Sünden schwamm, — sie war es, welche mit zärtlichen Armen das Kindlein Moses umfing, — sie war es, welche die zügellosen Nymphen des rothen Meeres zu beiden Seiten ordnete, eine eiserne Kette vor dem Gottgesandten herziehend, so daß das auserwählte Volk Gottes einen trockenen Weg fand, — sie sprang auf Moses Geheiß aus dem Felsen, um das schmachtende Volk in der Wüste zu erquicken, — sie war es, welche auf des Messias Wort ihre eigenthümliche Gestalt verließ, — sie war es auch, welche rein genug befunden wurde, um des Heilands Haupt zu benetzen, — sie floß von Christi Mund, da er zu der Samariterin sprach. Jesus wählte diese Nymphe, diese heilige Welle, Gottes Geschöpf, einst zu seinem Nachen. Ganz durchdrang sie ihn; doch da der Geist von ihm gewichen war, wollte sie auch nicht länger in seinem Körper bleiben, und sie entquoll ihm sammt seinem Blute, aber sie blieb zum Trost, zur Erquickung, zur Reinigung den Menschenkindern zurück, eine durch und durch heilige Creatur, sie weiht uns zum Leben, sie weiht uns zum Himmel, sie weiht uns zu jedem Kirchengange. Ja, über dem Haupte der ganzen katholischen Kirche ruht sie, die klare, die reine, wie eine Decke, sie bewachend vor verheeren=

dem Blitz, und in die auserwählten Herzen läßt sie ihre schönsten Perlen fallen, und wiederum sammelt sie die Perlen, die hellen, die aus himmelssehnsüchtigen Augen zu ihr emporsteigen.

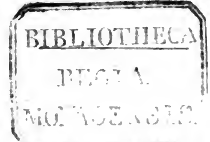
An jedem Ostertage giebt ihr der Priester seine Weihe, haucht ihr von Neuem Feuer und Leben ein durch die heilige Osterkerze und vermählt sie mit dem heiligen Geiste.

Und hat sie nicht genug zu schaffen in der ganzen Festwoche, die christliche Nymphe? Hilft sie nicht dem Papste und dem Bischofe, die Füße der Armen zu baden in der Kathedrale? Geht sie nicht eilfertig umher, die Altäre in allen Kirchen badend?

Ja stets geschäftig, mitleidig, gut und treu ist diese christliche Nymphe, nie ruht sie müssig in ihren Wohnungen, den heiligen Quellen, den großen Muscheln (bénitiers) der Kirchen, den kleinen, von Engeln getragenen Benitiers über den Betten, — nie ruht sie, und das wissen auch ihre alten Diener wohl (les donneurs d'eau bénite), nie halten sie den Weihwedel still.

Mit einem Hinblicke auf sie, diese Heilige, wollen wir unseren Nymphenreigen schließen.

Ende des ersten Bandes.



Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.







